Geschichte
der
Europäischen Staaten
seit dem Frieden von Wien.

Von

Fr. Buchholz.

Sechster Band.

Von der Beendigung des Wiener Congresses bis zur Bekanntwerdung des heiligen Bündnisses.

Berlin 1817
bei L. W. Wittich.

Sechstes Buch.

Von der Beendigung des Wiener Congresses bis zur Bekanntwerdung des heiligen Bündnisses.

In dem Pallast der Tuilerien fand Napoleon nach seiner Ankunft in Paris, außer den Gemahlinnen seiner Brüder Joseph und Ludwig, mehrere von seinen ehemaligen Ministern und Hausbeamten. Alle hatten sich daselbst versammelt, um ihn zu bewillkommen; und groß mochte ihre Freude über das Gelingen eines Abentheuers seyn, welches ein neues Emporkommen, neue Laufbahnen voll Glanz und Herrlichkeit versprach. Unter den vorwaltenden Umständen aber setzte die Ermüdung der Hauptperson den Glückwünschen schnell ein Ziel. Man zog sich daher zurück, wenn gleich nicht ohne große Hoffnungen; und da der menschliche Geist in großen Krisen am meisten zum Aberglauben geneigt ist, so fand man selbst den Umstand bedeutend, daß, nach anhaltendem Nebel, wie er in den ersten Frühlings-

tagen gewöhnlich ist, der 20ste März, als Geburtstag des Königs von Rom, ein heiterer Tag gewesen war.

Am folgenden Tage war Napoleons erstes Geschäft, den Vertheidiger Antwerpens zu sich rufen zu lassen. Carnot erschien ohne Zeitverlust; und wiewohl die Schrift, deren wir im letzten Buche erwähnt haben, keinesweges eine Lobrede auf Napoleon gewesen war, so erfolgte doch zwischen Beiden eine förmliche Aussöhnung, welche sich damit endigte, daß Carnot mit dem Titel eines Reichsgrafen zum Minister des Innern ernannt wurde.

Da Ludwig der Achtzehnte sich mit seiner Familie und seinen sämmtlichen Ministern zurückgezogen hatte, so war vor allen Dingen nothwendig, die obersten Verwaltungsbehörden wieder herzustellen; und dies geschah, indem Napoleon ohne Zeitverlust Diejenigen ernannte, welche er an die Spitze der Ministerien zu stellen gedachte. Der ehemalige Erzkanzler des Reichs, Herzog von Parma, wurde zum Minister der Justiz, der Herzog von Gaeta zum Minister der Finanzen, der Herzog von Bassano zum Staatssekretär, der Herzog Decres zum Minister der Marine und der Colonieen, der Herzog von Otranto zum Minister der allgemeinen Polizei, der Graf Molien zum

Minister des Schatzes, der Marschall Prinz von Eckmühl zum Kriegsminister ernannt; zugleich sahen sich der Herzog von Rovigo zum General-Aufseher der Gendarmerie, der Graf von Bondi zum Präfekten der Seine, der Staatsrath Real zum Polizei-Präfekten, und der Herzog von Vicenza zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten erhoben. Jene Ordnung also, ohne welche keine Regierung bestehen kann, war in einem Augenblick wieder hergestellt; und wäre es auf nichts weiter angekommen, so würden Ludwig der Achtzehnte und sein Ministerium gar nicht vermißt worden seyn. Ein kaiserliches Dekret setzte die, auf eine Verordnung des Königs in Thätigkeit gebrachte, National-Garde in Unthätigkeit, und die außerordentliche Sitzung der allgemeinen Rathsversammlungen in den Departements des Reichs, welche eine zweite Verordnung des Königs zusammenberufen hatte, blieb geschlossen, und die Verwaltung wurde den Präfekten zurückgegeben. Noch an demselben Tage erfolgte ein kaiserlicher Befehl, nach welchem die Ordnung in der Verwaltung und in der Gerechtigkeitspflege gerade so wieder hergestellt wurde, wie sie vor dem April 1814 gewesen war.

Dies alles geschah unter den lebhaftesten Bewegungen der Hauptstadt. Unstreitig war die Zahl der

Besonnenen, welche in Napoleons glücklich ausgeführtem Entwurfe nur den ersten Anfang einer neuen Umwälzung für Frankreich sahen, nicht gering; doch bei weitem größer war die Zahl Derer, welche, unbekümmert um die Folgen, bei Dem stehen blieben, was das Ereigniß des Augenblicks ausmachte. Diese wogten in überschwänglichen Schaaren dem Schlosse der Tuilerien zu, um den Mann zu bewillkommen, dessen Wesen ihnen zu allen Zeiten unbegreiflich gewesen war, und den sie jetzt noch viel unbegreiflicher fanden. Nichts war natürlicher, als daß die arbeitende Classe eine Regierung segnete, welche Paris zum Mittelpunkt Europa's erhob, und alle Reichthümer dieses Erdtheils nach der Hauptstadt Frankreichs hinleitete; wie viel durch sie für die Wohlfahrt der Hauptstadt geleistet worden war, dies hatte sich vorzüglich im Laufe des letzten Jahres gezeigt, wo Frankreich, auf sich selbst beschränkt und in mehreren seiner Theile zerstört und verödet, wenig oder gar nichts für Paris hatte leisten können. Die arbeitende Classe von Paris empfand dies so sehr, daß, wie unedel ihr Patriotismus auch immer seyn mochte, die Freude, welche sie über Napoleons Rückkehr äußerte, nur um so aufrichtiger war. Ihr lag die Vorstellung zum Grunde, daß es für Frankreich nicht schwer seyn

würde, die Rolle, welche es seit vierzehn Jahren gespielt hatte, zu wiederholen; und in dieser Voraussetzung bewillkommte man Napoleon, mit einer leichten Abänderung des französischen Kaisertitels, als den großen Unternehmer. Es bedarf keiner Erwähnung, wie richtig man seinen wahren Charakter in dieser Benennung aufgefaßt hatte.

Um sich der großen Menge dankbar zu zeigen, zugleich aber auch, um der öffentlichen Meinung die Richtung zu geben, welche seinen fernern Unternehmungen vortheilhaft war, veranstaltete Napoleon eine von jenen Musterungen des Militärs, welche in früheren Zeiten so große Wirkungen hervorgebracht hatten. Sie nahm am 21sten, Mittags, ihren Anfang und dauerte einige Stunden. Mehr als 20,000 Mann waren versammelt; man hatte alle Soldaten, die sich in der Hauptstadt befanden, zusammengebracht. Napoleon musterte alle Reihen, sprach mit Einzelnen sehr vertraulich und freundschaftlich, ließ alsdann mehrere große Vierecke bilden, und hielt eine Rede folgenden Inhalts: „Mit elfhundert Mann sey er nach Frankreich zurückgekommen, indem er auf die Liebe des Volks und auf die Zurückerinnerung der alten Soldaten gerechnet habe. In seiner Erwartung nicht betrogen, danke er dem Volke und den Soldaten. Der

Ruhm seines letzten Unternehmens gebühre beiden; nur darauf beschränke sich der seinige, daß er die Franzosen richtig beurtheilt habe. Soldaten! — fuhr er fort — der Thron der Bourbons war unrechtmäßig: er war es, weil die Hände der Ausländer ihn aufgerichtet hatten; weil der Wunsch der Nation, so wie dieser sich in allen Volksversammlungen ausgesprochen hat, ihn proscribirte; endlich, weil er nur den Vorzügen einer kleinen Zahl von anmaßenden Menschen, deren Ansprüche den unsrigen entgegenstehen, Bürgschaft gewährte. Nur der Kaiserthron konnte die Rechte des Volks, und den größten unserer Vorzüge, den unsres Ruhms, verbürgen. Wir brachen also auf, um jene Prinzen, welche Verbündete des Auslandes sind, von unserm Grund und Boden zu verjagen. Die Nation wird uns nicht bloß mit ihren Wünschen, sondern auch mit ihrem Beistande unterstützen. Das französische Volk und Ich, wir rechnen auf euch. Wir wollen uns nicht in fremde Angelegenheiten mischen; allein wehe Dem, der sich in die unsrigen mischen möchte!" Die Musterung war der Beendigung nahe, als man den General Cambrone an der Spitze der Officiere jenes Bataillons ankommen sah, das den Kaiser nach Elba begleitet hatte. Sie trugen die alten Adler. Bei diesem An-

Anblick brach Napoleon in die Worte aus: „Dies sind die Officiere des Bataillons, das mich ins Elend begleitet hat. Alle sind meine Freunde; alle meinem Herzen theuer. So oft ich sie sah, erinnerten sie mich an die verschiedenen Regimenter der Armee; denn unter diesen sechshundert Tapfern giebt es Männer aus allen Regimentern. Indem ich sie liebte, liebte ich auch alle Soldaten der ganzen Armee. Sie bringen euch die Adler zurück. Mögen euch diese zum Sammelplatz dienen. Schwört, daß sie allenthalben seyn werden, wohin der Vortheil des Vaterlands sie ruft! Und mögen die Verräther und Die, welche unsern Boden verheeren möchten, nie ihren Anblick ertragen!“ — Mit allgemeinem Aufschrei riefen alle Soldaten: „Wir schwören!“ — So wurde diese Musterung beendigt, bei welcher Napoleons Absicht eben so sehr darauf hin ging, das Volk durch Schmeichelcien zu gewinnen, als die Soldaten durch neue Aussichten auf Ruhm und Beute zu bestechen.

Was seine Rede am meisten auszeichnete, war die Herablassung, womit er sich dem Volke nachsetzte. Er, welcher sonst den Grundsatz aufgestellt hatte, „daß alles für das Volk, nichts durch dasselbe geschehen müsse,“ war jetzt dahin gekommen, daß er eine Volks-Suveränetät anerkannte, von welcher die

seinige ein bloßer Abglanz seyn sollte. Dies hing mit seinem Unternehmen so eng zusammen, daß es als die unmittelbare Folge desselben betrachtet werden kann. Zwar ist es in den erblichen Monarchieen hergebracht, nur Eine Art von Rechtmäßigkeit zu gestatten: diejenige nämlich, welche sich auf die Geburt und das Erbfolge-Gesetz stützt. Allein es liegt außer allem Streit, daß der Begriff von Rechtmäßigkeit hierdurch nicht erschöpft wird; denn wäre dies der Fall, so müßte es außerhalb des Kreises der erblichen Monarchieen gar keine Rechtmäßigkeit geben. Da es nun gleichwohl eine solche giebt, so ist man genöthigt, den Begriff der Rechtmäßigkeit anders aufzufassen, und zu sagen, die Rechtmäßigkeit beruhe auf solchen Verhältnissen der Regierung zu den Regierten, in welchen beide ihren Vortheil finden. Hiernach war Napoleons Regierung bis zu seinem Ausscheiden im Jahre 1814 nichts weniger als unrechtmäßig; sie beruhete einerseits auf der Nothwendigkeit des Charakters der Einheit, oder der Monarchie, für ein so großes Reich, wie Frankreich; andererseits auf der Anerkennung aller europäischen Regierungen, die brittische allein ausgenommen, welche besondere, nicht aus der Natur der menschlichen Gesellschaft geschöpfte Gründe haben konnte, ihre Anerkennung zu ver-

sagen. Allein über jene Periode des Ausscheidens reichte Napoleons Rechtmäßigkeit nicht hinaus. Vermöge eines förmlichen Traktats war sein Verhältniß zu den Franzosen aufgehoben worden; und vermöge eines zweiten, wenn gleich nicht mit ihm abgeschlossenen, Traktats war Ludwig der Achtzehnte an seine Stelle als rechtmäßiger Staatschef von Frankreich getreten. Indem er nun gleichwohl nach Frankreich zurückkehrte, und Ludwig den Achtzehnten verdrängte, hatte er sich selbst in einen Usurpator verwandelt, dem keine andere Wahl blieb, als das Gehässige seines Verfahrens durch Sophismen aller Art zu schwächen und die Rechtmäßigkeit der von ihm verdrängten Regierung in das Licht der Unrechtmäßigkeit zu stellen. Zu diesem Endzweck wurde die alte, längst verworfene, und von Napoleon am meisten bestrittene Lehre von der Volks-Suveränetät wieder aufgewärmt. Man hoffte dadurch einen doppelten Vortheil zu gewinnen: nämlich Einmal, das Volk über die Handlung selbst, wodurch Napoleon Ludwig den Achtzehnten vom Thron gestoßen hatte, zu täuschen; zweitens, dasselbe Volk zu allen den Aufopferungen, wodurch die Usurpation allein vertheidigt werden konnte, bereitwilliger in der Vorstellung zu machen, daß es seine eigene, nicht Napoleons Sache vertheidige. Es wurde dabei allerdings

das Eine und das Andere gewagt; allein außerdem, daß der größte Theil der Menschen in Sachen dieser Art nie klar sieht, und folglich leicht betrogen wird, bedurfte es nur glücklicher Erfolge, um von neuem die Dinge auf einen Punkt zu treiben, wo die Unumschränktheit sich ganz von selbst verstand, und von der Volks-Suveränetät nicht mehr die Rede seyn konnte. Napoleons Bescheidenheit diente also nur zur Verschleierung seiner Usurpation, aus welcher er selbst sich kein Geheimniß machen konnte. Seine Anhänger und Werkzeuge hatten alle Ursache, einzugehen auf einen Plan, worin sie das einzige Mittel sahen, ihre politische Bedeutsamkeit zu retten. Das französische Volk war leicht getäuscht, wie jedes Volk, welches unbekannt ist mit den Bedingungen, unter welchen es allein groß und mächtig seyn kann; nicht zu gedenken, daß es nie die Sache des Volks ist, die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit seiner Regierung zu ergründen, wenn es einmal eine Regierung hat. Es muß sogar als ehrenvoll für die Franzosen bemerkt werden, daß sie, der großen Mehrheit nach, ganz gleichgültig blieben bei einer Frage, die nie von ihnen entschieden werden konnte.

Um folgerecht zu handeln, schaffte Napoleon die Censur ab, und proklamirte eine unbeschränkte Preß-

freiheit; Er, der früher innerhalb der Gränzen seines großen Reichs sogar den freien Gedanken, wo er nur gemuthmaßt werden konnte, unterdrückt hatte, wollte jetzt das Ansehn gewinnen, als fürchte er selbst das lauteste Wort nicht, und als müsse jeder gesunde Verstand sein Verfahren billigen. Nie war in der Verfassung des französischen Reichs das Mindeste gewesen, was die Censur überflüssig gemacht hätte, und jetzt, wo alles auf eine Dictatur hinauslief, war die unbeschränkte Preßfreiheit weniger als jemals angebracht. Dennoch glaubte Napoleon Liberalität mit Dictatur vereinigen zu können; unstreitig, indem er voraussetzte, die Furcht werde jedem Schriftsteller das Maaß der Freimüthigkeit bestimmen, bei welchem er für die Ausführung seiner eigenen Entwürfe nichts zu besorgen habe. Ganz aber war das nicht der Fall. Obgleich die Mehrzahl der französischen Schriftsteller nur gegen die Bourbons zu Felde zog, und schändende Dinge gegen Ludwig den Achtzehnten zur Sprache brachte: so fehlte es doch nicht ganz an Solchen, welche sich gegen die neue Umwälzung erklärten, und zwar mit einem solchen Umfange von Einsicht, daß die Polizei ins Mittel treten mußte, um die Einheit der Regierung zu retten. Im Großen genommen zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit die unbedingte Hoch-

achtung, welche den Franzosen für Diejenigen eigen ist, die im Besitze der Macht sind; denn mehrere Schriftsteller, welche bisher durch die scheinbare Unabhängigkeit ihrer Meinungen gegolten hatten, wie Simond Sismondi, Benjamin de Constant und Andere, ließen sich durch eine bloße Unterredung mit Napoleon, oder durch Aufnahme in den Staatsrath, zur Entsagung ihrer bisherigen Grundsätze bewegen.

Es bedurfte sowohl für das französische Volk als für das Ausland feierlicher Handlungen zur Rechtfertigung des großen Schrittes, durch welchen ganz Europa mit einer neuen Umwandlung bedrohet war; und die französische Gewandtheit ließ es nicht an solchen fehlen. Mehr als Einmal hatte Napoleon seit seiner Wiedererscheinung in Frankreich erklärt, daß die Franzosen vergessen müßten, über alle Nationen des Festlandes geherrscht zu haben. Je weniger nun die Friedensliebe, welche aus dieser Erklärung hervorging, in seinem Charakter gegründet war, desto mehr bedurfte sie der Beglaubigung; und wie hätte diese wohl schicklicher herbeigeführt werden können, als dadurch, daß die sämmtlichen Minister gleichsam die Bürgschaft für Napoleons veränderte Denkungsart übernahmen! Es wurde also den 26. März (einen Sonntag) ein Glückwünschungs-Auftritt verabredet, wel-

cher, an und für sich höchst überflüssig, keinen anderen Zweck hatte, als die europäische Welt durch die öffentlichen Blätter mit Napoleons Rückkehr auszusöhnen. Von dem ehemaligen Erzkanzler des Reichs, Herzog von Parma, bei Napoleon eingeführt, überreichten die sämmtlichen Minister eine Adresse folgenden Inhalts: „Sire! die Vorsehung, welche über unser Geschick wacht, hat Ewr. Majestät den Weg zu jenem Thron, auf welchen die freie Wahl des Volks und die National-Erkenntlichkeit Sie geführt hatte, wieder eröffnet. Das Vaterland erhebt von Neuem seine majestätische Stirn; zum zweiten Male begrüßt es mit der Benennung eines Befreiers den Fürsten, welcher die Anarchie entthronte, und dessen Gegenwart allein unsere liberalen Verfassungen befestigen kann. Die gerechteste der Revolutionen, die nämlich, welche dem Menschen seine Würde in allen seinen politischen Rechten zurückgeben sollte, hat die Dynastie der Bourbons vom Throne gestürzt. Nach fünfundzwanzigjährigen Unruhen und Kriegen haben alle Anstrengungen des Auslandes nicht vermocht, erloschene, der gegenwärtigen Generation ganz unbekannte Gefühle wieder zu wecken: der Kampf der Vorurtheile und Vortheile einer kleinen Anzahl gegen die Einsichten des Jahrhunderts und den Vortheil einer großen Na-

tion ist endlich beendigt. Das Verhängniß ist erfüllt. Was allein rechtmäßig ist, die Sache des Volks, hat triumphirt. Ew. Maj. ist dem Verlangen der Franzosen zurückgegeben; unter den Segenswünschen des Volks und der Armee haben Sie die Zügel des Staats wieder an sich genommen. Frankreich hat zu Bürgen seinen Willen und seine theuersten Interessen; Bürge für Frankreich ist zugleich Alles, was Ew. Maj. zu den Schaaren gesagt haben, die sich auf Ihrem Wege drängten. Die Bourbons konnten es nicht über sich erhalten, etwas zu vergessen; ihre Handlungen und ihr Betragen standen in Widerspruch mit ihren Worten. Sie, Sire, werden Ihr Wort halten; Sie werden sich nur der Dienste erinnern, welche Sie dem Vaterlande geleistet haben; Sie werden beweisen, daß, wie groß auch die Erbitterung der Partheien, und wie verschieden auch die Meinungen gewesen, alle Bürger in Ihren Augen und in Ihrem Herzen vor Ihnen gleich sind, wie vor dem Gesetze. Ew. Maj. wollen auch vergessen, daß wir die Herren der uns umgebenden Nationen gewesen sind: ein großmüthiger Gedanke, welcher zu vielem erworbenen Ruhme noch neuen hinzufügt. Schon haben Ew. Maj. Ihren Ministern die Bahn bezeichnet, in welcher sie sich bewegen sollen; schon

haben Sie durch Proclamationen allen Völkern die Maximen bekannt gemacht, nach welchen das Reich künftig regiert werden soll. Keinen auswärtigen Krieg, es sei denn, um einen ungerechten Angriff zurückzuweisen; keine Rückwirkung im Innern; keine Willkürlichkeiten; Sicherheit der Personen; Sicherheit des Eigenthums; freien Umlauf des Gedankens: dies sind die Grundsätze, welche Sie geheiligt haben. Glücklich Diejenigen, Sire, welche dazu mitwirken sollen! Solche Wohlthaten werden Ihnen bei der Nachwelt, d. h. wenn die Zeit der Schmeichelei vorüber seyn wird, den Namen des Vaters des Vaterlandes erwerben. Sie werden unsern Kindern durch den erhabenen Erben gesichert bleiben, welchen Ew. Majestät sich anschicken, auf dem Märzfelde zu krönen."

So die sämmtlichen Minister, welchen Napoleon erwiederte, daß sein Denkspruch sei: „Alles für die Nation, alles für Frankreich."

Der kaiserliche Staatsrath blieb nicht hinter den Ministern zurück. Von Ludwig dem Achtzehnten vernachlässigt und durch Napoleons Zurückkunft zu einem neuen Leben erwacht, hielt er es für seine Pflicht, den Franzosen und, wo möglich, der ganzen Welt zu zeigen, daß er die neuen Grundsätze Napoleons

theile. Er bestand nach seiner Wiedereinsetzung aus einigen und vierzig Personen, welche, durch die Revolution gebildet, alle Gewandtheit hatten, die unter den gegenwärtigen Umständen erforderlich war; und obgleich Mehrere von ihnen, wie die Grafen Defermont, Regnaud de St. Jean d'Angely, Boulay, Daru, Thibaudeau, Pomereuil u. s. w. in einer frühern Periode nie das kleinste Zeichen von unabhängiger Meinung gegeben hatten: so nahmen sie doch für den Augenblick die Miene an, als hätten sie in ihren Grundsätzen nie geschwankt. Von dem Groß-Ceremonien-Meister vor Napoleon geführt, überreichten sie eine Art von politischem Glaubensbekenntniß, welches folgenden Inhalts war. „Die Suveränetät wohne im Volke, und sei die einzige rechtmäßige Quelle der Gewalt. Im Jahre 1789 habe die französische Nation ihre usurpirten oder verkannten Rechte wieder erobert, und die National-Versammlung die Feudal-Monarchie abgeschafft und die constitutionelle Monarchie und eine repräsentantive Regierung eingeführt. Durch den Widerstand der Bourbons sei ihr Fall und ihre Verbannung bewirkt worden. Bonaparte, im Jahre VIII der Republik, mit Zustimmung der Nation, an die Spitze der Regierung gestellt, sei von einem Consul, vermöge einer Constitution, erst zu einem Consul

auf Lebenszeit, und dann zur Kaiserwürde aufgestiegen, welche das Senatus-Consult vom 28. Floreal des Jahres XII in seiner Familie erblich gemacht habe. Zweiundzwanzig Jahre hindurch hätten die Bourbons nicht in Frankreich regiert, dessen neue Gesetze, Institutionen und Sitten ihnen fremd geblieben wären, bis 1814 in dem verheerten Frankreich Ausländer eine angeblich provisorische Regierung geschaffen, und die Minderzahl der Senatoren gezwungen hätten, die Constitution zu vernichten, den kaiserlichen Thron umzustürzen und die Bourbons zurückzurufen. Zur Erhaltung der Constitution geschaffen, hätte der Senat nicht das Recht gehabt, dieselbe zu verändern, noch weniger aber das Recht, sie zu zerstören. Zwar hätte dieser Senat verordnet, daß der Entwurf einer neuen Constitution dem Volke zur Annahme vorgelegt, und Ludwig Stanislaus Xaver nicht eher zum König der Franzosen ausgerufen werden sollte, als bis er die Constitution angenommen haben würde; allein diese Bedingung sei nicht erfüllt worden, und Ludwig Stanislaus Xaver habe an die Stelle der von dem Senate entworfenen Constitution eine andere gebracht, welche, anstatt aller Sanction, bloß einer Versammlung von Deputirten vorgelesen worden, die, als nicht frei, das Staatsgesetz weder angenommen

noch verworfen hätten. Napoleons Abdankung, ein Werk der Noth, ein Ergebniß des Unglücks, habe nie einen andern Zweck gehabt, als den Bürgerkrieg zu vermeiden. Nicht angenommen vom Volke, hebe sie den Vertrag zwischen ihm und den Franzosen nicht auf; und selbst, wenn man zugebe, daß er für seine Person hätte abdanken können, so hätte er doch nicht die Macht gehabt, die Rechte seines Sohnes aufzuopfern. Was man auch von dem Anhange sagen möge, welchen die Bourbons gefunden, so sei er doch nicht vom Volke ausgegangen. Die Bourbons hätten alle ihre Verheißungen unerfüllt gelassen, den Feudal-Adel begünstigt, den Verkauf der National-Güter erschüttert, die Rückkehr der Feudal-Rechte und Zehnden begünstigt, allen liberalen Meinungen den Krieg erklärt, die ruhmvollen Institutionen Frankreichs angegriffen, die Ehren-Legion ihrer Ausstattung und ihrer Rechte beraubt, das Ehrenzeichen durch verschwenderische Vertheilung desselben herabgewürdigt, der Armee, den Tapferen ihren Sold, ihren Rang, ihre Ehre genommen, um dies alles den Ausgewanderten zu geben, endlich das Volk durch die Ausgewanderten unterdrückt. Hierdurch bewogen, habe Frankreich seine National-Regierung, die in seine neuen Angelegenheiten verflochtene Dynastie, zurückgerufen. Als

nun der Kaiser erschienen sei, hätten zwar die Bourbons durch Gesetze aus dem Stegereif und allzu späte Schwüre die der Nation und der Armee zugefügten Beleidigungen wieder gut machen wollen; doch die Zeit der Täuschung sei vorüber, das Vertrauen verscherzt gewesen: kein Arm habe sich zu ihrer Vertheidigung gehoben; die Nation und die Armee sei ihrem Befreier entgegen gegangen. Zum zweiten Male auf den Thron erhoben, stelle Napoleon die Rechte des Volks wieder her: die individuelle Freiheit und Gleichheit der Rechte, die Freiheit der Presse und die Abschaffung der Censur, die Freiheit des Gottesdienstes, die freie Bewilligung der Steuern, und die Theilnahme an der Gesetzgebung durch gesetzlich gewählte Repräsentanten, die Unabhängigkeit und Unentsetzbarkeit der Tribunale, die Verantwortlichkeit der Minister und aller Machtausüber. Bis zu dem Zeitpunkt, wo die National-Institutionen in einer großen Versammlung von Repräsentanten würden aufs Neue geprüft worden seyn, werde der Kaiser die ihm vom Gesetz übertragene Macht ausüben und ausüben lassen: eine Macht, die ihm nicht habe genommen werden können; eine Macht, welcher er nicht ohne die Einwilligung der Nation habe entsagen dürfen."

So lautete das von dem Staatsrathe überreichte

politische Glaubensbekenntniß, in welchem leidenschaftlich gedeutete Thatsachen die Stelle der Ideen vertraten. Napoleon erwiederte: „Die Fürsten seien nur die ersten Bürger des Staats mit einem größeren oder geringeren Umfange von Autorität, je nach dem Vortheil der Nationen; was ihn betreffe, so habe er der Idee eines großen Reichs, zu welchem er seit funfzehn Jahren den ersten Grund gelegt, entsagt, um sich nur mit dem Glücke der Franzosen zu beschäftigen."

Könnten Körperschaften vermeiden, die allgemeine Bewegung zu theilen, und bliebe ihnen für den Ausdruck ihrer Gesinnungen etwas Anderes übrig, als ihn der Geschicklichkeit des Gewandtesten unter ihnen anzuvertrauen: so müßte man es tadeln, daß selbst der Cassations-Hof die Lüge unterstützte, durch welche das Ministerium und der Staatsrath ganz Frankreich irre zu führen gedachten. Die Sprache dieses obersten Gerichtshofes war, wie die der obengenannten Behörden. Er begrüßte den Kaiser als den einzigen, wahren und rechtmäßigen Suverän des Reichs. „Diese Suveränetät, von der Nation gestiftet, sagte er, wurde Ihnen übertragen, als die Nation Sie auf einen offenen und verlassenen Thron berief; und daß die Franzosen ihre Wahl nie bereuet haben, ist er-

wiesen durch die Freudigkeit, womit alle Herzen Ihnen entgegen geflogen sind. Wie könnte die Rechtmäßigkeit Ihrer Suveränetät verkannt werden, da sie auf der unzerstörbaren Grundlage des freien Willens der Franzosen beruht! Mögen sie auf immer vergessen seyn, die Tage einer Zwischenregierung, welche der Verrath vorbereitete, und eine fremde Macht befestigte! Mögen sie auf immer vergessen seyn, die Unglückstage, an welchen Frankreich seine ruhmvolle Stellung, seine Stärke, seine Unabhängigkeit, die Frucht fünfundzwanzigjähriger Arbeiten, Anstrengungen und Triumphe verlor! Nein, die Nation konnte sich in diesem kurzen und doch so langen Zeitraum nicht fesseln lassen; nein, Ihre Rechte, Sire, konnten nicht vernichtet werden. Die Rechtmäßigkeit Ihrer Regierung blieb unverändert, weil das Volk nicht frei war und nicht einmal befragt wurde, weil alle Behörden sich unterdrückt fühlten, weil eine Nation im Joche der Knechtschaft seufzt, wenn sie sich nur unter dem Einfluß einer fremden Macht bewegen darf, endlich weil, sobald Ihre Gegenwart den ersten Freiheitsschimmer brachte, das ganze Volk sich für Sie erklärt hat. Und welcher Chef wäre einer freien und hochherzigen Nation würdiger, als der, welcher anerkennt, daß die Könige um der Völker, nicht die

Völker um der Könige willen da sind; der nur, in Kraft einer, nach dem Interesse des Volks gemachten und durch den Willen desselben angenommenen Verfassung regieren will; der nur regieren will durch die Gesetze, und um gleichmäßig die Rechte Aller zu beschützen! Sire, diese Grundsätze sind so alt, wie die Welt, und die fortschreitende Aufklärung des Jahrhunderts hat ihnen eine unwiderstehliche Evidenz gegeben, vor welcher alle Vorurtheile verschwinden müssen." — Dem Kaiser mochte es wohlthun, seine Sache von dem ersten Gerichtshofe so vertheidigt zu sehen; denn, nach einigen Bemerkungen über die Bestimmungen der Herrscher in allen Ländern ohne Ausnahme, setzte er hinzu: „daß eine Dynastie, durch Umstände erzeugt, welche so viele neue Interessen geschaffen hätten, allein natürlich und rechtmäßig sei, und Vertrauen und Macht, diese beiden Charaktere jeder Regierung, vereinigen könne."

Noch mehrere andre Behörden wurden an diesem Tage bei dem Kaiser eingeführt: dahin gehörten der Oberrechnungshof, der kaiserliche Gerichtshof von Paris und der Municipal-Rath der Hauptstadt. Alle sprachen in demselben Sinne, so daß man deutlich sah, wie alles verabredet war, um durch die Hauptstadt ganz Frankreich fortzureißen.

Bis zu einem gewissen Grade mußte dies immer gelingen. Indeß wirkten mehrere Umstände entgegen, welche keine vollkommene Verblendung gestatteten. Wenn die Rechtmäßigkeit des Kaisers nach seiner Zurückkunft in Frankreich eine so entschiedene Sache war: worin lag es denn, daß gerade die achtbarsten unter seinen ehemaligen Waffengefährten sich von ihm trennten? Alexander Berthier, Fürst von Neufchatel und Wagram, begab sich nach Deutschland, um keinen Antheil zu nehmen an der neuen Umwälzung, die er vorhersah. In demselben Sinne handelte der Marschall Marmont, Herzog von Ragusa. Die Marschälle Mortier, Oudinot, Lefebre, St. Cyr, Victor blieben zwar in Frankreich zurück; doch, weil sie einmal dem Könige geschworen hatten, hielten sie es nicht ihrer Würde gemäß, sogleich zu den Fahnen Napoleons überzugehen. Die Marschälle Augereau und Massena, Beide bejahrt und kränklich, zeigten, auch nicht von fern her, irgend einen Eifer für die Sache Napoleons. Aber sofern hierin eine Kraft lag, zur Besinnung zurückzuführen, reizten noch viele andere Umstände zum Nachdenken. Schon in Lyon hatte der Kaiser bei Gelegenheit des von ihm zu veranstaltenden Mayfeldes versprochen, daß er seinen Sohn auf demselben krönen wolle. Dies setzte Verträge mit

Oesterreich voraus, an welche man um so lieber glaubte, je mehr man wünschte, daß Frankreich sich in dem ihm bevorstehenden Kampfe nicht vereinzelt sehen möchte. Allein der König von Rom erschien eben so wenig, als seine Mutter, die Kaiserin. Was sollte man davon denken? Allerdings waren Anstalten zur Entführung von Beiden getroffen worden; aber sie waren in eben dem Augenblicke fehlgeschlagen, wo die Entführung von Statten gehen sollte. In Paris, und in Frankreich überhaupt, erfuhr man darüber freilich nichts: doch die Wirkung, welche das Nichterscheinen der Kaiserin und ihres Sohnes hervorbrachte, konnte nicht ausbleiben; und nichts war natürlicher, als daß man einem Manne mißtraute, der so absichtlich getäuscht hatte. Die königliche Parthei, obgleich Anfangs zu Boden geworfen durch die Entfernung Ludwigs des Achtzehnten, kam zur Besinnung, sobald der erste Rausch vorüber war, den der Sieg in der Gegenparthei hervorgebracht hatte. Nicht fortgerissen zu werden, war unstreitig in den ersten Tagen der Wiedererscheinung Napoleons ihr höchstes Ziel gewesen. Bald hatte sie sich ein besseres gesteckt, nämlich, Widerstand zu leisten. Dazu war sie um so mehr eingeladen, je weniger Napoleon und seine Anhänger sich versucht fühlten, Gewalt zu brau-

chen, und je mehr sie Alles auf den freien Entschluß der Franzosen ankommen lassen wollten. Nicht lange, so schlossen sich an sie alle Diejenigen an, welche keinen gefahrvollen Widerstand lieben; in allen Ländern die größere Zahl. Durch ein Gemisch von Tyrannei und Enthusiasmus hatten in den letzten zwanzig Jahren die verschiedenen Regierungen in Frankreich wunderähnliche Wirkungen hervorgebracht. Jetzt wollte man der Tyrannei entsagen, und Alles von dem Enthusiasmus erwarten. Doch es zeigte sich nur allzu bald, daß er, vereinzelt, eine allzu schwache Triebfeder ist. Viele von Denen, welche die Verdrängung der Bourbons nicht ungern sahen, wiegten sich mit Träumen von dem Beistande, welchen Frankreich von Oesterreich und sogar von England zu erwarten habe, und wurden um so sorgloser, je weniger die Regierung es wagen durfte, die Lage Frankreichs zu entschleiern, damit ihre eigene nicht verschlimmert würde. Die katholische Geistlichkeit verstärkte diese Sorglosigkeit durch ihre Weigerung, die üblichen Kirchengebete für Napoleon zu sprechen; und welches auch ihre Beweggründe seyn mochten, so stellte doch ihr Betragen den von Elba zurückgekehrten Kaiser in das Licht eines Usurpators, der keine Unterstützung verdiene. Dies war der größte Triumph für die sogenannten wei-

ßen Jacobiner; denn so nannte man, im Gegensatz von den frühern Jacobinern mit rothen Mützen, die königlich-gesinnte Parthei, welche vor Napoleons Zurückkunft auf eine vollständige Gegenumwälzung gedrungen hatte, nicht sowohl um die Herrschaft der Bourbons zu befestigen, als um in den Besitz aller der Vorrechte zurück zu treten, welche sie durch die Umwälzung eingebüßt hatte. Alles erwartete diese Parthei von dem Beistande des Auslandes; und würde nur Napoleon nicht unterstützt, so ertrug sie jedes Schicksal, das über Frankreich kommen mochte.

Bei dieser Stimmung der Gemüther in Frankreich fehlte es gleichwohl nicht an Glückwünschungsschreiben, welche aus beinahe allen Theilen des Reiches einliefen. Wer daraus auf irgend eine feste Gesinnung schließen wollte, würde sich in dem größten Irrthum befinden. Nur allzu leicht betrachtet man als Werk großer Gemeinden, was häufig nur das Werk von Einzelnen ist, die, einer Parthei dienend, bloß ihren Vortheil im Auge haben. Die ansteckende Kraft der Beispiele kommt hinzu, und bewirkt, daß Niemand zurückbleiben will, weil er davon irgend einen Nachtheil erwartet; und wenn von dem französischen Volke die Rede ist, so läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß der größte Theil seiner Hand-

lungen auf die Rechnung einer falschen Scham gebracht werden muß, die von je her mit sich gebracht hat, daß man mehr in dem Gefühl des Hergebrachten und Verabredeten, als in dem des sittlich-Schönen und Wahren lebt.

Sobald nun die französische Regierung der Welt zeigen konnte, daß es ihr in Frankreich nicht an Anhang fehle, hielt sie es auch für schicklich, auf eine Beantwortung der zu Wien zu Stande gebrachten Erklärung einzugehen, durch welche Napoleon, als Störer der öffentlichen Ruhe, in die Acht gesetzt war; und die Beantwortung geschah mit Wendungen, die nur aus langer Ueberlegung hatten hervorgehen können. Vor allen Dingen zeigte man sich geneigt, jene Erklärung der verbündeten Suveräne als das Machwerk der französischen Gesandtschaft auf dem Wiener Congresse zu betrachten. „Auch wenn dem nicht so sey, fuhr man fort, beruhe die ganze Erklärung auf Voraussetzungen, welche man fälschlich für Thatsachen genommen. Man setze nämlich voraus: 1) daß der König von Frankreich sich noch auf seinem Thron befinde, und die Vertheidigung seiner Krone und seines Landes nicht aufgegeben habe; 2) daß die französische Nation gegen ihren Willen eine Invasion leide, gegen welche sie die Hülfe der Verbündeten an-

rufe; 3) daß die öffentliche Ruhe gestört sei, und daß die Wiederherstellung derselben die Dazwischenkunft fremder Mächte nothwendig mache; 4) daß andere Regierungen durch den Fall jener Familie, die in Frankreich regiert habe, gefährdet werden könnten. Allein von diesen Voraussetzungen sei keine einzige gegründet. Erstlich, Ludwig der Achtzehnte befinde sich nicht mehr auf dem Thron, befinde sich nicht einmal mehr in Frankreich. Es handle sich also keineswegs darum, ihn in dem Besitz seiner Autorität zu erhalten. Es werde sich vielmehr darum handeln, ihm dieselbe zurückzugeben, d. h. nicht zu verhindern, daß eine Umwälzung geschehe, sondern eine Umwälzung gegen einen festen und ruhigen Zustand herbei zu führen. Wenn die Mächte sagten, daß der Friede nicht gestört, daß die Völker nicht in die Unordnungen und Leiden der Revolution zurückgestürzt werden sollten: so hätten sie, vermöge eines solchen Grundsatzes, sich zwar gegen Napoleon auf die erste Nachricht von seiner Landung, und in einem Augenblick erklären können, wo sie in ihm einen abentheuerlichen Bewerber um den französischen Thron gesehen hätten, der damit umgehe, Frankreich und Europa aufs Neue unglücklich zu machen. Allein jetzt sei der Kaiser in dem vollen und unbestrittenen Besitz des Throns;

und gerade dadurch, daß man ihm denselben streitig machen und Ludwig den Achtzehnten unterstützen wolle, werde man Unheil und Unordnung zurückführen. Zweitens, die französische Nation leide keine Invasion, gegen welche sie die Hülfe der Verbündeten anrufe. Kein Kanonenschuß sei gefallen, kein Tropfen Blut sei vergossen, kein Widerstand sei versucht worden. Die Bourbons und deren Anhänger hätten sich so vereinzelt und schwach gefühlt, daß sie keine Maaßregel der Vertheidigung oder auch nur der Verzögerung versucht hätten. Sie wären gefallen, weil nichts sie gehalten; ihre vorübergehende Regierung hätte keine Grundlagen gehabt. Der Kaiser habe Niemand besiegt; er habe Alle vereinigt. Wenn er zu jener Zeit, wo er, von Europa anerkannt, friedlich auf dem Thron gesessen, — wenn er vor sechs, acht, zehn Jahren von Paris nach Cannes hätte reisen wollen, so hätte er weder ungestörter, noch schneller reisen können. Die Hülfe, welche die Mächte der französischen Nation anböten, wäre also eben so unanwendbar, wie die, welche sie dem König von Frankreich antrügen. Einen König von Frankreich gebe es nicht mehr, und die französische Nation verlange keine Hülfe. Diese vorgebliche Hülfe würde ein Angriff seyn; diese Beistands-Erklärung würde

eine Kriegserklärung für die ganze Nation enthalten, und an den Kreuzzug von 1792 zurückerinnern, auch unstreitig dasselbe Resultat geben. Drittens, die Mächte hätten sich gleichmäßig in der Voraussetzung geirrt, daß die öffentliche Ruhe bedrohet sei, und zu ihrer Wiederherstellung ihre Dazwischenkunft nothwendig mache. Nirgends wären Kennzeichen der Unruhe, nirgends Anzeigen von einem nahen Bürgerkriege. Die Prinzen des Hauses Bourbon wären davon vollkommen überzeugt: der Herzog von Bourbon habe die Vendee verlassen; der Herzog von Angouleme stehe im Begriff, Bordeaux aufzugeben. Auf allen Punkten Frankreichs habe die alte Dynastie dasselbe Unvermögen, sich zu vertheidigen, dieselbe Unmöglichkeit, sich wiederherzustellen, wahrgenommen. Was würde die Dazwischenkunft der Mächte bei einem Volke seyn, das vollkommen einverstanden wäre? Ein muthwilliger Angriff, nichts weiter! Gerade diese Dazwischenkunft würde die allenthalben herrschende Ruhe stören. Die Unterthanen dieser Mächte, von einem zwanzigjährigen Kriege ermüdet, würden sich nicht täuschen lassen; sie würden sehen, daß man damit umgehe, Europa, um einer einzigen Familie willen, in Flammen zu setzen; und zwar um einer Familie willen, welche, nach Strömen von Blut in ihr al-

tes Erbtheil wieder eingesetzt, sich nicht ein einziges Jahr hätte halten können; sie würden sich die Frage vorlegen, ob es denn das Schicksal aller Europäer sei, ihre Ruhe, ihren Kunstfleiß, ihre Wohlfahrt, ihr Leben aufzuopfern, um eine Familie auf einen Posten zurückzuführen, den sie immer wieder verlasse. Viertens, die Furcht, daß andre Regierungen durch den Fall der Familie, deren Regierung beendigt worden, gefährdet werden könnten, sei ungegründet. Der Kaiser habe erklärt, daß er sich nicht in die Angelegenheiten irgend einer Nation mischen wolle; und er könne die Erneuerung des Krieges nicht an seine Wiederherstellung auf den französischen Thron knüpfen wollen. Der Traktat von Paris könne in seinem Herzen, wie in dem eines jeden Franzosen, lebhaften Kummer erregen, sofern es unzweifelhaft sei, daß eine standhaftere, muthigere Regierung minder lästige Bedingungen erhalten haben würde. Indeß, der Traktat existire einmal; er sei nicht das Werk des Kaisers, dessen Ruhm folglich darunter nicht leide. Dieser Traktat sei die Basis für die gegenwärtige Lage Europa's; Frankreich wolle den Frieden: es betrachte seine Gränzen als gezogen; und der Kaiser werde dieselben nur auf den Fall überschreiten, daß man ihn dazu zwinge. Es sei folglich keine Regie-

zung weder angegriffen, noch gefährdet. Keine habe Grund oder Vorwand zu feindseligen Erklärungen gegen Frankreich. In dem Verhältniß desselben zu andern Völkern sei nichts verändert. Nur das Oberhaupt sei ein anderes, und alles Uebrige sich gleich geblieben. Im Jahre 1813 und 1814 hätten sich die Suveräne gegen Frankreich verbünden können, weil die Urheber des Krieges den Nationen glaublich gemacht hätten, daß es ihr Vortheil sei, sich den Ansprüchen Frankreichs zu widersetzen. Jetzt mache Frankreich dergleichen nicht, und sein Kaiser habe in Beziehung auf das Ausland der Idee des großen Reichs entsagt, und in Beziehung auf das Innere wolle er eine freie Verfassung."

Wenn die französische Regierung jene Erklärung der Verbündeten zu einem Gegenstande des Witzes machte: so geschah es, weil sie die Wirkungen derselben zu schwächen wünschte, ohne über ihr Verhältniß zu dem Auslande noch mehr zu sagen, als die Umstände zu einer Zeit verstatteten, wo die königliche Parthei in Frankreich selbst noch nicht vernichtet war.

Es ist oben erwähnt worden, daß, während der König selbst nach Lille ging, um, von dieser Festung aus, vorläufigen Widerstand zu leisten, der Herzog von

Bourbon sich nach der Vendee begab, um dieselbe zum Aufstande gegen den Usurpator zu bewegen. Ganz fruchtlos waren die Bemühungen dieses Herzogs nicht. Unterstützt von dem unerschrockenen Marquis von la Rochejaquelin, brachte er so viele Truppen zusammen, daß Napoleon sich genöthigt sah, Gegenanstalten zu treffen. Die alten Vendeer, unter ihnen besonders Sapineau, fühlten den Beruf, die Sache des Königs zu vertheidigen; und wären die größern Städte einverstanden gewesen, so würde es ohne allen Zweifel zu einer furchtbaren Empörung gekommen seyn; zu einer Empörung, welche um so lästiger gewesen wäre, je mehr Napoleon alle Kräfte Frankreichs gebrauchte, um den von allen Seiten gegen ihn anziehenden Heeren die Stirn zu bieten. England ließ es nicht an Unterstützungen fehlen. Doch die Reise des Königs von Lille nach Gent gab den Dingen in der Vendee sehr bald eine unvortheilhafte Wendung. Der Herzog von Bourbon verließ, wie der König selbst, den französischen Grund und Boden, um sich und seine Anhänger nicht Mißhandlungen und Gefahren auszusetzen; und kaum hatte er sich entfernt, so trat die Empörung in Schranken zurück, welche ihre Unterdrückung erleichterten. Gegen die königlich gesinnten Anführer wurden die Ge-

nerale Travot und Lamarque gesendet, und Beide operirten so gut, daß alle Waffen- und Munitions-Vorräthe, womit England die Vendeer unterstützen wollte, in ihre Hände fielen. Es kam zu kleinen Gefechten, in welchen die kaiserlichen Generale um so leichter die Oberhand behielten, da der Vorzug der Kriegszucht auf ihrer Seite war, und sie im übrigen den Krieg ohne alle Leidenschaft führten, als Solche, deren Auftrag mehr auf Zurückführung von Verirrten, als auf Bestrafung von Verbrechern, lautete. Nur allzu bald war die ganze Empörung unterdrückt; sie war es so vollkommen, daß die Erwartung aller Derjenigen getäuscht wurde, welche darauf rechneten, daß die Vendeer, die Bewegung der französischen Armee nach dem Osten benutzend, sich aufs Neue erheben würden, um nach Paris zu gehen und die Hauptstadt zu erobern.

Bei weitem bedeutender war der Aufstand im mittäglichen Frankreich. Der Herzog von Angouleme war, vor Napoleons Landung bei Cannes, mit seiner Gemahlin nach Bordeaux gegangen, um, wie es hieß, ein früheres Gelübde zu lösen. Beide verweilten noch daselbst, als ein und derselbe Eilbote die Nachricht von Bonaparte's Unternehmung und die Berechtigung zur Vertheidigung des südlichen Frank-

reichs brachte. Der Herzog verlor keine Zeit, den König von Spanien um seinen Beistand zu ersuchen; da dieser Beistand aber sehr weitaussehend war, so raffte er alle in der Umgegend von Bordeaux befindlichen Truppen zusammen, um, während Napoleon von Grenoble nach Lyon, und von da nach Paris ginge, in dessen Rücken zu dringen, sich der Hauptstadt des südlichen Frankreichs zu bemächtigen, und so dem Glücke des Usurpators das Gegengewicht zu halten. Dieser Plan war um so ausführbarer, da es dem Herzog nicht an Mitteln fehlte, einen großen Streich zu schlagen. Der Kern seiner Armee bestand aus dem 10ten Linienregimente, aus dem ersten Fremdenregimente, aus dem 14ten Jägerregimente und aus einem Corps königlicher Freiwilligen; und an diesen Kern schloß sich, außer ziemlich zahlreichen Nationalgarden, das 83ste Regiment an. Den Zug begleiteten zehn Feuerschlünde. Ueber Toulouse hin ging die Bahn des Herzogs. Doch je weiter man vorrückte, desto wankender wurde die Stimmung der einzelnen Regimenter. Nur allzu bald war es entschieden, daß das 83ste Regiment mit Abfall drohete. Der Herzog von Angouleme war bei Pont de St. Esprit über den Rhonefluß gegangen, und näherte sich der Drome, als die Rache eines von ihm zurückgesetzten

Generals sein Unternehmen zum Scheitern brachte. Das war der General Gilly, welchen der Herzog auf seine Güter bei Remoulins, sechs Stunden von Nismes, verwiesen hatte. Da er die Stimmung der Nationalgarden im Departement des Gard kannte: so wurde es ihm leicht, das 63ste Regiment, so wie die Gendarmerie von Nismes, für seine Zwecke zu gewinnen. Hiermit im Reinen, forderte er den General Ambert, Commandanten der 9ten Militär-Division, auf, ihn mit allen zu seinem Gebote stehenden Mitteln zu versehen; und da dieser einwilligte, so brach General Gilly den 7. April auf, um der sogenannten königlichen Armee in den Rücken zu dringen. Seinen Vortrab führte der Baron von St. Laurent, Oberst des 10ten Chasseur-Regiments. Am 8ten drang St. Laurent in die Stadt Pont de St. Esprit ein, jagte alles, was Widerstand zu leisten gedachte, über die Brücke, und bemächtigte sich der auf dem linken Rhone-Ufer angelegten Redoute. Auf diese Weise sah sich der Herzog von Angouleme eingeschlossen zwischen der Drome, über welche er zurückgegangen war, dem Rhonefluß zu seiner Linken, den Gebirgen zur Rechten, und der Durance, die vor ihm strömte. An ein Entkommen war um so weniger zu denken, da General Grouchy, von Lyon aus, dem

Herzog mit einem zahlreichen Corps entgegen gezogen war. In dieser Lage der Dinge nahm der Herzog bei la Palue, zwei Stunden von Pont de St. Esprit, eine Stellung, und schickte den Grafen Damas an den General Gilly ab, um ihm eine Capitulation vorzuschlagen. Seinen Wünschen zufolge sollte man ihm erlauben, unter dem Schutze des roten Regiments nach Marseille zu gehen, um sich daselbst einzuschiffen. General Gilly willigte in den Rückzug des Herzogs unter Bedeckung, verlangte aber, daß die Einschiffung nicht zu Marseille, sondern zu Cette, geschehen sollte. Inzwischen langte General Grouchy an, und auf seine Weigerung, die Capitulation zu bestätigen, wurde an den Kaiser ein Officier gesendet, der Verhaltungsbefehle einholen sollte. Zwei Tage hindurch war der Herzog von Angouleme der Gefangene französischer Generale von der kaiserlichen Parthei. Die Kürze der Zeit machte es bei weiten der Entfernung, worin Pont de St. Esprit und Paris von einander liegen, sehr unwahrscheinlich, daß der Kaiser diesen Streit entschieden habe. Gleichwohl wurde unter dem 11ten April in dem französischen Amtsblatte ein Schreiben Napoleons an den General Grouchy bekannt gemacht, worin diesem befohlen wurde, den Herzog von Angouleme nach Cette führen

zu lassen, damit er sich daselbst einschiffen könne. Es wurde hinzugefügt, „daß, obgleich die Verordnung des Königs vom 6ten März, und die von seinen Ministern unterzeichnete Erklärung der verbündeten Souveräne zu einem ähnlichen Verfahren gegen die Bourbons berechtige, es dennoch bei der einmal getroffenen Verfügung verbleibe, daß die Familie der Bourbons sich frei aus Frankreich zurückziehen solle; nur möchte der General dafür sorgen, daß der Herzog von Angouleme sich anheischig mache, die Zurückgabe der Kron-Diamanten bewirken zu wollen." So endigte sich der Versuch des Herzogs, die Sache der Bourbons in Frankreich selbst zu vertheidigen. Er unterzeichnete die ihm vorgelegte Capitulation, reisete unter Bedeckung, schiffte sich in dem Hafen von Cette ein, von wo er sich nach Barcellona begab, und leugnete in der Folge, seine Verwendung für die Auslieferung der Kron-Diamanten versprochen zu haben.

Inzwischen war seine Gemahlin zu Bordeaux zurückgeblieben. Aufgemuntert von dem Grafen Lynch, welcher noch immer Maire von Bordeaux war, und von dem Departements-Deputirten Lainé, welcher sich von Paris aus dahin zurückbegeben hatte, wagte sie es, die Stadt gegen die Angriffe französischer Ge-

nerale vertheidigen zu wollen. Die Bevölkerung scheint auf ihrer Seite gewesen zu seyn; eben so ein großer Theil der Nationalgarden. Doch die Garnison zeigte sich kalt und widerwärtig. Die Spannung, welche hieraus entstand, vermehrte sich, als General Clauzel, welchem der Oberbefehl in der 11ten Militär-Division übertragen war, sich den Mauern der Stadt näherte. Alles wurde aufgeboten, die Garnison zu gewinnen; allein sie blieb taub. Die Herzogin hielt Musterungen, und that alles, was in ihren Kräften stand, den Haß, womit ihr eigenes Herz gegen den Verdränger ihres Hauses erfüllt war, in die Gemüther der Soldaten zu verpflanzen; als sie ihnen aber die Frage vorlegte, ob sie die Tochter Ludwigs des Sechzehnten vertheidigen wollten, war ein vernehmliches Nein! die Antwort. „Ihr wollt mich also ausliefern?" fragte die Herzogin aufs Neue. Auch das nicht, erwiederten die Soldaten. Die Fürstin weinte, als sie ihre Sache verloren sah. Linch und Lainé traten ins Mittel, indem sie mit dem kaiserlichen Oberbefehlshaber eine Capitulation abschlossen, nach welcher der Herzogin von Angouleme gestattet wurde, sich einzuschiffen. Dies geschah den 1. April. Eine englische Fregatte nahm die Prinzessin auf, und führte sie zunächst nach Bilbao, von wo

sie sich über England nach Gent begab, um ihrem Oheim den Beistand zu leisten, den dieser von ihr zu empfangen gewohnt war. Der Maire von Bordeaux, und Lainé begleiteten sie.

So war also die ganze königliche Familie aufs Neue von dem französischen Boden vertrieben. Die Aussicht, durch ihre Kraft dahin zurückzukehren, war um so geringer, da Napoleon seit dem 25. März die Gesetze der National-Versammlung in Hinsicht der Bourbons erneuert hatte: Gesetze, nach welchen alle Glieder dieser Familie, die sich auf dem Gebiete des Reichs betreten lassen würden, vor den Richterstuhl gebracht werden sollten. Napoleon war aber hierbei nicht stehen geblieben. Er hatte den im 56sten Artikel des Senatus-Consultum vom 28. Floreal des Jahres XII enthaltenen Eid, durch welchen der Constitution des Reiches Treue, dem Kaiser Gehorsam geschworen wurde, im ganzen Umfange des Reichs für alle Staatsbeamten zu erneuern befohlen, und auf diese Weise die Gewissen aller Macht-Inhaber gegen die Bourbons gewendet. Ohne den Beistand des Auslandes würde sich also diese Dynastie genöthigt gesehen haben, nach England zurückzukehren; und das größte Glück, das ihr nach so vielen Unfällen widerfahren konnte, war, daß das seit vierzehn Jahren ge-

gen Napoleon allgemein gefaßte Mißtrauen ihre Sache zu einer Angelegenheit von ganz Europa gemacht hatte, so daß jedes Volk, indem es für die Bourbons zu kämpfen schien, nur für sich selbst kämpfte.

Nach der Abreise des Königs ohne Nebenbuhler innerhalb der Gränzen des französischen Reichs, dachte Napoleon nur darauf, wie er dem, ihm bevorstehenden unvermeidlichen Kriege eine solche Wendung geben wollte, daß, nach dem Urtheile der Franzosen, das Recht auf seiner Seite wäre. Zu diesem Endzweck ließ er durch seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten allen französischen Botschaftern, Ministern und Agenten im Auslande die Veränderung bekannt machen, welche seit seiner Zurückkunft in der Hauptstadt vorgegangen war, indem er ihnen zugleich die Pflicht auflegte, die dreifarbige Cocarde anzustekken, und den Höfen anzuzeigen, daß die Erhaltung des Friedens der erste Wunsch seines Herzens sei. Dies war der erste Schritt. Den zweiten that er dadurch, daß er selbst an alle europäischen Suveräne schrieb, um sie aufzufordern, mit ihm gemeinschaftliche Sache in dem Vorsatze zu machen, den er, seiner Versicherung nach, gefaßt hatte, sich künftig nicht in fremde Angelegenheiten zu mischen, und nur das Glück der Franzosen zu befördern. Dieser Brief war

gleichlautend für alle Suveräne Europa's, und in folgenden Ausdrücken abgefaßt:

„Mein Herr Bruder! Sie werden im Laufe „des abgewichenen Monats meine Rückkehr nach den „Küsten Frankreichs, meinen Einzug in Paris, und „die Abreise der Bourbons vernommen haben. Die „wahre Beschaffenheit dieser Ereignisse muß Ewr. Ma„jestät gegenwärtig bekannt seyn. Sie sind das „Werk einer unwiderstehlichen Macht, das Werk des „übereinstimmenden Willens einer Nation, welche ihre „Pflichten und Rechte kennt. Die Dynastie, welche „dem französischen Volke durch die Gewalt aufge„drungen war, paßte nicht für dasselbe: die Bour„bons wollten sich nicht in seine Denkungsweise „schicken; es mußte sich also von ihnen trennen. „Frankreichs Stimme heischte einen Befreier. Die „Erwartung, welche Mich zu dem größten aller Op„fer bewogen hatte, war getäuscht worden. Ich bin „gekommen; und von dem Augenblick an, wo ich „Frankreichs Gestade betreten hatte, hat mich die Liebe „meiner Völker bis in den Schooß der Hauptstadt „getragen. Das erste Bedürfniß meines Herzens ist, „so viel Zuneigung durch die Aufrechthaltung einer „ehrenvollen Ruhe zu vergüten. Die Wiederherstel„lung des kaiserlichen Throns war für das Glück der

„Franzosen nothwendig. Allein mein süßester Ge„danke ist, ihn zugleich für die Befestigung der Ruhe „Europa's nützlich zu machen. Die Fahnen der ver„schiedenen Nationen hat abwechselnd Ruhm genug „umstrahlt, und Glückswechsel haben auf große Un„fälle große Erfolge folgen lassen. Eine schönere „Bahn eröffnet sich jetzt den Suveränen; und ich bin „der Erste, der sie betritt. Nachdem der Welt das „Schauspiel großer Kämpfe geworden ist, wird es „angenehm seyn, künftig keine andere Nebenbuhlerei, „als die der Vorzüge des Friedens, keinen anderen „Wettstreit, als den der Völkerbeglückung, zu ken„nen. Mit Vergnügen stellet Frankreich mit Frei„muth dies, als das edle Ziel aller seiner Wünsche, „auf. Es ist eifersüchtig auf seine Unabhängigkeit; „aber der unveränderte Grundsatz seiner Politik wird „die unbeschränkteste Achtung für die Unabhängigkeit „der Nationen seyn. Und wenn dies, wie ich zu „hoffen Ursache habe, die persönlichen Gesinnungen „Ewr. Majestät sind, so ist die allgemeine Ruhe für „einen langen Zeitraum sicher gestellt, und die Ge„rechtigkeit reicht hin, die Grenzen der Staaten zu „beschützen."

Nicht daß Napoleon geglaubt hätte, durch ein solches Schreiben im Auslande irgend eine Täuschung

zu bewirken; nicht daß er einmal dadurch hätte Zeit gewinnen wollen: er kannte die Stimmung, welche gegen ihn im Ganzen war, allzu gut, um über die Wirkung dieses Briefes auch nur einen Augenblick zweifelhaft zu seyn. Allein, da die Erklärung der verbündeten Suveräne vom 13 März beantwortet werden mußte, so hielt er es für nützlich, sie auf diese Weise zu beantworten, weil er dadurch das Meiste über ein Volk gewann, das so leicht den Schein mit dem Wesen verwechselt, und das erheuchelte Gefühl so schwer von dem wahren unterscheidet.

Keiner von diesen Schritten war mit irgend einer Wirkung verbunden, welche die politische Lage Napoleons verbessert hätte. Wir wissen zwar nicht genau, ob die Cirkelschreiben des französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten ihre Bestimmung erreichten; aber nichts ist gewisser, als daß die französischen Botschafter und Minister an den auswärtigen Höfen fortfuhren, sich als von Ludwig dem Achtzehnten angestellt zu betrachten, und daß sie folglich weder ihre Cocarde veränderten, noch Napoleons Aufträge ausrichteten. Was das Schreiben Napoleons betrifft, so wurden die Ueberbringer desselben auf allen Punkten zurückgewiesen; und wenn dies eine natürliche Folge der zu Wien ausgesprochenen Achter-

klärung war, so konnte man darin zugleich eine gerechte Wiedervergeltung des Stolzes und des Uebermuths sehen, womit Napoleon in einer früheren Periode die Könige behandelt hatte. Wie kränkend, ja wie niederschlagend auch die Stellung seyn mochte, die das Ausland gegen Frankreich genommen hatte: so gab es doch kein Mittel, dieselbe abzuändern, und die öffentliche Klage, welche die französische Regierung darüber erhob, war die einzige Genugthuung, die sie sich zu verschaffen vermochte.

Um diese mit besserem Erfolge führen zu können, glaubte man, die Erklärung der verbündeten Suveräne einer ernsthafteren, feierlicheren Erörterung unterwerfen zu müssen. Sie wurde den Grafen Defermont, Regnaud von St. Jean d'Angely und Andreossi (Präsidenten der verschiedenen Abtheilungen des Staatsraths) übertragen. Als Männer, denen es nicht an Gewandtheit fehlte, kamen sie sehr bald mit dieser Arbeit zu Stande.

In ihrem Berichte nannten sie zwar die Erklärung vom 13. März einen Verstoß gegen alle Grundsätze des Völkerrechts; allein sie zeigten sich geneigt, die Erscheinung derselben nur der Hinterlist der französischen Gesandtschaft zu Wien zuzuschreiben, und folglich alle Minister, welche jene Erklärung unter,

zeichnet hatten, für wesentlich betrogen zu halten. Der Hauptpunkt war, den Kaiser wegen seiner Landung zu rechtfertigen. Für diesen Endzweck kamen sie auf den Traktat von Fontainebleau zurück, den sie einen Traktat unter Suveränen nannten, dessen Verletzung keine andere Folgen nach sich ziehen könnte, als die, welche mit der Verletzung ähnlicher diplomatischer Handlungen verbunden wären; nämlich einen Krieg, in welchem man entweder siege oder besiegt werde. Aber mit Unrecht nehme man an, daß dieser Traktat zuerst von Napoleon verletzt worden sei. Sowohl die verbündeten Mächte als das Haus Bourbon hätten ihn in allem, was den Kaiser Napoleon und dessen Familie, in allem, was die Interessen und die Rechte der französischen Nation berühre, zuerst verletzt. Erstlich, die Kaiserin Marie Luise und ihr Sohn hätten Pässe und eine Bedeckung erhalten sollen, um sich zu dem Kaiser zu begeben; allein, weit davon entfernt, ein solches Versprechen zu halten, hätte man die Gattin von dem Gatten, den Sohn von dem Vater gewaltsam getrennt; und zwar unter sehr schmerzlichen Umständen, wo auch die stärkste Seele einen Trost suche, der sich nur im Schooße der Familie finden lasse. Zweitens, die Sicherheit Napoleons, seiner kaiserlichen Familie und des Gefolges derselben,

wäre durch den 11ten Artikel des genannten Traktats von allen Mächten verbürgt worden, und doch hätten sich unter den Augen der französischen Regierung, ja sogar auf ihren Befehl (wie das Verfahren gegen Montbreuil beweisen werde), Räuberbanden gebildet, um den Kaiser, dessen Brüder und deren Gattinnen anzufallen; und als dieser Versuch fehlgeschlagen, habe man auf der Reise des Kaisers nach Elba zu Orgon einen Volksaufstand angezettelt, in welchem er hätte ermordet werden sollen, und hinterher einen gewissen Brûlart, der in Bretagne, Anjou, Normandie, in der Vendee und in ganz England als Mörder bekannt sei, zum Guvernör von Corsica gemacht, um die Ermordung Napoleons vorzubereiten. Drittens, die Herzogthümer Parma und Piacenza wären der Kaiserin Marie Luise für sie, ihren Sohn und dessen Nachkommen versprochen worden; und nach langen Weigerungen, sie in den Besitz dieser Herzogthümer zu setzen, habe man die Ungerechtigkeit vollendet durch eine unverkennbare Beraubung unter dem Vorwande eines Austausches, ohne Abschätzung, ohne Verhältniß, ohne Suveränetät, ohne Einwilligung. Viertens, dem Prinzen Eugen, als angenommenem Sohne Napoleons, hätte außerhalb Frankreichs ein angemessenes Eigenthum gegeben werden sollen;

er habe aber nichts erhalten. Fünftens, der Kaiser habe in dem 9ten Artikel des Traktats zum Vortheil der Tapfern in dem Heere die Erhaltung ihrer Anweisungen auf den Monte Napoleon stipulirt, und sich die Mittel vorbehalten, seine Diener zu belohnen und seine Soldaten zu bezahlen; doch alles dies sei durch die Minister der Bourbons hintertrieben worden. Sechstens, durch denselben Traktat sei die Erhaltung der liegenden und fahrenden Güter für die Familie des Kaisers festgestellt worden; aber man habe sie der einen wie der andern beraubt, in Frankreich durch beauftragte Räuber, in Italien durch die Gewaltthätigkeit der Generale, in beiden Ländern durch förmlich anbefohlne Sequester. Siebentens, der Kaiser hätte jährlich zwei, seine Familie drittehalb Millionen erhalten sollen; aber die französische Regierung habe sich standhaft geweigert, diese Verpflichtung zu erfüllen, und Napoleon würde sich sehr bald genöthigt gesehen haben, seine treue Leibwache zu entlassen, wenn er nicht in dem dankbaren Andenken der Geldhändler von Genua und Italien das Mittel zu einer Anleihe von zwölf Millionen gefunden hätte. Achtens endlich, nicht ohne Ursache habe man alle Mittel erschöpft, Napoleon von den Gefährten seines Ruhms zu trennen. Die Insel Elba wäre ihm nach

dem dritten Artikel des Traktats versprochen worden: allein die Bourbons hätten nicht abgelassen, ihn aus diesem Besitze verdrängen zu wollen; und hätte die Vorsehung eine solche Ungerechtigkeit nicht vereitelt, so würde man den Kaiser, seiner Freiheit beraubt, fern von seiner Familie und von seinen Dienern, den Rest seines Lebens zu St. Lucie oder zu St. Helena haben im Gefängniß beschließen sehen *). Was hätte nun Napoleon unter Umständen thun

*) Wie es sich mit allen diesen Beschuldigungen verhält, ist freilich schwer auszumitteln; allein am Tage liegt, daß in einigen die Absicht mit allzu großer Keckheit vorausgesetzt wird, und daß man in andern nicht abgewartet hat, was die Zeit allein geben konnte, z. B. die Entschädigungen der Kaiserin Marie Luise und des Prinzen Eugen. Was allein Wahrheit für sich hat, ist, daß die Bourbons vernachlässigt haben, den Theil des Traktats von Fontainebleau zu erfüllen, welcher zwei Millionen für Napoleon, und drittehalb für dessen Familie stipulirte; aber zu ihrer Entschuldigung gereicht, daß über die Fristen, in welchen diese Jahrgehalte bezahlt werden sollten, nichts festgesetzt war. Von Napoleons Versetzung nach St. Lucie oder St. Helena mag die Rede gewesen seyn, sobald man das Gefährliche seines Aufenthalts auf Elba für Frankreichs Ruhe wahrgenommen hatte; indeß war man gewiß noch weit entfernt, zur Ausführung zu schreiten.

ollen, wo die verbündeten Mächte, aus Nachgiebigkeit gegen die unverständigen Wünsche, gegen die grausamen Bitten des Hauses Bourbon, in die Verletzung des feierlichen Traktats gewilligt hätten, welchem vertrauend Napoleon die französische Nation ihrer Schwüre entbunden? Wollte man verlangen, daß er hätte alle Beleidigungen verschmerzen, alle Ungerechtigkeiten ertragen, sich seinem Schicksal hingeben, und seine Gemahlin, seinen Sohn, seine Familie, seine treuen Diener dem Zufalle der Begebenheiten überlassen sollen: so würde man etwas fordern, was menschliche Kräfte übersteige. Dennoch würde der Kaiser sich dazu entschlossen haben, wenn der Friede und die Wohlfahrt Frankreichs der Preis dieses neuen Opfers gewesen wären. Nur um Frankreich die Gräuel eines innern Krieges zu ersparen, habe er im Jahre 1814 der Krone entsagt, und dem Volke seine Rechte zurückgegeben, in der Erwartung, daß die neue Regierung den Ruhm des Heeres und die zur Sicherstellung der politischen Rechte Frankreichs gemachten Einrichtungen ehren werde. Doch hieran habe so viel gefehlt, daß die Idee der Volks-Suveränetät und der Grundsatz, auf welchem die ganze politische oder bürgerliche Gesetzgebung seit der Revolution beruhet habe, gleichmäßig seien entfernt worden. Die Bourbons hätten

Frankreich als ein Land behandelt, welches durch die Waffen seiner alten Gebieter wiedererobert, und aufs Neue einer Feudal-Herrschaft unterworfen wäre. Ludwig Stanislaus Xaver, uneingedenk des Vertrages, der ihn auf den französischen Thron zurückgeführt, habe die Miene angenommen, als sei Frankreich seit 19 Jahren von ihm regiert worden; und dies habe er gethan, um der, während dieses Zeitraums Statt gehabten Regierungen, des Volks, das sie durch seine Zustimmung geheiligt, des Heeres, das sie vertheidigt, und selbst der Suveräne zu spotten, die sie in zahlreichen Traktaten anerkannt hätten. Eine von dem Senat entworfene Charta, wie unvollkommen sie auch gewesen, sei von ihm verworfen worden. Dagegen habe er Frankreich ein sogenanntes constitutionelles Gesetz auferlegt, ohne die Nation zu befragen, ohne dem Gesetze selbst irgend eine andere Form zu geben, als die einer königlichen Verordnung. Was seitdem geschehen sei, beweise die entschiedene Neigung der Bourbons, sich an kein Gesetz zu binden und ganz willkürlich zu regieren. Nur die Furchtsamkeit der Regierung habe die Verletzung dieser vorgeblichen Charta beschränkt; nur die Schwäche habe den Mißbrauch der Gewalt vermindert. Die Auseinanderlegung des Heeres, die Zerstreuung der

Officiere, die Herabwürdigung der Soldaten, die Unterdrückung ihrer Ausstattungen, die Schmälerung ihrer Besoldung, die Verringerung der Gehalte von Mitgliedern der Ehrenlegion, die Höherstellung der Ehrenzeichen der Feudal-Monarchie, die Verachtung der Bürger, die man aufs Neue durch die Benennung des dritten Standes bezeichnet, die vorbereitete und bereits begonnene Beraubung der Erwerber von Nationalgütern, die Rückkehr der Feudalität in ihren Titeln, Privilegien und ungleichen Rechten, die Zurückführung ultramontanischer Grundsätze, die Abschaffung der Freiheiten der gallicanischen Kirche, die Vernichtung des Concordats, die Wiedereinführung der Zehenden, die zunehmende Intoleranz eines ausschließenden Gottesdienstes, die Herrschaft einer Handvoll Adeliger über ein, an Gleichheit gewöhntes Volk: dies hätten die Bourbons bewirkt oder bewirken wollen. Nicht persönliches Interesse habe Napoleon von Elba nach Frankreich zurückgeführt; er sei darüber erhaben. Nur seine Liebe für eine Nation, der er sein ganzes Daseyn gewidmet, sei sein Bestimmungsgrund gewesen. Als Befreier sei er erschienen und empfangen worden; und nur so lasse es sich erklären, daß er 220 Stunden zurückgelegt, ohne auf irgend ein Hemmniß zu stoßen, daß er den von den

Bourbons verlassenen Thron unter dem Zujauchzen der großen Mehrheit der Franzosen wieder eingenommen habe. Nichts wolle er, was nicht auch das französische Volk wolle; und das französische Volk wolle nur die Unabhängigkeit Frankreichs, den inneren Frieden, den Frieden mit allen Völkern, die Vollziehung des Traktats vom 30. Mai 1814. Nichts sei demnach durch Napoleons Rückkehr verändert, wenn anders die verbündeten Mächte, wie es sich erwarten lasse, zu den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Mäßigung zurückkehren wollten; nichts sei verändert, wenn man sich entschließen könne, die Rechte einer großen Nation zu ehren, nämlich die Befugniß, einen Monarchen zu wählen, und sich eine Verfassung zu geben, die ihren Sitten, ihren Interessen und ihren neuen Bedürfnissen entspreche; nichts sei verändert, wofern man Frankreich nicht etwa zwingen wolle, sich von Neuem mit den Bourbons, mit den Ketten der Feudalität, mit den Lasten herrschaftlicher Lieferungen zu beladen; nichts sei verändert, wenn es nicht darauf abgesehen sei, hochherzige Ideen zu ersticken; nichts sei verändert, wenn eine ungerechte Coalition nicht, wie im Jahre 1792, die Franzosen zwingen wolle, ihren Willen und ihre Rechte, ihre

Unabhängigkeit und den Suverän ihrer Wahl zu vertheidigen."

Nach dieser Rechtfertigung Napoleons glaubte man, sich über die Unvermeidlichkeit des bevorstehenden Krieges aussprechen zu können. Dies geschah in einem Bericht, welchen der Minister der auswärtigen Angelegenheiten über die Lage des französischen Reichs an den Kaiser abstattete, und der den 13. April öffentlich bekannt gemacht wurde. Alles, was Frankreich seit der Rückkehr Napoleons von den übrigen Mächten erfahren hatte, alles zugleich, was in den Hauptstaaten Europa's seit dieser Zeit vorgegangen war, wurde aufgezählt, um den Kaiser auf die Nothwendigkeit von Gegenrüstungen aufmerksam zu machen, wiewohl diese bisher keinen Augenblick waren vernachlässigt worden. So wie aber die verbündeten Mächte in ihrer Erklärung vom 13. März den Kaiser Napoleon als den einzigen Gegenstand ihrer Feindschaft bezeichnet hatten: so kehrte der Herzog von Vicenza — er war der Berichterstatter — es um, indem er zu erweisen suchte, daß nur die französische Nation der Gegenstand dieser Feindschaft sei; hierin aufs Wenigste folgerecht, da Napoleons Anhänger, von dem ersten Anfange an, den Kaiser als das bloße Werkzeug des suveränen Volks dargestellt hatten. „Auf

„allen Punkten Europa's, sagte er, bewaffnet man sich,
„und setzt man sich in Bewegung. Aber gegen wen
„sind diese großen Rüstungen gerichtet? Sie, Sire,
„werden genannt, doch Frankreich wird bedroht. Der
„unvortheilhafteste Friede, welchen die Mächte Ihnen
„anzubieten jemals gewagt hätten, ist der, womit Ew.
„Maj. gegenwärtig zufrieden sind. Welche Ursache
„hätten sie wohl, das nicht mehr zu wollen, was sie
„zu Chaumont stipulirten, und was sie zu Paris un-
„terzeichnet haben? Also nicht dem Monarchen,
„wohl aber der französischen Nation, der Unabhän-
„gigkeit des Volks, allem, was uns das Theuerste ist,
„allem, was wir durch fünf und zwanzigjährige An-
„strengungen errungen haben, unsern Freiheiten, un-
„sern Institutionen will man den Krieg erklären.
„Ein Theil der Bourbons und einzelne Menschen,
„welche längst aufgehört haben, Franzosen zu seyn,
„suchen die Nationen Deutschlands und des Nordens
„gegen uns aufzuwiegeln, um noch einmal auf den
„Boden zurückzukehren, der nichts mit ihnen zu schaf-
„fen haben will. Derselbe Aufruf hat einen Augen-
„blick im mittäglichen Frankreich Statt gefunden, und
„von spanischen Truppen fordert man die französi-
„sche Krone zurück. Eine vereinzelte, in den Privat-
„stand zurückgetretene Familie flehet den Beistand des

„Auslandes an. Wird sie Gehör finden? Unstrei„tig. Aber die Bourbons noch einmal wieder her„stellen wollen, heißt der ganzen Bevölkerung Frank„reichs den Krieg erklären, heißt, unseren Nacken „das dreifache Joch der unumschränkten Monarchie, „des Fanatismus und der Feudalität aufbürden. Ja, „wenn die fremden Mächte gegen den liebsten Wunsch „Ewr. Maj. das Signal zum Kriege geben, so ist es „die ganze französische Nation, welcher man etwas „anhaben möchte. Der Vertrag Frankreichs mit „Ewr. Maj. ist der engste, der jemals eine Nation „an ihren Fürsten gebunden hat. Das Volk und der „Monarch können nur dieselben Freunde und diesel„ben Feinde haben. Was that Franz der Erste in „seinem Ungestüm gegen Karl den Fünften? Er „schickte ihm eine Ausforderung. Allein den Chef ei„ner Nation von der Nation selbst unterscheiden, „betheuern, daß man nur dem Fürsten zu Leibe wolle, „und gegen ihn allein eine Million Menschen in Be„wegung setzen: das heißt die Leichtgläubigkeit der „Völker mißbrauchen. Der einzige wahre Zweck, „welchen die fremden Mächte sich in der Voraussetzung einer neuen Coalition setzen könnten, würde „die Erschöpfung, die Herabwürdigung Frankreichs „seyn; und, um diesen Zweck zu erreichen, würde es

„freilich kein zuverlässigeres Mittel geben, als diesem „Reiche eine kraft- und energielose Regierung auf- „zudringen. Uebrigens würde diese Politik gar nicht „neu seyn. Große Meister haben das Vorbild dazu „gegeben. Die Römer proscribirten einen Mithrida- „tes, einen Nikomedes, und gewährten ihren hoffärtigen „Schutz nur einem Attalus und Prusias, die, indem „sie sich mit dem Titel römischer Schützlinge begnüg- „ten, ihre Staaten und ihre Kronen sich nicht selbst „verdanken wollten. Auf gleiche Weise soll das fran- „zösische Volk behandelt, und denen Völkern Asiens „gleich gesetzt werden, welchen römische Laune diejen „nigen Könige gab, auf deren Unterwürfigkeit und „Demuth sich rechnen ließ! Wie sehr es auch schei- „nen möge, als wollten die verbündeten Mächte uns „eine Dynastie zurückgeben, welche die öffentliche „Meinung zurückstößt: so würden es doch nicht ge- „rade die Bourbons seyn, die man beschützen möchte, „wohl aber, im Allgemeinen, die Schwäche und „Kleinmüthigkeit auf dem französischen Thron; denn „dies würde die empfindlichste Schmach seyn, die „man der Ehre eines hochherzigen und großmüthigen „Volkes zufügen könnte. Erfahrungen darüber sind „im reichlichsten Maße gesammelt worden. Als man „in den letzten Monaten des Jahres 1813 jene be-

„rühmte Erklärung bekannt machte, nach welcher „Frankreich groß, glücklich und frei werden „sollte: was war das Ergebniß dieser pomphaften „Zusicherungen? In demselben Augenblick verletzte „man die Neutralität der Schweizer. Als man nach„her auf französischem Grund und Boden, um den „Patriotismus zu schwächen, und das Innere aufzu„lösen, fortfuhr, den Franzosen liberale Gesetze zu „verheißen, zeigte der Erfolg nur allzu bald, wie viel „Vertrauen man in solche Versprechungen zu setzen „hatte. Durch die Vergangenheit belehrt, schauet „Frankreich mit offenen Augen um sich her, und je„der wahre Franzose beurtheilt Das, was geschehen „ist, richtig. Jetzt, wo Frankreich in seine alten „Gränzen zurückgedrängt ist, jetzt, wo es dem Aus„lande nicht mehr ein Gegenstand des Argwohns „seyn kann, ist jeder Angriff auf seinen Suverän „ein Versuch, sich in seine inneren Angelegenheiten zu „mischen; ein Versuch, der nichts anderes bezwecken „kann, als seine Kräfte durch den Bürgerkrieg zu „theilen, und seine Zerstückelung zu vollenden."

Wie aber auch französische Minister und Staatsräthe das Volk für Napoleons Sache zu gewinnen suchen mochten, so konnten sie doch die Erinnerung nicht verdrängen, welche aussagte, wie oft man ge-

täuscht war, und wie kalt und gefühllos derselbe Mann, den man als einen Befreier und Wohlthäter darzustellen sich bemühte, alles individuelle Glück der Franzosen seinen ehrgeizigen Planen aufgeopfert hatte. Die Grundsätze, die man jetzt zur Schau trug, stachen gegen frühere, die man wirklich ausgeübt hatte, allzu grell ab, als daß man ihnen volles Vertrauen hätte schenken können. Doch war es nicht das französische Volk allein, das sich verändert fühlte. Napoleon selbst fühlte sich auf eine unverkennbare Weise gezwängt durch die Rolle, die er zu spielen übernommen hatte. Gewohnt, seiner eigenen Einsicht zu folgen, und seinen Willen als Gesetz auszubringen: wie hätte er sich sogleich bequemen können, den Rath seiner Minister und Staatsräthe zu achten! In den Berathschlagungen bemerkte man zwar nicht mehr jene Geschwätzigkeit, die ihm sonst eigen war; aber sein Verstummen bewies nur, daß er lange Weile empfand. Nur im Umgange mit Soldaten stellte sich seine alte Heiterkeit wieder her. Auch hing er diesem Umgange so sehr nach, daß eine Parade, eine Musterung die andere verdrängte; indem er die Linien durchflog, schien er durch das Gefühl seiner Macht zu einem neuen Leben zu erwachen, und je größer die Bereitwilligkeit der Soldaten war, seinen

Winken zu gehorchen, desto näher dachte er sich unstreitig den Augenblick, wo es ihm vergönnt seyn würde, Diejenigen zu demüthigen, die ihn von sich ausgestoßen und in die Acht erklärt hatten. So groß war seine Ungeduld, daß selbst seine Verwandten sich ihm ungern näherten. Von diesen war sein Bruder Joseph in den letzten Tagen des Märzes von der Schweiz aus in Paris angelangt, und auch der ehemalige König von Westphalen hatte Mittel gefunden, aus Venedig, wo er sich den Winter über aufgehalten hatte, zu entfliehen, um sich aufs Neue an ihn anzuschließen. Was damals nicht Wenige befremdete, und allen bisherigen Voraussetzungen widersprach, war, daß Lucian Bonaparte, von dem Pabste zu einem Fürsten von Canino erhoben, gleichzeitig mit dem Pabste Rom verließ, und, anstatt, wie der Pabst, in Italien zu verweilen, nach Frankreich ging, um unter dem Usurpator eine Rolle zu spielen; doch vielleicht geschah es nur, weil die politischen Grundsätze, die man in Paris zur Schau trug, den seinigen entsprachen. Alle diese Personen rechneten unstreitig auf Wiederherstellung, wiewohl sie für den Augenblick eben nicht in Betrachtung gezogen wurden. Von Napoleons Brüdern war Ludwig der einzige, welcher ruhig in der Schweiz blieb, dem Anscheine nach un-

bekümmert um das Gute, was seiner Familie begegnen konnte, und nur darauf bedacht, wie er neuen Täuschungen entgehen möchte.

In Napoleons Lage kam alles darauf an, die möglich größte Zahl der Soldaten für sich zu gewinnen. Auch war hierauf sein Augenmerk so sehr gerichtet, daß er diesem Gegenstande alle übrigen unterordnete. Vieles kam ihm hierbei zu Statten; am meisten die beinahe vollendete Rückkehr der vielen Kriegsgefangenen, welche theils in Spanien, theils in Rußland, theils in Preußen, theils in Oesterreich nach Freiheit und Lebensgenuß geschmachtet hatten, und unstreitig nichts sehnlicher wünschten, als Krieg, damit sie sich rächen könnten. Franzosen, wie getheilt sie auch in ihren Meinungen seyn mögen, unter denselben Fahnen zu vereinigen, wird immer sehr leicht seyn, wenn man irgend eine Ehre geltend zu machen weiß. Es bedurfte also nur der Aufforderung, um selbst Solche, die nicht durch Noth und Armuth zur Ergreifung des Waffenhandwerks gezwungen waren, zum Eintritt in den Dienst zu bereden. Wie groß das französische Heer beim Ausscheiden Napoleons im Jahre 1814 war, läßt sich zwar nicht mit Bestimmtheit angeben; allein nichts ist zuverlässiger, als daß es in dem Laufe des letzten Jahres auf hundert und

sechzigtausend Mann war verringert worden. Da sich nun Frankreich mit einer so geringen Zahl nicht vertheidigen ließ, so mußte man auf Vermehrung bedacht seyn; und so glänzend war der Erfolg von Napoleons Verheißungen, daß in dem kurzen Zeitraum vom 20. März bis zum 1. Juni das Heer auf nicht weniger als dreimal hundert und achtzigtausend Mann gebracht war, welche aus lauter alten Soldaten bestanden, so daß man gar nicht nöthig hatte, zu neuen Aushebungen zu schreiten. Diese Masse bildete das stehende Heer, und verschieden davon waren die Nationalgarden. Aufgehoben in der Form, welche Ludwig der Achtzehnte ihnen gegeben hatte, wurden sie durch ein Gesetz vom 10. April in einem Umfange wieder hergestellt, der das Wesen der Gesellschaft zu bedrohen schien. Durch dieses Gesetz wurde jeder Franzose verpflichtet, von seinem zwanzigsten bis zu seinem sechzigsten Jahre in der Nationalgarde zu dienen, wobei nur wenige Ausnahmen gestattet waren. Die Grenadiere und Jäger sollten unter den Männern vom 20sten bis vierzigsten Jahre gewählt werden, und die ganze Nationalgarde aus Bataillonen von sechs Compagnieen, jede zu 120 Mann, bestehen. Die Bataillone der Grenadiere und Jäger, für sich genommen, wurden auf nicht weniger als vierhundert und sieb-

zehn, und die ganze Masse der Nationalgarde auf dreitausend, einhundert und ein und dreißig Bataillone berechnet, so daß Frankreich unter seinen Bürgern 2,254,000 Bewaffnete zählte. Der Wahnsinn, welcher solchen Einrichtungen anklebt, wird glücklicher Weise durch das natürliche Interesse der Gesellschaft, fortzudauern, so beschränkt, daß es nicht die Mühe belohnt, ihn zu tadeln. Die Zahl Derer, welche gegen Ende des Maies wirklich auf den Beinen waren, ist von französischen Schriftstellern auf 700,000 angegeben worden. In ihr bildete die kaiserliche Leibwache, mit Einschluß alles dessen, was zu ihr gerechnet wurde, eine Masse von 40,000 Mann. Auf allen Punkten des französischen Reichs war man mit der Wiederherstellung der Materialien für die Armee beschäftigt: es wurden Kanonen gegossen, Gewehre geschmiedet, Pulver-Vorräthe geschaffen. Die Thätigkeit war in dieser Hinsicht bewundernswürdig. In Paris allein wurden zehn Waffenwerkstätten errichtet, welche sechstausend Menschen beschäftigten. Täglich machte oder verbesserte man in denselben funfzehn hundert Gewehre, und die zunehmende Geschicklichkeit der Arbeiter ließ erwarten, daß man es gegen das Ende des Jahres auf dreitausend bringen werde. Die fertiggewordenen Waffen wurden zunächst an das stehende

Heer, nach und nach aber auch an die Nationalgarde vertheilt; die Regierung kaufte 20,000 Train- und Wagenpferde. Alle festen Plätze wurden mit Vorräthen aller Art versehen. Zu gleicher Zeit besserte man diejenigen aus, deren Festungswerke in Verfall gerathen waren. Selbst offene Oerter wurden befestigt, sofern ihre Lage sich mit einer Vertheidigung vertrug. Soissons, Lafére, St. Quentin, Guise, Chateau-Thierry, Vitry, Langres versprachen lebhaften Widerstand; aber man arbeitete auch an der Befestigung von Chalons, Rheims und Dijon. Die Vogesen, das Jura-Gebirge u. s. w., von der Natur befestigt, erhielten die Verstärkungen, welche die Kunst geben kann. Die ganze Bevölkerung des nordöstlichen Frankreichs nahm Theil an diesen Arbeiten; und wo die Mittel der Regierung unzureichend waren, da halfen die Ermahnungen und Bitten der Präfekten und Unter-Präfekten nach. Bald gewann die allgemeine Thätigkeit den Charakter der Begeisterung. Jeder wollte Theil haben an der Vertheidigung des Vaterlandes, besonders die Jugend. Specialschulen, Lyceen und Collegia wurden von den Schülern verlassen, die sich um Anstellung bewarben und in besonderen Kanonier-Compagnieen von Artillerie-Officieren geübt wurden. Die Zahl dieser freiwilligen Kanoniere belief sich auf

20,000, mit Inbegriff der achtzehn Compagnieen von Paris. Viele, die nicht in die Nationalgarde aufgenommen werden konnten, verlangten Waffen und eine regelmäßige Organisation; und die Regierung bewilligte beydes, und gab den neuen Bataillonen, die auf diese Weise entstanden, die Benennung der freiwilligen Föderirten oder der Scharfschützen von der Nationalgarde. Nur die westlichen und südlichen Departements theilten diese Begeisterung nicht: sie verharrten in ihrer Abneigung, und die Regierung schien ihnen keine Gewalt anthun zu wollen, um ihre eigene Lage nicht zu verschlimmern.

So wie Napoleon unter den Franzosen da stand, konnte man nur darüber ungewiß seyn, ob man ihn mehr in dem Lichte eines Usurpators, oder in dem eines Dictators betrachten sollte; denn alles, was in Beziehung auf ihn Rechtmäßigkeit genannt werden konnte, war aufgehoben durch seine Entsagungsurkunde. Er selbst fühlte dies so sehr, daß er den Zeitpunkt zu beschleunigen wünschte, wo er zum Wenigsten den Schein der Rechtmäßigkeit wieder gewönne. Das Maifeld war angekündigt, und dieses Maifeld schloß in sich die Idee einer Versammlung der ganzen Nation in ihren Repräsentanten zur Abschließung eines neuen Vertrages mit dem Einzelnen,

von welchem die Voraussetzung galt, daß er Frankreich in Zukunft beherrschen werde. Vorangehen mußte eine Auseinanderlegung der Bedingungen dieses Vertrages. Die, welche in früheren Zeiten gegolten hatten, konnten nicht beibehalten werden; denn darin war man einverstanden, daß sie die Quelle einer unerträglichen Tyrannei gewesen waren. Nicht minder abgeneigt war man denen, welche Ludwig der Achtzehnte bekannt gemacht hatte, ohne auf die Zustimmung der Nation die mindeste Rücksicht zu nehmen. Es kam also darauf an, etwas Neues aufzustellen, das die Bürgschaft einer künftigen guten Regierung in sich schlösse. Der schwierigste Punkt, der hierbei zu überwinden war, bestand in dem freimüthigen Bekenntnisse, daß Napoleon sich funfzehn Jahre hindurch in der Hauptsache geirrt habe; und doch mußte dieses Bekenntniß abgelegt werden. Dies geschah auf folgende Weise. Es wurde eine Zusatz-Acte zu den Constitutionen des Reichs entworfen, in deren Einleitung man Napoleon sagen ließ: „seitdem er vor funfzehn Jahren durch den Wunsch der Franzosen zur Regierung des Staats berufen worden, habe er, zu verschiedenen Zeiten, die constitutionellen Formen, je nach den Bedürfnissen und Wünschen der Nation, zu vervollkommnen gesucht, und dabei die

Lehren der Erfahrung benutzt. Auf diese Weise hätten sich die Constitutionen des Reichs aus einer Reihe von Verordnungen gebildet, welche mit der Annahme des Volks bekleidet gewesen wären. Inzwischen habe er damals zum Endzweck gehabt, ein großes europäisches Föderativ-System zu bilden, von welchem er geglaubt habe, daß es den Fortschritten des menschlichen Geistes angemessen sei; und um dieses System zu vervollständigen und demselben alle Ausdehnung und Stätigkeit, deren es fähig gewesen, zu geben, habe er die Einführung mehrerer Institutionen verschoben, welche ganz besonders auf die Freiheit der Bürger abzweckten. Von jetzt an gehe seine Absicht nur dahin, durch Befestigung der öffentlichen Freiheit die Wohlfahrt Frankreichs zu mehren; und damit hange die Nothwendigkeit mehrerer Abänderungen in den Constitutionen, Senatus-Consulten und anderen Verordnungen des Reichs zusammen. Um auf der Einen Seite das Gute und Heilsame der Vergangenheit zu erhalten, und auf der andern die Constitutionen des Reichs den Wünschen und Bedürfnissen der Nation anzupassen, habe er beschlossen, dem Volke eine Folge von Entwürfen vorzulegen, welche darauf abzweckten, die Constitutionen zu vervollkommnen, die Rechte der Bürger mit Bürgschaften aller Art zu um-

geben, dem Repräsentativ-System seine ganze Ausdehnung zu verleihen, die Mittelkörper mit aller nur wünschenswerthen Achtung und Gewalt zu bekleiden, mit Einem Worte: den höchsten Grad politischer Freiheit und Sicherheit mit der Stärke und Centralisation zu vereinbaren, welche nothwendig wären, um die Unabhängigkeit des französischen Volks und die Würde seiner Krone dem Auslande achtungswerth zu machen."

Die Zusatz-Acte, deren Schöpfer der Graf Carnot, der Graf Regnaud de St. Jean d'Angeli, der Graf Röderer, Benjamin von Constant Rebecque und Andere waren, bestand aus sieben und sechzig Artikeln, von welchen der letzte die ewige Verbannung der Bourbons, selbst auf den Fall, daß die kaiserliche Familie aussterben sollte, in sich schloß. Gerade diese Verbannung erregte den allgemeinsten Unwillen, weil das, was immer nur als von Napoleon und seinen Anhängern ausgehend betrachtet werden konnte, als der Ausdruck des allgemeinen Willens gedacht werden sollte. Die übrigen Artikel konnten als untadelig angenommen werden, wenn bei der Regierung von Staaten das Allermindeste darauf ankäme, wie viel Zusammenhang und Uebereinstimmung eine Con-

stitutions-Urkunde in sich trägt. Durch das Daseyn von zwei Kammern, von welchen die eine die Kammer der Pairs heißen und erblich seyn, die andere die Benennung einer Kammer der Repräsentanten führen und von dem Volke gewählt werden sollte; durch die Vertheilung der gesetzgebenden Gewalt zwischen dem Kaiser und den beiden Kammern; durch die Verantwortlichkeit der Minister; durch die Unabhängigkeit der Richterstühle; durch die Zurückführung der Geschwornen; durch die Bewilligung der Preßfreiheit; durch die Abschaffung der besondern Militär-Gerichte; durch die Freistellung der Gottesdienste; durch die Unterdrückung aller Feudal-Rechte: durch dies alles schien dem Despotismus vorgebaut zu seyn. Gleichwohl konnte er in einer neuen Gestalt zurückkehren: denn nichts enthielt die Zusatz-Acte über das Recht des Krieges und des Friedens in Beziehung auf den Staatschef; und wenn man einmal annehmen mußte, daß die Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten in seine Willkür gestellt sei, so war nichts leichter, als durch dieselbe alle die Verlegenheiten zurückzuführen, welche den Franzosen keine andere Wahl ließen, als ihre Verfassung dem Willen des Staatschefs aufzuopfern. Ueberhaupt war die Verfassung, welche die politische und individuelle Frei-

heit der Franzosen sichern sollte, allzu sehr der brittischen nachgebildet, um so vortrefflich zu seyn, wie Viele sie gefunden haben. Nichts war übrigens natürlicher, als daß an diese Verfassung sich auch die Idee von Anleihen anschloß; und so geschah es, daß im 35sten Artikel verordnet wurde, daß keine Anleihe gemacht werden, keine Einschreibung in das große Buch der Staatsschuld geschehen sollte, als in Kraft des Gesetzes.

Das neue Staatsgesetz wurde in alle Departements versendet, damit in allen großen und kleinen Gemeinden darüber abgestimmt würde. Zwei Tage nach Empfange desselben sollten die Register eröffnet werden, zehn Tage hindurch offen und das Militär nicht vom Stimmengeben ausgeschlossen seyn. Die Maires erhielten den Befehl, die Register an die Unter-Präfekten einzusenden; von diesen sollten sie an die Präfekten gelangen, welche, ihrerseits, angewiesen waren, fünf und zwanzig Tage nach der Bekanntmachung der Verordnung alle Register ihres Departements dem Minister des Innern zuzuschicken, damit sie in der Versammlung des Maifeldes, welche auf den 26. Mai anberaumt war, dem Inhalte nach verkündet werden könnten.

Unterdeß lebte Ludwig der Achtzehnte, geschieden

von seinem Königreiche, zu Gent. Zu seiner Umgebung gehörten, außer den Prinzen seines Hauses, jene alten Anhänger, welche mit ihm von England nach Frankreich zurückgegangen waren. Von den Großen, welche ihre Erhebung Bonaparten verdankten, war ihm nur der General Clarke, Herzog von Feltre, gefolgt. Diesem, durch seinen Charakter ausgezeichneten Mann, war die Verwaltung des Kriegsministeriums in jener bedenklichen Periode zurückgegeben worden, wo Napoleon sich auf dem Marsche von Grenoble nach Paris befand, und gegen den Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, der Verdacht rege wurde, daß er durch seine Vertheilung der Truppen das Unternehmen des Usurpators begünstigt habe: ein Verdacht, der, wie ungegründet er auch seyn mochte, dem Marschall keine andere Wahl ließ, als seinen Abschied zu nehmen. Befahl die Ehre dem Herzog von Feltre, dem Könige als Minister zu folgen, so bewies er durch sein ganzes Betragen, daß das in seine Rechtschaffenheit gesetzte Vertrauen nicht verschwendet war. Bald nach seiner Ankunft in Gent reisete er in Angelegenheiten seines Königs nach England, wo er bis zum Ausgange der entscheidenden Schlacht blieb, welche Ludwig den Achtzehnten nach Paris zurückführte.

Unter den übrigen Anhängern des Königs befanden sich Mehrere, die es für ihre Pflicht hielten, die Sache der Bourbons mit den Waffen des Witzes zu vertheidigen; und Niemand zeichnete sich dabei mehr aus, als der Graf von Chateaubriant, ein lebhafter Kopf, der, wenn er durch das Unrichtige in seinen Vorstellungen der guten Sache schadete, durch den Glanz seiner Einbildungskraft wenigstens den nicht denkenden Theil der Leser an sich zog. Um den Zusammenhang, in welchem ein König mit seinem Volke stehen muß, wenn sein Titel nicht ganz leer seyn soll, zu erhalten, wurde zu Gent ein Regierungsblatt gedruckt, welches, wie das französische Regierungsblatt, die Benennung des Allgemeinen Erinnerers (Moniteur universel) erhielt. Durch dieses Blatt sprach Ludwig der Achtzehnte zu den Franzosen; mit wie viel Erfolg, läßt sich nicht sagen, da nichts natürlicher war, als daß von Napoleons Seite alle nur ersinnlichen Mittel angewendet wurden, den Umlauf des königlichen Erinnerers zu verhindern.

Im eigentlichen Frankreich hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Ludwig XVIII den verbündeten Mächten die Summe von 80 Millionen Franken versprochen habe, wenn sie ihn nach Frankreich zurückführen wollten. Nichts war, sowohl des Königs, als der ver-

bündeten Mächte, unwürdiger, als ein solcher Vertrag; nichts war zugleich ungegründeter, als ein solches Gerücht. Doch die Leichtgläubigkeit der Franzosen, sobald es darauf ankommt, der Gegenparthei alles Schlechte zuzutrauen, gestattete dem Könige nicht, gleichgültig gegen die Entstellungen zu bleiben, welche sein wahrer Charakter sowohl in dieser, als in mancher andern Hinsicht erfuhr. Es wurde demnach für nöthig erachtet, ein förmliches Manifest an die Franzosen zu richten, worin sich der König über seine wahren Verhältnisse zu den verbündeten Mächten ausspräche. Für den Urheber dieses Manifestes wird der Graf von Lally-Tolendal ausgegeben; und sofern es wirklich von ihm herrühren sollte, muß man eingestehen, daß die peinliche Lage, worin sich Ludwig XVIII befand, von ihm mit einer Gewandtheit und Zartheit behandelt wurde, welche nichts zu wünschen übrig ließ. Einzelne Züge aus demselben werden dem Leser das anziehende Bild eines eben so gefühlvollen, als durch die feinsten Verhältnisse gebildeten Staatsmanns vor Augen rücken.

Lally-Tolendal sagte: „Je mehr sich der König gerührt fühle von der Treue, die eine unermeßliche Bevölkerung ihm im Augenblicke eines schwarzen, niederträchtigen und eben deswegen nicht vorherzusehenden Ver-

raths bewiesen habe, desto mehr sage er sich: es sei seine erste Pflicht, zu verhindern, daß Frankreich bei den verbündeten Mächten nicht verläumdet, entehrt, einer ungerechten Verachtung, einem nicht verdienten Unwillen, vielleicht sogar Gefahren und einer Art des Angriffs ausgesetzt werde, welche als eine gerechte Strafe vorausgesetzter Unredlichkeit erscheinen könnte. Diese seine erste Sorge sei erfüllt, und erfüllt mit einem Erfolge, welcher der Bekümmerniß Sr. Majestät, des Eifers seiner Minister und der Großmuth seiner Verbündeten würdig sei. Die Botschafter und Gesandten des Königs bei den verschiedenen europäischen Höfen, seine Repräsentanten bei dem Wiener Congreß, hätten überall die Wahrheit der Thatsachen festgestellt, und wären selbst den Uebertreibungen zuvorgekommen. Alle Mächte von Europa wüßten, daß der König von Frankreich und die französische Nation, durch Alles, was die Bande eines guten Königs und eines guten Volks zusammenziehen könne, mehr als jemals vereinigt, plötzlich durch eine, ihrem Könige, ihrem Vaterlande, ihren Eiden und der Ehre ungetreue, Armee verrathen worden; daß jedoch, unter den ersten Generalen dieser Armee, Diejenigen, deren Namen ihren Ruhm ausmachten, sich entweder mit den Fahnen des Königs vereinigt, oder wenigstens

die des Usurpators verlassen hätten; daß die Häupter der Armee-Corps und Officiere von allen Graden täglich diesem Beispiele folgten; daß selbst unter der großen Zahl der, zu einem in der Militärgeschichte unbekannten Abfalle fortgerissenen Soldaten sich Viele befänden, welche, durch Unerfahrenheit der Verführung Preis gegeben, durch Ueberlegung zu ihrer Pflicht zurückgekehrt wären. Ganz Europa wüßte, daß, ausgenommen denjenigen Theil der Armee, welcher, seines frühern Ruhms unwürdig, aufgehört habe, ein Theil der französischen Nation zu seyn; ausgenommen ferner eine Handvoll freiwilliger Mitschuldigen, welche Ehrgeizige ohne Verdienst, Leute ohne Ehre, Verbrecher ohne Gewissensbisse dem Usurpator zugewendet, die ganze französische Nation, die guten Bürger der Städte, alle Corporationen und Individuen, alle Geschlechter und Alter, dem Könige mit ihren Wünschen gefolgt wären, jeden seiner Tritte mit einer neuen Erkenntlichkeits-Huldigung, mit einem neuen Treuschwur bezeichnend. Und warum hätten die Gesinnungen, von welchen das Herz des Königs selbst durchdrungen sei, ihm nicht, von Seiten seiner Unterthanen, eine gleiche Erwiederung zusichern sollen? Wer wollte es wagen, den König einer Lüge zu zeihen, wenn er vor Gott und vor seinem Volke schwöre,

daß von dem Tage an, wo die Vorsehung ihn auf den Thron seiner Völker zurückversetzt, der beständige Gegenstand seiner Wünsche und Gedanken das Glück der Franzosen gewesen sei? Wenn er, unter so schwierigen Umständen, in Folge so heftiger und so anhaltender Stürme, unter so vielen Uebeln, welche gut zu machen, unter so vielen Fallstricken, welche zu vermeiden, unter so vielen Interessen, welche auszugleichen gewesen, nicht alle Hindernisse habe besiegen, nicht allen Ueberraschungen habe entrinnen, nicht alle Fehlgriffe habe vermeiden können; so dürfe sich der König doch der Zustimmung aller guten Gewissen schmeicheln, wenn er sage: daß sein größter Irrthum nur zu denjenigen gehört habe, welche aus dem Herzen **guter** Fürsten zu kommen pflegen, und niemals von Tyrannen begangen werden; denn, wenn diese nur ihrer Macht keine Gränzen setzten, so habe der König nur seiner Milde keine setzen wollen. Aufgeklärt über die wahre Stimmung der Franzosen, hätten sich die verbündeten Mächte den 25. März zu einem neuen Traktat vereinigt, durch welchen sie sich anheischig gemacht hätten, die Integrität des französischen Gebiets und die Unabhängigkeit des französischen Charakters zu achten, sich nur als Freunde und Befreier, und als Hülfsmächte der französischen

Nation darzustellen, nur den Einzigen, den sie für den Feind der Welt erklärt, den sie aus aller bürgerlichen und gesellschaftlichen Beziehung gesetzt und der öffentlichen Strafgerechtigkeit überantwortet hätten, als Feind zu betrachten; auch die Waffen nicht eher niederzulegen, als nach der unwiderruflichen Zerstörung seiner übelthätigen Macht, und nach Zerstreuung der Unruhstifter und Verräther, die, indem sie durch plötzlichen Einbruch sich zwischen einen rechtmäßigen Suverän und getreue Unterthanen in die Mitte gestellt, den König von seinem Volke, das Volk von dem Könige, zum Unglück Frankreichs und der Welt, getrennt hätten. Die verbündeten Suveräne hätten noch mehr gethan. Sie hätten nämlich geglaubt, daß sie weder den König über das Schicksal seiner Völker genug beruhigen, noch die französische Redlichkeit in dem Schmerz, der sie erdrückte, genug ehren könnten. Zu diesem Endzweck sei der Beitritt des Königs zu dem, von ihnen gestifteten, neuen Vertrage nachgesucht worden. Der König habe überlegt und unterzeichnet. In diesen wenigen Worten liege die Sicherheit der Franzosen; denn davon würden sie überzeugt seyn, daß ihr König nichts unterzeichnen könne, was gegen ihren Vortheil sei. Nicht von ihm habe es abgehangen, die harte Noth-

wendigkeit, ihre Rechte wieder zu erobern, abzuwenden. Mit Freuden würde er die seinigen aufopfern, wüßte er nicht, daß sein Opfer, anstatt ihnen den Frieden zu sichern, sie dem allerschrecklichsten Kriege bloßstellen würde; aber, nachdem Europa die Vernichtung einer, mit der europäischen Gesellschaft unverträglichen Macht beschlossen habe, würden, ohne seinen Beistand, Fremde die Schlachtopfer der Tyrannei schwerlich von den Mitverschwornen derselben unterschieden haben, und Frankreich, es möchte nun siegen oder besiegt werden, gleich unglücklich geworden seyn. Uebrigens dürfe Frankreich nur wollen, und es habe lauter Freunde in dem Bunde, welchem sein König beigetreten sei. Jene Nothwendigkeit, die er nicht beschwören könne — gewiß, er werde sie wenigstens besänftigen, wenn er an Ort und Stelle seine Nation um sich her versammelt habe, um von ihr abzuwenden alle die Schläge, welche nur ihre gemeinschaftlichen Unterdrücker treffen sollten. Bald werde er wieder bei seinen Unterthanen seyn; und von dem Tage an, wo er den Fuß auf sein und ihr Gebiet setzen werde, sollten sie umständlich alle seine heilsamen Absichten, alle seine auf Ordnung und Gerechtigkeit abzweckenden Verfügungen, kennen lernen, und sich überzeugen, daß die Zeit seines Rück-

zugs nicht verloren gewesen sei für ihren Vortheil. Mißtrauen möchten sie indeß den Schlingen, die man ihnen legen, den Rollen, die man ihnen anweisen werde in der Nachäffung jener Versammlungen, welche, vor Alters, die wilde Freiheit der Vorfahren bezeugt, und deren belachenswerthes Schauspiel jetzt keinen andern Zweck habe, als sie zu einer Beute der gemeinsten und hassenswerthesten Sklaverei zu machen. Wäre es möglich, daß die Wahlen national, die Umfragen treu, die Stimmen frei wären: so würde unstreitig das neue Maifeld die Ungesetzlichkeit seines Princips in die Geschicklichkeit seines Wunsches verschwinden machen; sein erster Wunsch würde eine neue Heiligung jenes Bundes gewesen seyn, der vor neun Jahrhunderten zwischen der Nation der Franken und dem königlichen Hause von Frankreich beschworen, und seitdem zwischen der Nachkommenschaft der Franken und der ihrer Könige fortgesetzt worden. Allein der Usurpator habe schon die Nationalen entfernt, und seine Satelliten herbeigerufen; er habe die Stimmen gezählt, ehe eine abgegeben worden. Was könnte man von Dem und Denen erwarten, die alles, was sie berührten, mit Blut gefärbt und befleckt hätten; die aus allem, was ein Gegenstand der Verehrung und der Liebe

seyn sollte, einen Gegenstand der Verlachung und des Abscheus gemacht; die, wenn es möglich gewesen wäre, selbst die Namen des Vaterlandes, der Freiheit, der Constitutionen, der Gesetze, der Ehre und der Tugend gebrandmarkt haben würden! Wie! hätten denn die Franzosen nicht für die Zukunft ihre große Charta, welche alle heiligen Namen wieder hergestellt, und sie in den Besitz der Achtung gesetzt habe, die ihnen zukomme? Hätten sie nicht eine Constitution, welche, rein in ihrem Princip, zwischen ihrem Könige und ihren Repräsentanten gebildet worden? Wie sanft dieselbe sei, habe die Erfahrung einer ganzen Sitzung bewiesen: sie schließe den Keim aller Verbesserungen in sich, und unter diesen sei keine, welche die königliche Autorität nicht mit Zustimmung der beiden Kammern gewähren könne. Sie möchten doch glauben, daß in ihr die sicherste Grundlage, die sicherste Bürgschaft der Prärogativen, der Vorrechte, der Rechte Aller sey; sie möchten doch glauben, daß ihr König, durch sein Recht, seinen Titel, sein Herz, immer ihr bester, beständigster und gesetzlichster Freund seyn werde; sie möchten doch ihre Wünsche mit den seinigen vereinigen, bis sie gemeinschaftlich mit ihm handeln könnten, und die Vorsehung, welche seine und ihre Eide vernommen, bitten,

sein gerechtes Unternehmen und ihre edlen Anstrengungen zu segnen."

Dieses Manifest erschien zu Gent, beinahe um eben die Zeit, wo Napoleon seine Zusatz-Acte bekannt machte *). Der Abbruch, welchen die Wahrheit in jenem litt, verschwand gegen die Lüge und Hinterlist, womit der Usurpator zu Werke gehen mußte, wenn er seine Zwecke erreichen wollte. Ueberall war es ein merkwürdiger Kampf, in welchem sich die Erblichkeit der Fürstenwürde gegen das Princip der Volks-Suveränetät vertheidigte. Wie viel man auch zur Entschuldigung der Bourbons seit ihrer, durch die Waffen der Verbündeten erfochtenen, Rückkehr nach Frankreich anführen mag: immer waren von ihnen bedeutende Fehler begangen worden, deren Verzeihung in der langen Trennung, worin sie von den Franzosen gelebt hatten, gesucht werden mußte; und diese Fehler hatte der Usurpator benutzt, um sie aufs Neue vom Throne zu entfernen. Jetzt kam es darauf an, sich auf demselben zu befestigen; und da kein Gesetz der Erblichkeit für ihn sprach, so blieb ihm nichts anderes übrig, als seine Handlung durch den allgemei-

*) Das Manifest erschien den 14. April, die Zusatz-Acte den 23sten desselben Monats.

nen National-Willen zu rechtfertigen, der immer nur in so fern da ist, als man irgend eine Form findet, ihn hervorzubringen. Für die Bourbons sprach demnach ein Gesetz, welches zu den allerwohlthätigsten in den europäischen Staaten gezählt werden kann; für Napoleon sprach nichts, als sein persönlicher Charakter, dem das Mißvergnügen einer großen Anzahl von Franzosen über getäuschte Erwartung Nachdruck und Stärke gab. Dennoch war nichts natürlicher, als daß er obsiegte, sofern nicht andere Kräfte ins Mittel traten und das Recht durch die Gewalt unterstützten.

Die Macht, womit die verbündeten Suveräne den Kampf gegen Napoleon zu bestehen gedachten, der Wahrheit gemäß anzugeben, ist unstreitig um so schwieriger, je gewöhnlicher es ist, durch Uebertreibungen Vertrauen und Furcht zugleich zu bewirken. Man sprach von nicht weniger als einer Million Streiter, die ins Feld geführt werden sollten. In dem brittischen Parliamente wurde, als es sich um die den Verbündeten zu bewilligenden Subsidien handelte, die Zahl noch höher angegeben; denn Lord Castlereagh gab die Armeen auf folgende Weise an: die österreichische auf 300,000, die russische auf 375,000, die preußische auf 275,000, die baierische auf 60,000,

die der übrigen deutschen Staaten auf 150,000, die holländische auf 50,000, die brittische auf 50,000 Mann; und zu diesen 1,360,000 Mann sollten noch 40,000 Spanier, 20,000 Sardinier, 30,000 Schweizer und 15,000 Portugiesen stoßen. Entschieden wurde der Kampf in der Folge durch weniger als 200,000 Mann. Indeß ist nicht zu läugnen, daß sehr große Armeen gegen Frankeich in'Anzuge waren, und daß, als alle sich in Frankreich vereinigt hatten, die ganze Zahl zwischen 400,000 und einer halben Million zu stehen kam. Sofern die größere Zahl der Streiter den Ausschlag giebt, war der Erfolg gesichert; und Napoleon, der sich kein Geheimniß daraus machte, daß er mit überlegenen Kräften werde angegriffen werden, war unstreitig in einer nicht geringen Verlegenheit. Durch Herablassung und Güte suchte er die Gemüther fortdauernd für sich zu gewinnen. Häufig verließ er das Schloß der Tuilerien und das Elisee Bourbon, um sich nach St. Denis, oder St. Cloud, oder in den Pflanzengarten zu begeben: Spazierfahrten, auf welchen er sich sehr zugänglich bewies. Zweimal täglich zeigte er sich an den Fenstern der Tuilerien, deren Garten mit zahlreichen Haufen von Begrüßenden angefüllt war. Doch nicht Alle, die durch ihre Stimmen ihn an die Fenstern riefen, moch-

ten es ehrlich mit ihm meinen. In einer so volkreichen Stadt, wie Paris, kann es nicht an Personen fehlen, welche Alles in Scherz zu verwandeln suchen, weil sie selbst keines Ernstes fähig sind; und so gebrach es nicht an Auftritten, die den angeblichen Kaiser nur erbittern konnten, ohne daß er es in seiner Gewalt hatte, ihnen ein Ziel zu setzen. Eines Tages machte Jemand dem in den Garten der Tuilerien befindlichen Volkshaufen weis, Marie Luise sei angekommen, und werde erscheinen, sobald man sie dringend verlange. Die Forderung wurde gemacht und kräftig unterstützt. Napoleon konnte sich nicht mehr verbergen, daß man ihn zum Besten hatte; aber, weil er nicht berechtigt war zu zürnen, so ließ er bekannt machen, die Kaiserin werde erst im Mai eintreffen. Alle Listen wurden aufgeboten, das französische Volk hinzuhalten; und als Marschall Ney, bald nach der Ankunft Napoleons in Paris, die ganze Nord- und Ostgränze von Frankreich als außerordentlicher Commissar bereiste, geboten, seinen eigenen späteren Geständnissen zufolge, Verhaltungsbefehle ihm ausdrücklich, allenthalben zu verbreiten: „daß der Kaiser nach den Anordnungen, welche zwischen ihm, England und Oesterreich auf der Insel Elba getroffen worden, keinen auswärtigen Krieg führen wolle und dürfe; daß

die Kaiserin Marie Luise und der König von Rom zu Wien als Geißeln bleiben sollten, bis er Frankreich eine liberale Verfassung gegeben und alle Bedingungen des Traktats erfüllt haben würde.“ Die Falschheit dieser Angabe mußte sehr bald entdeckt werden: aber immer gewann man dadurch Zeit; und nicht ganz unrichtig mochte die Bemerkung Chateaubriands seyn, welcher behauptete: „in Napoleons Regierung sei nur die Lüge verfassungsmäßig, weil sie als Verwaltungsmittel überall hervortrete; es gebe Lügen für eine Viertelstunde, für einen halben Tag, für einen ganzen Tag, für eine Woche; die eine Lüge diene, um zu einer andern zu gelangen, und bei dieser Kette von Betriegereien habe selbst der richtigste Verstand bisweilen Mühe, den Wahrheitspunkt zu fassen.“ Nur nach und nach, so wie Frankreichs Verhältniß zu den europäischen Staaten immer bestimmter hervortrat, sah man sich zu einer Rückkehr zur Wahrheit genöthigt; und diese entriß selbst Napoleon das Geständniß, „daß Frankreichs Lage fürchterlich sei.“

Bei aller Ueberlegenheit der Streitkräfte glaubten die Verbündeten, einige Ursache zu haben, das französische Volk nicht gegen sich aufzubringen, was ganz unfehlbar erfolgen mußte, wenn sie die Zurückführung

der Bourbons als das Ziel ihrer Anstrengungen dar-stellten. England ging mit der Erklärung voran, daß, obgleich Napoleon nicht länger an der Spitze des französischen Staats geduldet werden solle, es dennoch nicht damit umgehe, den Franzosen irgend einen Staatschef aufzudringen, den sie zu verwerfen entschlossen wären. In gleichem Sinne sprach sich Oesterreich über diesen Gegenstand aus, nicht ohne, auch gegen seinen Willen, und bloß in Kraft der Umstände, die Vermuthung zu erregen, daß, wenn das französische Volk die Regentschaft der Kaiserin, bis zur Volljährigkeit des jungen Napoleon, der Regierung der Bourbons vorziehe, es damit einverstanden sei. Rußland und Preussen erklärten sich gar nicht über diesen Punkt. Durch die Aeußerungen Englands und Oesterreichs auf der Einen, und durch das Stillschweigen Rußlands und Preussens auf der andern Seite, wurde wenigstens so viel bewirkt, daß die Franzosen sich minder entschlossen für den Usurpator bestimmten, und daß, als einmal Entscheidung erfolgt war, der Gang der Begebenheiten beschleunigt werden konnte. Als bloßes Haupt einer Parthei konnte Napoleon unstreitig um so mehr ausrichten, je weniger er dafür erkannt wurde; allein indem er es deswegen nicht minder blieb, verlor er die Aussicht, jemals wieder Staats-

chef in dem Sinne und Umfange zu werden, worin er es früher gewesen war.

Während die französischen Heere gebildet wurden, die der Verbündeten aber sich auf dem Marsche nach Frankreich befanden, geschah in Deutschland etwas, das in sich selbst allzu auffallend war, um nicht von Vielen als ein Vorzeichen betrachtet zu werden. Der Marschall Alexander Berthier, Napoleons Waffengefährte seit so vielen Jahren, hatte, ohne die Ankunft des Kaisers Napoleon in Paris abzuwarten, sich mit seiner Familie nach Baiern begeben, wo er, als naher Anverwandter der königlichen Familie durch seine Gemahlin, einer freundschaftlichen Aufnahme gewiß seyn konnte. Gesagt hat man, er sei im Jahre 1814, während der Unterhandlungen zu Fontainebleau, mit Napoleon zerfallen; und die Art und Weise, wie dies erzählt wird, schließt sehr viel Wahrscheinlichkeit in sich. Wie es sich aber auch damit verhalten haben möge, so konnte ein Mann von ein und sechzig Jahren, welchen Eide banden, nicht in die Versuchung gerathen, sich in das Abenteuer zu stürzen. Den Bourbons ins Ausland zu folgen, war ein Entschluß, zu welchem er sich nicht verpflichtet hielt; in Frankreich zu bleiben, ohne Antheil an den Begebenheiten zu nehmen, schien ihm

unmöglich. Hier war also der beste Ausweg der, welcher nach Deutschland führte. Alexander Berthier lebte in völliger Zurückgezogenheit, als die russischen Colonnen Bamberg, seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort, berührten; und den Mann, der so viele Jahre hindurch Kriegsminister und General-Major der französischen Armee gewesen war, zog es an, die Schaaren zu sehen, von welchen sich glauben ließ, daß sie nicht wenig zur Verheerung Frankreichs beitragen würden. Während er nun am Fenster seines Palastes stand, die Augen auf das Schauspiel gerichtet, das sich unter ihm vollzog, stürzte er, von einem Schwindel ergriffen, über die allzu niedrige Fensterbrüstung auf die Straße, und brach den Hals. So wurde wenigstens die Sache von Denen erzählt, welche von dem Hergange derselben unterrichtet seyn konnten, während Andere seinen plötzlichen Tod zu einer Folge der Verzweiflung machten, die ihn bei dem Gedanken an Frankreichs unglückliches Schicksal ergriffen habe. Von Napoleons Marschällen war Alexander Berthier, den er am meisten ausgezeichnet hatte, der Erste, welcher ausschied, und dadurch das Zeichen zu einem Glückswechsel gab, der wenige Monate nachher so auffallend wurde, daß Personen, die mit ihrem Ruhm die ganze Welt erfüllt hatten, ent-

weder auf dem Richtplatze starben, oder durch freiwillige Verbannung das Leben retteten, oder auch durch Verborgenheit und Verzichtleistung auf alle Bedeutung und Auszeichnung mit Mühe der Verfolgung entrannen: zum ewigen Beweise, wie unzuverlässig die Stützen sind, welchen man im Leben am meisten vertrauet.

Wie auch Napoleon die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines ehemaligen General-Majors auffassen mochte: bei weitem mehr mußte ihm die Niederlage, welche der König von Neapel in Italien erlitten hatte, zu Herzen gehen. Hätte dieser König den Krieg in die Länge ziehen können, so würde Napoleon die bedeutendsten Vortheile davon gehabt haben; wenigstens hätten Kräfte, welche nach der Einnahme von Neapel gegen ihn vereinigt werden konnten, getheilt werden müssen. Die Einschiffung Joachims nach der Insel Ischia, und die Versetzung seiner Familie nach Oesterreich waren Begebenheiten, deren Kenntniß man den Franzosen so lange als möglich vorenthielt, damit ihr Muth nicht niedergeschlagen würde. Napoleon soll auf die erste Nachricht von dem Umsturze des von ihm errichteten Königsthrones gesagt haben: das ist der Lohn der Verrätherei. Nichts ist gewisser, als daß der Abfall

Mürats im Jahre 1814 den französischen Kaiser tiefer schmerzte, als alle Unfälle, die er bis dahin gelitten hatte. Mürat selbst hatte diesen Schritt bereuet, und ihm im Laufe des Märzes 1814 geschrieben: er sei bereit, Alles wieder gut zu machen, und er erwarte nur die Befehle seines alten Wohlthäters, um sich zu erklären. Dies Schreiben erhielt Napoleon, als er sich, zurückgeschlagen von Laon, auf dem Wege nach Rheims befand, um diese von den verbündeten Truppen besetzte Stadt wieder zu nehmen. Er las es mit der Niedergeschlagenheit, welche ihm seit seiner Rückkehr von Moskau eigen war, und gab es alsdann einem Artillerie-General, der sich in seiner Begleitung befand, mit den Worten: „Da, lesen Sie! Jetzt, nachdem er mich unglücklich gemacht hat, ist es nicht mehr Zeit zu bereuen." Indeß hatten sich Beide ausgesöhnt, während Napoleon auf Elba verweilte; und welche anderweitige Beweggründe Murat auch zu dem Kriege mit Oesterreich haben mochte, so hatte doch Napoleons gefährliche Lage keinen geringen Antheil an seinem Entschlusse gehabt. Wie er sich selbst die Zeit berechnet hatte, steht dahin. Umgangen, zum Rückzug gezwungen, geschlagen, und zur Flucht nach Ischia genöthigt, schiffte er sich nach Frankreich ein, wo er im Golf von Juan drei

Tage nach der Ankunft des ehemaligen Königs von Westphalen, der Mutter Napoleons und des Cardinals Fesch, landete (25. Mai). Die Aufnahme, welche er fand, entsprach der Vorstellung, die man von seinem Betragen hatte. Er kam in keine Betrachtung, als der Feldzug gegen die Verbündeten eröffnet wurde. Zwar begleitete er seinen Schwager in denselben, doch nur als Zuschauer; und als die Dinge eine Wendung nahmen, welche den Umsturz der ganzen Familie Bonaparte nach sich zog, ging er, nach einem kurzen Aufenthalt im südlichen Frankreich, nach Corsica, von wo aus er einen letzten Versuch auf Neapel machte.

Die Anhäufung der verbündeten Truppen an den französischen Gränzen, vorzüglich aber in Belgien, erlaubte dem Usurpator nicht, einen Augenblick zu verlieren. Am 22. April war die außerordentliche Versammlung, welche die Reichsverfassung verbessern sollte, auf den 26. Mai bestimmt worden. Acht Tage nach dem 22sten erschien ein neuer Beschluß, worin Napoleon eingestand, „daß neuere Vorfälle ihm keine andere Wahl ließen, als entweder die Dictatur, womit er sich durch das Vertrauen des Volks bekleidet sähe, zu verlängern, oder die Formen, welche er in Ansehung der Abfassung der Zusatz-Acte habe befol-

gen wollen, wesentlich abzukürzen. So lieb es ihm gewesen seyn würde, die Vereinigung der Wahlcollegia und die Erneuerung der Deputirten nach der Annahme der Zusatz-Acte zu Stande gebracht zu sehen: so mache doch das höchste Interesse des Reichs es ihm zur unumgänglichen Pflicht, sich so schnell als möglich mit den National-Behörden zu umgeben. Zu diesem Endzweck sollten sich die Wahlcollegia vier Tage nach der Bekanntmachung des gegenwärtigen Beschlusses versammeln, und zur Wahl der Repräsentanten für die Deputirten-Kammer schreiten, und diese sich unverzüglich mit ihren Wählern nach Paris begeben, um dem Maifelde beizuwohnen, und die Repräsentanten-Kammer zu bilden, welche er nach der bekanntgemachten Annahme der Constitutions-Urkunden zusammen berufen wolle." Es lag am Tage, daß nur die strengste Befolgung der Formen den Schein der Rechtmäßigkeit geben konnte, wenn einmal die Franzosen hinaus waren über das Gesetz der erblichen Thronfolge. Dennoch hatte man es nicht in seiner Gewalt, dem einmal gefaßten Vorsatz getreu zu bleiben: so groß war die Furcht vor einer Ueberraschung, bei welcher, wenn sie wirklich Statt fände, wenigstens der Vortheil gerettet werden sollte, daß die Rechtmäßigkeit nicht zweifelhaft wäre. Da die Er-

nennung der Pairs von Napoleon selbst abhing, so war sie mit keinem Zeitverluste verbunden; die Ernennung der Deputirten hingegen war allen den Zögerungen ausgesetzt, welche von Wahlversammlungen unzertrennlich sind, und darüber konnten alle Entwürfe zur Vertheidigung Frankreichs scheitern. Eben deswegen nun wurden die Wahlen mit der höchsten Eilfertigkeit betrieben, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß, außer den Präfekten, welchen dies Geschäft übertragen war, die drei und zwanzig außerordentlichen Commissarien, welche schon gegen das Ende des Märzes in die Militär-Divisionen gesendet waren, einen nicht unbedeutenden Antheil an der Beschleunigung hatten. Die Stimmung der Gemüther war durch die Aussicht auf einen gleichzeitigen Kampf mit Europa so unvortheilhaft für Napoleon geworden, daß im Staatsrath die Frage aufgeworfen wurde: ob es nicht besser seyn werde, die Ceremonie des Maifeldes aufzugeben. Der Herzog von Otranto war, wie er hinterher versichert hat, dieser Meinung. Doch Napoleon, wenn gleich sehr erschüttert, wollte den einmal gefaßten Entschluß nicht fahren lassen.

Wie sehr man aber auch Alles übereilen mochte, so fand das Maifeld doch nicht in dem Monate Statt, von welchem es benannt war. Die Ceremonie eines

feierlichen Vertrages zwischen den Franzosen und Napoleon mußte bis zum 1. Junius verschoben werden, weil früher nicht Alles in Bereitschaft war, was sie voraussetzte.

Nach dem Märzfelde zu, war vorwärts der Militärschule ein Thron für den Kaiser errichtet, welcher im Mittelpunkte einer halbcirkelförmigen Einschließung stand, die zur Rechten und Linken geräumige Amphitheater für 15,000 Personen bildete, und nach vorn zu geöffnet war. In der Mitte derselben stand ein Altar, und ungefähr hundert Klafter weit von demselben erhob sich ein zweiter Thron, welcher das ganze Märzfeld beherrschte. Als sich nun in den letzten Tagen des Maies so viele Repräsentanten und Wähler versammelt hatten, daß die Feierlichkeit vor sich gehen konnte, ließ der Groß-Marschall des Palastes auf ein gegebenes Zeichen die Zugänge der Militär-Schule durch die kaiserliche Leibwache, und die äußeren Zugänge zu dem Märzfelde durch die Gendarmerie von Paris besetzen. Am 1. Junius, nach einem Tages vorher bekannt gemachten Programme, begaben sich die Abgeordneten der Land- und Seemacht um acht Uhr durch das Gitter von Grenelle nach dem Märzfelde, und wurden von den Ceremonien-Meistern und deren Gehülfen auf den Stufen

aufgestellt, die sich in der Einschließung befanden. Eine Stunde nachher brachen die Wahlcollegien ebenfalls nach dem Märzfelde auf, wo sie von den Ceremonien-Meistern und deren Gehülfen auf die für sie bestimmten Stufen geführt wurden, welche sich im Mittelpunkte befanden. Um halb zehn Uhr begaben sich der Cassations-Hof, der Rechnungshof, der Rath der wiederhergestellten kaiserlichen Universität, der kaiserliche Hof und das Municipal-Corps von Paris durch die Höfe der Militär-Schule nach dem Märzfelde, und fanden ihre Plätze in den Logen zur Rechten und Linken des Throns, welche letzteren sie mit den Officieren der Ehrenlegion theilten, während der Staatsrath die zur Rechten des Thrones füllen half. Um 11 Uhr brach der Kaiser aus dem Palaste der Tuilerien auf. Ihm voran gingen der Commandant von Paris mit seinem Generalstabe, die Waffenherolde, ein Wagen für die Ceremonien-Meister und deren Gehülfen, zwei Wagen für die diensthabenden Officiere, ein Wagen für vier Staatsminister, zwei Wagen für die Großadler der Ehrenlegion, zwei für die Großbeamten des Reichs, zwei für die übrigen Minister; ein Wagen für die Großbeamten der Krone, einer für die Prinzen Großwürden, einer für die Prinzen Brüder des Kaisers. Dann kam der Wagen

des Kaisers. Diesem folgten ein Wagen für die Groß-beamten der Krone, und zwei andere Wagen für die Beamten im Dienste der kaiserlichen Prinzen. Der Wagen des Kaisers war mit acht, alle übrigen mit sechs Pferden bespannt. Neben dem Wagen des Kaisers ritten die Marschälle des Reichs, und die Adjutanten und Stallmeister des Kaisers; hinter demselben der General-Inspektor der Gendarmerie *). Der Zug ging durch den Garten der Tuilerien über den Platz der Eintracht, die Jena-Brücke und das Märzfeld nach dem Haupteingange der Militär-Schule; und bei der Abfahrt des Kaisers aus dem Palaste der Tuilerien, bei seinem Eintritt in das Märzfeld, und bei seiner Ankunft vor der Militär-Schule wurden die Kanonen gelös't.

Jetzt war Napoleon angelangt. Bald trat er aus den Gemächern der Militär-Schule, in der Begleitung einer Brüder Lucian, Joseph und Hieronymus, her-

---

*) Nichts entschuldigt die Genauigkeit dieser Angaben so sehr, als die aus ihnen hervorgehende Ueberzeugung, daß Napoleon, welche Mine er auch annehmen mochte, nichts weniger aufgegeben hatte, als die Idee des großen Reichs: eine Idee, welche diesen Pomp allein rechtfertigen konnte.

vor, um sich zu dem für ihn aufgestellten Thron zu begeben. Er selbst erschien in einer Tunica und einem Mantel von hellrothem Sammet; Joseph und Hieronymus zu seiner Rechten, Lucian zu seiner Linken waren in weißen Sammet gekleidet. Auf die Stufen des Throns stellten sich Pagen, Kammerherren und Ordonnanz-Officiere, die letzteren in größerer Anzahl, um dem Schauspiel Erhabenheit zu geben. Am Altar wurde die Messe von dem Erzbischofe von Tours gelesen; sein Name war Barral, und Beistand leisteten ihm der Cardinal von Bayanne und mehrere Bischöfe. Nach der Messe näherte sich die Central-Deputation der Wahlcollegien, ungefähr 500 an der Zahl. Sie wurde dem Kaiser durch den Erzkanzler des Reiches vorgestellt. An ihrer Spitze befand sich Duboys von Angers, Wähler und Repräsentant des Departements Eure und Loire. Ihm war der Auftrag geworden, den Kaiser im Namen des französischen Volks anzureden; unstreitig, weil seine starke Stimme ihn zu einer solchen Verrichtung am Besten eignete.

„Sire, sagte er, das französische Volk hatte Ihnen die Krone zuerkannt. Zwar hatten Sie dieselbe gegen seinen Willen abgelegt; doch seine Stimmen legen Ihnen jetzt die Pflicht auf, sie von neuem

„aufzusetzen. Ein neuer Vertrag hat sich zwischen „der Nation und Ewr. Majestät gebildet. Von al„len Punkten des Reichs versammelt, stellen wir uns „um die Tafeln des Gesetzes, um denselben das Ver„langen des Volkes einzugraben, welches die einzige „rechtmäßige Quelle der Gewalt ist; und ganz Frank„reich erhebt durch uns, seine Werkzeuge, die Stim„me, um, im Angesicht von ganz Europa, dem Staats„chef zu sagen, was es von ihm erwartet. Ernst sind „unsere Worte, wie die Umstände, welche sie umge„ben. Was will der Bund der Könige mit diesen „Kriegsrüstungen, durch welche er Europa in Erstau„nen setzt, und die Menschheit betrübt? Durch wel„che Handlung, durch welche Verletzung haben wir „ihre Rache gereizt, ihren Angriff begründet? Ha„ben wir seit dem Frieden es versucht, ihnen Ge„setze vorzuschreiben? Wir wollen nur diejenigen „befolgen, die sich zu unseren Sitten passen; wir wol„len nicht das Oberhaupt, das unsere Feinde wol„len; wir wollen dagegen das, welches sie nicht wollen. „Jene wagen es, Sire, Sie persönlich zu ächten; Sie, „der so oft in ihren Hauptstädten gewaltet hat, Sie, „der sie auf ihren erschütterten Thronen befestigte! „Dieser Haß unserer Feinde verstärkt unsere Liebe für „Sie. Aechtete man auf dieselbe Weise den Gering-

„sten von unsern Mitbürgern, so müßten wir ihn „mit demselben Nachdruck vertheidigen; denn er „würde unter der Obhut des Gesetzes und der fran„zösischen Macht stehen. Man bedrohet uns mit ei„ner Invasion. Und doch haben wir, zurückgeführt „in Gränzen, welche die Natur uns nicht gesetzt, „aus Achtung für Traktaten, die nicht von Ihnen un„terzeichnet waren und die Sie dennoch ehren woll„ten, die enge Einschließung nicht überschritten. Ver„langt man nur Bürgschaften? Sie sind in unseren „Einrichtungen enthalten, so wie in dem Willen des „französischen Volks, der für die ganze Zukunft dem „Ihrigen vermählt ist. Trägt man kein Bedenken, „uns an Zeiten und an einen Zustand der Dinge zu „erinnern, die von dem, was die Gegenwart darbie„tet, so verschieden sind? Freilich, es würde nicht „das erste Mal seyn, daß wir das gegen uns bewaff„nete Europa besiegt hätten. Dem französischem Volke „machte man heilige unverjährbare Rechte streitig, „welche die kleinste Völkerschaft vor dem Richterstuhl „der Gerechtigkeit in der Geschichte nie vergeb„lich zurückgefordert hat. Muß denn Frankreich „herabgesetzt, zerrissen und zerstückelt werden, weil es „nur Frankreich seyn will? und gedenkt man, uns „das Schicksal von Polen zu bereiten? Vergeblich

„sucht man solche schreckliche Absichten hinter dem „Schein der einzigen Absicht zu verbergen, welche „man hat, uns von uns selbst zu trennen, um uns „Gebietern hinzugeben, mit welchen wir nichts ge„mein haben, die wir nicht verstehen, die auch „uns nicht verstehen, und die weder dem Jahrhun„dert noch der Nation anzugehören scheinen: der „Nation, die sie für einige Augenblicke in ihren „Schooß aufgenommen hat, um ihre edelsten Bürger „durch sie geächtet und herabgewürdigt zu sehen. „Ihre Gegenwart hat alle Täuschungen zerstört, die „noch an ihrem Namen hingen. Sie konnten un„sern Schwüren, wir ihren Verheißungen nicht trauen. „Den Zehenden, die Feudalität, die Privilegien, kurz „alles, was uns verhaßt ist, zurückzuführen, war der „einzige Zweck ihres Dichtens und Trachtens, und „einer von ihnen betheuerte seinen Vertrauten, „daß „er sich für die Zukunft verbürge." Was Jeder von „uns, fünf und zwanzig Jahre hindurch, als Anspruch „auf Ruhm, als Dienst, der Belohnung werth, be„trachtet hatte, das war für sie ein Anspruch auf „Aechtung, und trug das Siegel der Verwerfung. „Eine Million von Beamten und Magistratsperso„nen, die seit fünf und zwanzig Jahren dieselben „Grundsätze befolgt hatten, fünfmal hundert tau-

„send Krieger, unsere Stärke und unser Ruhm, sechs „Millionen Eigenthümer, welche der Revolution ih„ren Besitzstand verdanken, eine noch größere Zahl „von aufgeklärten Bürgern, welche in freisinnigen „Grundsätzen aufgewachsen sind — alle diese wahren „Franzosen waren es nicht für die Bourbons, wel„che nur für eine Handvoll Privilegirter regieren „wollten; sie verfolgten sogar die Meinung, dieses „heilige Eigenthum des Menschen. Sire, ein Thron, „von fremden Waffen errichtet und mit unheilbaren „Irrthümern umgeben, stürzte vor Ihnen zusammen, „weil Sie uns aus Ihrer Zurückgezogenheit die Un„terpfänder unseres wahren Ruhms, die Hoffnung „unserer ächten Wohlfahrt, zuführten. Wie hat es „geschehen können, Sire, daß über Ihren Triumph„zug von Cannes nach Paris nicht Allen die Augen „aufgegangen sind! Giebt es in der Geschichte al„ler Völker, aller Jahrhunderte, einen Auftritt, der „volksthümlicher, heldenmäßiger, schlagender wäre? „Reicht dieser Triumph nicht hin, unsern Feinden die „Augen zu öffnen? Wollen sie blutigere? Nun, „Sire, erwarten Sie von uns Alles, was ein Held „von einer treuen, kräftigen, hochherzigen, unerschüt„terlichen und unveränderlichen Nation zu erwarten „berechtigt ist. Die drei Zweige der Gesetzgebung

„werden in Thätigkeit kommen; ein einziges Gefühl „wird sie beleben. Vertrauend den Verheißungen „Ewr. Maj. übertragen wir Ihnen, unseren Reprä„sentanten und der Kammer der Pairs, die Sorge, „unser constitutionelles System und die Institutio„nen, welche die Bürgschaft desselben seyn müssen, „zu befestigen und zu vervollkommnen, ohne Ueber„eilung, ohne Erschütterung, mit reiflicher Ueberle„gung und mit Weisheit. Und sollten wir genöthigt „seyn, zu kämpfen, so halle Ein Aufschrei in unseren „Herzen wieder; der: „Entgegen dem Feinde, wel„cher uns wie die verworfenste aller Nationen be„handeln möchte!" Nichts ist unmöglich, und nichts „soll gespart werden, um unsere Ehre und Unabhän„gigkeit sicher zu stellen, um ein schändliches Joch „abzuwenden. Jeder Franzose ist Soldat; der Sieg „wird Ihren Adlern folgen, und Feinde, die auf un„sere Zwietracht rechneten, sollen bereuen, uns her„ausgefordert zu haben."

Duboys Rede brachte alle die Wirkungen hervor, welche zu entstehen pflegen, wenn bei ernsthaften Handlungen noch etwas mehr beabsichtigt wird, als was sie an und für sich in sich schließen. Es würde unartig gewesen seyn, zu sagen, der Redner habe, als Organ der Nation, seine Bestimmung verfehlt, und

nicht gesagt, was zur Sache passe. Man rief also, wie auf Verabredung: es lebe die Nation, es lebe der Kaiser! Die, welche bloße Zuschauer waren, wurden zu Schauspielern; und um Andere täuschen zu können, fühlte man den Beruf, sich selbst zu täuschen.

Das Ergebniß der Abstimmung über die Zusatz-Acte war nichts weniger, als glänzend, in Vergleich mit demjenigen, welches im Jahre 1804 über die Errichtung des Kaiserreichs entschieden hatte; denn wenn man damals vier Millionen Unterschriften anführen konnte, so gab es deren dies Mal nur eine Million dreimal hundert tausend. Der Erzkanzler des Reichs, dem es oblag, dies Ergebniß bekannt zu machen, kündigte an, „die Zusatz-Acte sei mit beinahe allgemeiner Zustimmung angenommen worden, und die ganze Zahl der verneinenden Stimmen betrage nur 4206.“ Diese geringe Zahl aber konnte nur als die Zahl der Entschlossenen betrachtet werden, die kein Bedenken getragen hatten, sich gegen Napoleon ohne alle Rücksicht zu erklären; doch muß bemerkt werden, daß von den 87 Departements des französischen Reichs nur 75 ihre Abstimmung eingesendet, und daß auch in diesen nur die Minderzahl gestimmt hatte.

Auf die Angabe des Erzkanzlers machte ein Waf-

fenherold im Namen des Kaisers bekannt, daß die Zusatz-Acte von dem französischen Volke angenommen sei; und neue Acclamationen erschollen von allen Seiten. Es wurde hierauf von dem Groß-Kammerherrn ein Tisch, auf welchem die Zusatz-Acte lag, vor den Thron gestellt; und, nachdem der Erzkanzler dem ehemaligen Könige von Spanien eine Feder überreicht hatte, welche dieser dem Kaiser übergab, erhielt die Promulgations-Acte die Unterschrift Napoleons.

Der Tisch wurde nunmehr zurückgezogen, und Napoleon, auf dem Thron sitzend und bedeckten Hauptes, hielt an die Wähler der Departements- und Arrondissements-Collegien, so wie an die Deputirten der Land- und Seemacht, folgende Rede:

„Kaiser, Consul, Soldat — in jeder dieser Ei-„genschaften habe ich alles vom Volke. Im Glück „und im Unglück auf dem Schlachtfelde, im Rath, „auf dem Thron, im Exil ist Frankreich der einzige „und beständige Gegenstand meiner Gedanken und „Handlungen gewesen. Wie jener König von Athen, „hab' ich mich für mein Volk aufgeopfert, in der „Erwartung, daß man ein Versprechen halten werde, „das man gegeben hatte, Frankreich seine natürliche „Integrität, seine Ehren und seine Rechte zu bewah-„ren. Der Unwille, diese heiligen, durch fünf und

„zwanzigjährige Siege erworbenen Rechte verkannt, „verletzt zu sehen; die Wehklage der französischen „Ehre über erlittene Schande, die Wünsche der Na„tion, haben mich zurückgeführt zu einem Throne, „der mir als Schutzwehr der Unabhängigkeit, der „Ehre und der Rechte des französischen Volks theuer „ist. Franzosen, als ich unter dem Jubel dieses Vol„kes die verschiedenen Provinzen des Reiches durch„zog, um zu meiner Hauptstadt zu gelangen: da „mußte ich auf einen langen Frieden rechnen; denn „die Nationen sind gebunden durch die von ihren „Regierungen abgeschlossenen Traktaten, wer diese „Regierungen auch seyn mögen. Alle meine Gedan„ken bezogen sich auf die Mittel, unsere Freiheit „durch eine Constitution zu begründen, welche dem „Willen und dem Interesse des Volkes angemessen „wäre. Ich berief das Maifeld. Doch nicht lange, „so erfuhr ich, daß Fürsten, welche alle Grundsätze „verkannt, die Meinung verachtet und den Vortheil „so vieler Völker hintangesetzt haben, uns mit Krieg „überziehen wollen. Ihre Absicht ist, das König„reich der Niederlande zu vergrößern, demselben un„sere Gränzfestungen im Norden zuzuwenden, und „alle noch unter ihnen obwaltenden Streitigkeiten „dadurch auszugleichen, daß sie Lothringen und das

„Elsaß theilen. Man mußte sich zum Kriege rüsten. „Wiewohl ich aber den Gefahren der Schlachten aufs „Neue Preis gegeben war, so ließ ich es doch meine „erste Sorge seyn, die Nation zu constituiren. Das „Volk hat die Urkunde angenommen, die ich ihm „vorgelegt. Wenn wir die ungerechten Angriffe „werden zurückgeschlagen, und Europa die Ueber„zeugung wird erhalten haben, daß die Unabhän„gigkeit von acht und zwanzig Millionen Franzo„sen ein Gegenstand der Achtung ist: dann soll ein „feierliches Gesetz die verschiedenen Verfügungen un„serer jetzt noch zerstreuten Constitutionen vereinigen. „Franzosen! ihr werdet in eure Departements zurück„kehren. Sagt den Bürgern, wie dringend die Um„stände sind; sagt ihnen aber zugleich, daß Einigkeit, „Thatkraft und Beharrlichkeit die Mittel sind, durch „welche ein großes Volk siegreich aus dem Kampf „mit seinen Unterdrückern hervorgeht; daß künf„tige Generationen unser Betragen streng beurthei„len werden; daß eine Nation alles verloren hat, „wenn sie ihre Unabhängigkeit einbüßt. Sagt ih„nen, daß ausländische Könige, die ich auf den Thron „erhoben habe, oder die mir die Erhaltung ihrer „Krone verdanken, die in den Zeiten meines Glücks „mein Bündniß suchten, gegenwärtig alle ihre Strei-

„che gegen mich richten. Sähe ich nicht, daß sie nur „Frankreich etwas anhaben wollen, so würde ich „dies Daseyn, wider das sie so erbittert sind, mit „Freuden aufopfern. Doch so lange die Franzosen „mir die Liebe erhalten, von welcher ich so viele Be„weise habe, wird diese Wuth unserer Feinde ohn„mächtig seyn. Franzosen! mein Wille ist der des „Volks; meine Rechte sind die seinigen; meine Ehre, „mein Ruhm, mein Glück können nur Frankreich „angehören."

So sprach Napoleon. Seine Rede wurde mit Beifall aufgenommen. Hierauf näherte sich der Erzbischof von Bourges, in der Eigenschaft eines Groß-Almoseniers, überreichte auf seinen Knieen das Evangelienbuch, und der Kaiser selbst schwor in folgenden Ausdrücken: Ich schwöre, die Constitutionen des Reichs zu beobachten und beobachten zu machen. Und nach diesem Eide war der Erzkanzler der Erste, welcher den Constitutionen Gehorsam, dem Kaiser Treue schwor. Die ganze Versammlung wiederholte: Wir schwören es!

Während der Rede und des Eidschwurs verweilten die Mitglieder der Central-Deputation auf den Stufen des Throns. Sie zogen sich nicht eher nach dem ihnen angewiesenen Platz zurück, als bis das Te

Deum angestimmt wurde. Kaum war dies beendigt, so ging es an eine Austheilung der Adler, welche für die Nationalgarden der einzelnen Departements bestimmt waren. Der Adler der Nationalgarde vom Departement der Seine, der vom ersten Regiment des stehenden Heeres, und der vom ersten Marine-Corps wurden von den Ministern des Innern, des Krieges und der Marine gehalten. Der Kaiser legte seinen Mantel ab, erhob sich vom Throne, trat auf die die ersten Stufen, und sprach: „Soldaten der Natio-„nalgarde des Reichs, Soldaten der Land- und See-„truppen, ich vertraue euch den kaiserlichen Adler „mit seinen National-Farben. Schwört, daß ihr ihn „mit eurem Blute vertheidigen wollt gegen die Feinde „des Vaterlandes und dieses Thrones; schwört, daß „er immer euer Sammelzeichen seyn soll; schwört!“ Von allen Seiten erschollen die Worte: Wir schwören es!

Mitten unter diesen Zurufungen, umgeben von den Adlern aller bewaffneten Corps, begab sich der Kaiser mit seinem Gefolge nach dem, in der Mitte des Märzfeldes errichteten, Thron. Hier gab er, in der Eigenschaft eines Obersten der Nationalgarde von Paris und der kaiserlichen Leibwache, die Adler den Präsidenten des Departements und der sechs Abrun-

dungen, so wie dem Chef der Garde. Der Graf Chaptal, Präsident der Wahlcollegien von Paris, und der General-Lieutenant Durosnel hielten den Adler der Nationalgarde; der General-Lieutenant Friant den der kaiserlichen Leibwache. Die Truppen marschirten auf, und umgaben den Thron; die Officiere standen voran. Jetzt nahm der Kaiser das Wort: „Soldaten, sagte er, ich vertraue euch den kaiserlichen Adler „mit den National-Farben; ihr aber schwört, ihn „gegen die Feinde des Vaterlandes und des Throns „zu vertheidigen, oder, wenn es seyn muß, zu sterben; ihr schwört, nie ein anderes Sammelzeichen „anzuerkennen. Besonders ihr, Soldaten von der „Pariser Nationalgarde, schwört, nie zu dulden, daß „der Fremdling aufs Neue die Hauptstadt der großen Nation betrete; denn eurer Tapferkeit vertraue „ich sie. Was euch betrifft, Soldaten der kaiserlichen „Leibwache, so schwört, in dem Feldzuge, der sich eröffnen wird, euch selbst übertreffen zu wollen, und „lieber zu sterben, als zu dulden, daß der Fremdling dem Vaterlande Gesetze vorschreibe.“ Jeder dieser Sätze wurde mit einem: Wir schwören es! beantwortet; und nachdem die Truppen, ungefähr funfzig tausend Mann stark, vorübergezogen waren,

ging Napoleon in die Militär-Schule zurück, von wo er sich in den Palast der Tuilerien begab.

So endigte sich diese Feierlichkeit, bei welcher die Treulosigkeit die Treue, die Gewissenlosigkeit das Gewissen für sich zu gewinnen hoffte. Viele tadelten an derselben das Theatralische, ohne zu bedenken, daß dieses sich von großen Ceremonien durchaus nicht trennen läßt. Schlössen diese alles gegenseitige Vertrauen aus, so würden sie in sich verwerflich seyn; doch da sich dies nicht behaupten läßt, so kommt Alles darauf an, mit wie viel Redlichkeit man von beiden Seiten zu Werke geht. Niemand aber zweifelte daran, daß Napoleon nur mit der Wiederherstellung des großen Reiches umging, daß seine Zusatz-Urkunde zu den Constitutionen nur das Mittel war, die Franzosen noch einmal für sich zu gewinnen, und daß Frankreich nach glücklichen Erfolgen sich genau auf demselben Punkte constitutioneller Vollkommenheit befinden werde, worauf es schon früher gestanden hatte. Mit dieser Ueberzeugung im Herzen wohnte man bei, und schwor man. Der Chorführer selbst, indem er versicherte, daß nach Wiederherstellung des Friedens die zerstreuten Constitutionen des Reichs zur Einheit erhoben werden sollten, behielt sich vor, mit Freiheit über dieselben zu schalten, und beschwor

demnach für den Augenblick, was Niemand beschwören sollte, nämlich die Achtung für sein eigenes Werk. Der Mißbrauch, welcher in dieser Hinsicht mit Eiden getrieben wird, kann nur bejammert werden.

Noch am Tage des Maifeldes wurde der Befehl zur Bildung der beiden Kammern gegeben. Die Mitglieder der Pairskammer waren von Napoleon ernannt worden, und unter ihnen erblickte man, außer seinen drei Brüdern Joseph, Hieronymus und Lucian, mehrere alte Republikaner, die er, nach seiner Rückkehr aus Aegypten, nicht hatte an seinen Wagen fesseln können, zugleich aber auch eine so große Anzahl von Militärpersonen, daß die Bestimmung der Pairskammer darüber gänzlich verloren ging; denn man zählte der letzteren nicht weniger als neun und vierzig, theils Marschälle, theils General-Lieutenante. Die Kammer der Repräsentanten war zusammengesetzt aus Personen, die in ihren Grundsätzen und Ansichten sehr weit von einander abwichen; unter ihnen gab es alte Republikaner, alte Anhänger der königlichen Familie, und Männer, welche zwischen beiden in der Mitte standen. Berechtigt, sich selbst einen Präsidenten zu wählen, erkohr sie einen gewissen Herrn von Brange. Doch diese Wahl mißfiel dem Kaiser;

unstreitig nur, weil er dem Herrn von Brange nicht Charakter genug zutraute, die Kammer der Repräsentanten unter so schwierigen Umständen leiten zu können. Der Graf von Lanjuinais, ein alter Republikaner, welcher mehrere Jahre hindurch Mitglied des Senats gewesen war, erhielt in seinen Augen den Vorzug; und so groß war die Bereitwilligkeit der Repräsentanten, die Wünsche des Kaisers zu erfüllen, daß sie sich gleich in den ersten Tagen ihres Zusammentritts eine Schmälerung ihrer Rechte gefallen ließen.

Alle vorläufigen Bedingungen waren erfüllt, das heißt, die beiden Kammern hatten sich vorschriftmäßig gebildet, als, acht Tage nach der Ceremonie des Maifeldes, Napoleon ihre Sitzungen eröffnete. Dies geschah im Local der Deputirten-Kammer. Der Kaiser erschien mit einem glänzenden Gefolge, und wurde am Eingange von dem Präsidenten und fünf und zwanzig Mitgliedern der Deputirten-Kammer empfangen, die ihn, unter lauten Zurufungen der Versammlung, in den Saal der Sitzungen führten. Hier ließ er sich auf den Thron nieder, der von den Prinzen seines Hauses, von den Großwürden, von den Ministern, Großbeamten, Großadlern der Ehrenlegion und Hausbeamten umstellt war.

Die Pairs und Repräsentanten wurden von dem Groß-Ceremonienmeister aufgefordert, sich niederzulassen. Hierauf bat der Erzkanzler den Kaiser um die Erlaubniß, ihm die Pairs und die Repräsentanten vorstellen zu dürfen, damit sie ihren Eid leisten könnten. Ein Sekretär der Pairs-Kammer trat in die Mitte des Parquets, und, anfangend mit den Prinzen, rief er die Pairs in alphabetischer Ordnung auf, indem er die Eidesformel hinzufügte: Ich schwöre Gehorsam der Constitution des Reichs, und Treue dem Kaiser. Jeder einzelne Pair erhob sich von seinem Sitze, und, die Hand erhebend, sagte er: Ich schwöre! Auf gleiche Weise verfuhr man mit den Mitgliedern der Repräsentanten-Kammer. Als nun alle Eide geleistet waren, entblößte der Kaiser sein Haupt, bedeckte es wieder, und sprach zu den Mitgliedern beider Kammern:

„Seit drei Monaten haben die Umstände und das „Vertrauen des Volks mich mit unbegränzter Ge„walt bekleidet; aber heute wird der liebste Wunsch „meines Herzens erfüllt: die constitutionelle Monar„chie nimmt ihren Anfang. Die Menschen sind all„zu ohnmächtig, als daß sie die Zukunft sichern könn„ten; nur die Constitutionen bestimmen das Geschick „der Völker, und in Frankreich ist die Monarchie

„nothwendig, um die Freiheit, die Unabhängigkeit „und die Rechte des Volkes zu bewahren. Unsere „Constitutionen sind zerstreut, und eine unserer wich„tigsten Beschäftigungen wird seyn, sie in Einen Rah„men zusammen zu fassen, und in Einen Gedanken „zu ordnen: eine Arbeit, welche den künftigen Ge„schlechtern die gegenwärtige Epoche empfehlen wird. „Mein größter Ehrgeiz ist, daß Frankreich aller mög„lichen Freiheit genieße. Ich sage: aller mög„lichen Freiheit; denn die Anarchie führt immer „zum Despotismus zurück. Eine furchtbare Coali„tion von Königen bedroht indeß unsere Unabhängig„keit; ihre Heere nähern sich unsern Gränzen, und im „mittelländischen Meere ist die Fregatte Melpomene „von einem englischen Linienschiff von 74 Kanonen „nach einem blutigen Kampfe genommen worden. „Unsere Feinde rechnen auf unsere inneren Zwistig„keiten. Schon erregen und nähren sie den Bürger„krieg. Versammlungen haben Statt gefunden, und „man correspondirt mit Gent, wie im Jahre 1792 „mit Coblenz. Gesetzgebende Maaßregeln sind noth„wendig, und ohne Rücksicht vertraue ich Ihrer Va„terlandsliebe, Ihren Einsichten, Ihrer Anhänglichkeit „an meine Person. Die Freiheit der Presse gehört „zu unserer gegenwärtigen Constitution, und man

„kann daran nichts verändern, ohne unser ganzes „politisches System zu zerrütten; allein es bedarf „beschränkender Gesetze, vorzüglich in dem gegenwär„tigen Zustande der Nation, und ich empfehle Ihrem „Nachdenken diesen wichtigen Gegenstand. Meine „Minister werden Sie mit der Lage unserer Angele„genheiten bekannt machen. Es ist möglich, daß die „erste Pflicht des Fürsten mich an die Spitze des „Heeres ruft, um für das Vaterland zu streiten. Die „Armee und ich, wir werden unsere Pflicht thun. „Sie, Pairs und Repräsentanten, geben Sie der „Nation das Beispiel des Vertrauens, der Thatkraft, „der Vaterlandsliebe; und, gleich dem Senate des „größten Volks im Alterthume, müssen Sie lieber „sterben, als die Schande und Herabwürdigung Frank„reichs überleben wollen. Die heilige Sache des Va„terlandes wird alsdann um so zuverlässiger seyn.“

Diese Rede, in welcher Napoleon sich Zug für Zug so malte, wie er immer erschienen war, hatte nichts Anstößiges für, sich selbst verkennende, Franzosen; und indem Napoleon den beiden Kammern die Denkungsweise römischer Senatoren zutraute, fanden sie sich so geschmeichelt, daß ein anhaltendes: Es lebe der Kaiser! ihn begleitete, als er den Saal verließ.

Drei Tage verstrichen, ehe die beiden Kammern ihre Dank-Adresse eingaben. Die der Pairskammer athmete Begeisterung, wenn da, wo die Redlichkeit fehlt, überhaupt von Begeisterung die Rede seyn kann. „Frankreichs Vortheil, sagten die Pairs, ist unzertrennlich von dem Ewr. Majestät; und wenn das Glück Ihre Anstrengungen zu Schanden machen sollte, so würden Unfälle unseren Muth nicht schwächen, und unsere Anhänglichkeit gegen Sie nur vermehren. Entspricht der Erfolg der Gerechtigkeit unserer Sache und den Erwartungen, welche wir von Ihrem Genie und der Tapferkeit des Heeres zu haben pflegen: so verlangt Frankreich nur nach Frieden; unsere Institutionen leisten Europa die Gewähr, daß die französische Regierung sich von den Verführungen des Sieges nicht fortreißen lassen wird." Der Kaiser erwiederte hierauf: „Der bevorstehende Kampf sei ernsthaft; nicht Verführungen des Glücks wären es, wovon man bedrohet sei, wohl aber caudinische Gabeln, durch welche man Frankreich gehen lassen möchte. In den schwierigsten Zeiten hätten große Nationen, wie große Menschen, die ganze Stärke ihres Charakters entfaltet."

Minder enthusiastisch sprach die Kammer der Deputirten am Fuße des Thrones. Die Dank-Adresse

beschäftigte, wie man gesagt hat, zwanzig Personen, unter deren Entwürfen nur zwei den Beifall der Versammlung erhielten, ohne deshalb untadelig zu seyn. Aus beiden wurde die Adresse zusammengesetzt, welche der Präsident Lanjuinais an der Spitze der Deputation überreichte. „Frankreich, hieß es darin, kann die Unterscheidungen, unter deren Schutze die verbündeten Mächte ihren Angriff zu rechtfertigen glauben, nicht gestatten. Den gewählten Monarchen angreifen, heißt die ganze Nation angreifen und ihre Unabhängigkeit bedrohen. Darum hat sich diese bewaffnet. Kein ehrgeiziger Gedanke beschäftigt die Franzosen; sogar der Wille des Fürsten würde nicht die Kraft haben, sie über die Gränzen der Vertheidigung hinaus zu führen. Nur zur Beschützung ihres Landes, nur zur Vertheidigung ihrer Freiheit, ihrer Ehre, ihrer Würde, sind sie bereit, sich allen Opfern zu unterwerfen. Warum ist es nicht erlaubt, zu hoffen, daß diese Kriegsrüstung, die vielleicht durch gereizten Stolz, vielleicht durch vorübergehende Täuschungen entstanden ist, verschwinden werde vor dem Bedürfnisse eines Friedens, den alle Völker Europas wünschen, und der Ewr. Maj. die Gattin, den Franzosen den Thronerben zurückgeben wird? Unstreitig werden die Kammern in den Mittheilungen, welche Ew. Maj. uns

versprochen haben, den Beweis von Ihren Bemühungen um die Erhaltung des Friedens finden."
In dieser Adresse war so Manches, was Napoleon beleidigen mußte. Doch unterdrückte er für den Augenblick seinen Unwillen. „Die Unabhängigkeit Frankreichs, sagte er, ist bedrohet. Noch diese Nacht werde ich abreisen, um mich an die Spitze meiner Armeen zu stellen. Die Constitution muß in dem Augenblick des Sturms unser Polarstern seyn; doch jede öffentliche Erörterung, welche darauf abzweckte, das Vertrauen zu ihr zu schwächen, würde das Unglück des Staats vermehren. Die Krisis, in welcher wir uns befinden, ist heftig. Laßt uns nicht dem Beispiele des römischen Reichs nachahmen, welches, auf allen Seiten von Barbaren gedrängt, sich zum Gelächter der Nachwelt machte, weil es sich in dem Augenblick, wo der Mauerbrecher die Stadtthore sprengte, mit abstracten Erörterungen beschäftigte."

Diese Zuschriften wurden den 11. Juni überreicht. In der Nacht vom 12. auf den 13. reisete Napoleon von Paris ab, um sich an die Spitze des Theiles seiner Armee zu stellen, der sich an der Nordgränze versammelt hatte. Ihn trieb die Ungeduld, sein und Frankreichs Schicksal entschieden zu sehen. Sein Aufenthalt in der Hauptstadt war ihm unerträglich gewor-

den durch die lauten Urtheile, welche Partheilose wie Partheiische über sein Verfahren fällten, ohne daß er es für den Augenblick in seiner Macht hatte, der Preßfreiheit eine Gränze zu setzen. Nächstdem lag ihm nichts so sehr am Herzen, als die Entwürfe der Verbündeten durch einen großen Schlag zu vereiteln, der ihnen die Bereitwilligkeit gäbe, sich in Unterhandlungen mit ihm einzulassen. Es schien ihm möglich, die Britten und Preussen, welche sich in Belgien versammelt hatten, zu überraschen, zu schlagen, und nach der Wiedereroberung von Belgien und Holland eine Sprache zu führen, die ihn berechtigte, aufs Neue Europa's Schiedsrichter zu werden.

Kaum war er abgereiset, als den beiden Kammern der Bericht des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten an den Kaiser über die Lage des Reichs vorgelegt wurde. Daß darin alles zum Vortheil Napoleons gewendet war, versteht sich wohl von selbst. Was die französischen Staatsmänner, welche zur Parthei Napoleons gehörten, den verbündeten Suveränen nicht zugestehen wollten, war das Recht, in Napoleon nur einen Usurpator zu sehen. Ihrer Behauptung zu Folge hatte die Einwilligung der Franzosen in die Vertreibung der Bourbons der Usurpation ihren gehässigen Charakter genommen; außerdem aber

fanden sie es widersprechend, daß die Suveräne Frankreich mit Krieg bedroheten, und zu gleicher Zeit versprachen, diesem Lande, wenn es sich von Napoleon trennen wollte, keine Gewalt in Hinsicht seiner Dynastie anzuthun. Welche Wendungen aber der französische Witz auch finden mochte, um dem bevorstehenden Kriege den Charakter der Ungerechtigkeit aufzudrücken: so blieben doch die Verbündeten nur allzu sehr berechtigt, jeden Vertrag mit Napoleon zurückzuweisen. An eine Sinnesänderung in Hinsicht auf ihn zu glauben, würde eine wahre Thorheit gewesen seyn; es ließ sich vielmehr annehmen, daß der Aufenthalt auf Elba, so wie alle die Kränkungen, welche er nach seinem Sturz erfahren hatte, die Heftigkeit seines Charakters vermehrt haben würden. In der neuen Verfassung lag nichts, was ihm die Hände band, da die Behandlung der auswärtigen Verhältnisse ganz in seinen Willen gestellt war, und da es nicht an Veranlassungen zu neuen Kriegen fehlt, wenn man sie zu finden wünscht. Es kam aber noch der Umstand hinzu, daß Napoleon, wenn er im Besitz des französischen Thrones blieb, durch sein Verhältniß zu der Armee sogar gezwungen war, die Eroberungsbahn von Neuem zu beschreiten; denn da sich für das, was diese Armee in allen Ländern verloren hatte, in

Frankreich kein Ersatz finden ließ, so mußten alle Versicherungen, deren Gegenstand eine freiwillige Beschränkung auf Frankreichs Gränzen war, als eine ekelhafte Lockspeise erscheinen, der man sich nicht nähern konnte, ohne sich lächerlich zu machen. Mit Einem Worte: Wenn Napoleon auf dem französischen Throne blieb, so gab es weder für den Frieden von Paris, noch für alle die Anordnungen, welche das Ergebniß des Wiener Congresses geworden waren, irgend eine Bürgschaft, der man vertrauen konnte. Um dies nicht einzugestehen, wurden den Verbündeten in dem Berichte des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten die gehässigsten Beweggründe untergelegt. „England, nicht damit zufrieden, daß es Frankreichs Seemacht zu Grunde gerichtet habe, lege es jetzt darauf an, auch dessen Landmacht zu zerstören, da ihm dieselbe verderblich geworden sei. Die übrigen großen Mächte hätten zu Wien die Entdeckung gemacht, daß es noch an Gegenständen der Ausgleichung fehle, welche nur durch die Eroberung von Lothringen und Elsaß erworben werden könnten. Im Großen sei ihre Absicht, Frankreich das Schicksal Polens zu bereiten. Ihrem Interesse für die Bourbons liege nur die Ueberzeugung zum Grunde, daß diese Dynastie sich alles gefallen lassen werde, was man über Frankreich zu ver-

hängen für gut befinde. Rußland begehre, auf dem Festlande dieselbe Rolle zu spielen, welche Frankreich funfzehn Jahre hindurch gespielt habe. Preussen, von Friedrich dem Zweiten zu einem Militärstaate ausgebildet, fühle sich in seinen Vergrößerungsplanen durch das bloße Daseyn einer Nation gehemmt, welche seinen Usurpationen eine Schranke setze. Oesterreich, dessen Flanken auf einer unermeßlichen Linie von Rußland gedrängt würden, und dem selbst Preussen schon zu trotzen wage — Oesterreich bekriege Frankreich mit der Denkungsart einer Macht vom zweiten Range, gleichsam um den Triumph des Petersburger Cabinets zu vermehren, und vergesse über der Begierde, jenseits des Rheins einige vorübergehende Eroberungen zu machen, alle Gefahren, die ihm vom Norden und vom Süden her bevorständen. Diese vier Mächte rissen ganz natürlich alle übrigen mit sich fort; und an die Möglichkeit eines fortdauernden Friedens zu glauben, würde die größte Verblendung seyn." Nur das Letzte war gegründet.

Wiewohl die Heere der Verbündeten zum Theil noch auf dem Marsche waren, so befand sich doch in Belgien bereits eine schlagfertige Armee. Der rechte Flügel derselben, aus Engländern, Holländern, Hanoveranern, Braunschweigern, Nassauern und han-

seatischen Truppen zusammengesetzt, und etwa 70 bis 80,000 Mann stark, dehnte sich von Ostende bis Nivelles aus, und stand unter dem Oberbefehle Lord Wellingtons. Den linken Flügel bildeten die Preussen unter dem Feldmarschall Blücher; er war aus vier Armee-Corps zusammengesetzt, welche von Nivelles bis Lüttich reichten, und, von den Generalen Zieten, Pirch, Thielemann und Bülow befehligt, zusammen wenig über hundert tausend Mann stark waren. Das ganze preussische Heer bestand aus sieben Armee-Corps. Den in Belgien stehenden bot ein aus deutschen Bundestruppen zusammengesetztes die Hand; es hielt die Mosel, und wurde von dem General Kleist befehligt. Die beiden letzten waren noch zurück, und standen, als Nachhalt, theils am Rhein, theils an der Elbe. Sowohl zwischen dem Nieder- und Oberrhein, als am Mittelrhein, standen die Russen. An diese schlossen sich die Baiern, Würtemberger und Badener an, die, indem sie ihre Linie am Oberrhein ausdehnten, und Strasburg bedrohten, sich bei Basel an die Oesterreicher lehnten. Diese, mit den Sardiniern vereinigt, droheten, von dem Jura-Gebirge, längs der Rhone und Saone in Frankreich einzudringen. Um das ganze französische Reich einzuschließen, fehlte nur, daß auch die Spanier sich in

Bewegung setzten. Zwar hatte Ferdinand der Siebente sich dazu anheischig gemacht, und schon seit dem 2. Mai war zu Madrid ein Manifest erschienen, wodurch dem Usurpator Napoleon der Krieg erklärt wurde; doch vermöge der Abschwächung, welche Spanien in dem letzten Kriege gelitten hatte, dauerten die Rüstungen noch fort, und nicht eher erschien das spanische Heer auf französischem Grund und Boden, als bis der Krieg beendigt war, und es sich nur noch um die Bedingungen handelte, unter welchen Frankreich den Frieden erhalten sollte. So war die Lage der Dinge gegen die Mitte des Juni; und entscheidende Schläge konnten nicht ausbleiben, weil auch Frankreichs Rüstungen vollendet waren.

Das französische Heer in seiner Gesammtheit bestand aus zehn Armee-Corps, von denen jedes auf 35,000 Mann angegeben wurde, und die nach den Gränzen hin vertheilt waren. Das erste Armee-Corps stand unter dem Grafen Erlon bei Lille, das zweite unter dem Grafen Reille bei Valenciennes, das dritte unter Vandamme bei Mezieres, das vierte unter Gerard bei Metz, das fünfte unter Rapp bei Strasburg, das sechste unter Lobau bei Laon, das siebente unter Süchet bei Grenoble, das achte unter Clausel bei Bordeaux, das neunte unter Brüne

bei Toulouse, das zehnte sollte sich bei Perpignan versammeln. Von diesen Corps waren fünf zur Führung des Krieges an der Nordgränze bestimmt; und da Napoleon hier den Oberbefehl in eigener Person zu führen beschlossen hatte, so stieß eine 40,000 Mann starke Leibwache zu ihnen. Am 14. Juni stand das erste Armee-Corps bei Solre sur Sambre, das zweite bei Ham sur Heure, das dritte rechts von Beaumont, das vierte bei Philippeville, das sechste in Beaumont selbst. Hier nahm Napoleon sein Hauptquartier. Seine Erscheinung bei der Armee war ein Gegenstand allgemeinsten Freude.

Noch an demselben Tage wurde eine Proclamation verlesen, welche die unverkennbare Absicht hatte, die Soldaten durch Zurückerinnerung an frühere Tage zur größten Tapferkeit zu ermuntern.

„Soldaten! — sagte Napoleon zu seinem Heere „— heute ist der Jahrestag von Marengo und Friedland: ein Tag, der zweimal über das Schicksal von „Europa entschieden hat. Damals, wie nach Austerlitz und nach Wagram, waren wir allzu großmüthig „gegen Fürsten, die in unsern Händen waren, und die „wir im Besitz ihrer Thronen ließen. Jetzt, verbündet unter einander, ziehen sie aus gegen die Unab-

„hängigkeit und die heiligsten Rechte der Franzosen.
„Begonnen haben sie den ungerechtesten Angriff. Zie-
„hen wir ihnen entgegen! Sie und wir — sind
„wir nicht noch immer dieselben? Soldaten, bei
„Jena wart ihr wie Eins zu drei gegen die heutiges
„Tages so anmaßlichen Preussen; bei Montmirail
„sogar wie Eins zu sechs. Mögen Diejenigen von
„euch, welche in brittischer Gefangenschaft geschmach-
„tet haben, ihren Cameraden erzählen, was sie auf
„ihren Gefangenschiffen zu erdulden hatten! Die
„Sachsen, die Belgier, die Hannoveraner, die Solda-
„ten der Rhein-Conföderation bejammern, daß sie
„genöthigt sind, Fürsten zu dienen, welche als Feinde
„der Gerechtigkeit und der Rechte aller Nationen da-
„stehn. Sie wissen, daß diese Coalition unersätt-
„lich ist, und, nachdem sie zwölf Millionen Polen,
„zwölf Millionen Italiäner, sechs Millionen Belgier
„und eine Million Sachsen verschlungen hat, nun
„auch die Staaten zweiter Ordnung in Deutschland
„verschlingen möchte. Die Unbesonnenen! Ein Au-
„genblick glücklichen Erfolges reißt sie dahin. Doch
„die Unterdrückung und Demüthigung des französi-
„schen Volkes steht nicht in ihrer Gewalt; und sollten
„sie in Frankreich eindringen, so werden sie daselbst
„ihr Grab finden. Soldaten, wir haben Gewaltmär-

„sche zu machen, Schlachten zu liefern, Gefahren zu „bestehen; aber, wenn wir standhaft sind, so wird „der Sieg uns gehören, und die Ehre und das Glück „des Vaterlandes wird wieder erobert werden. Für „jeden Franzosen, der ein Herz hat, ist der Au„genblick gekommen, wo er siegen oder sterben „muß.“

Wie verworren diese Proclamation auch in sich selbst war, so machte sie doch den stärksten Eindruck auf die Einbildungskraft der Soldaten. Selbst die Anführer freueten sich, als sie, wie auf einen Zauberschlag, sich vereinigt sahen; sie glaubten hierin die Gegenwart des großen Mannes zu erkennen, der zur Wiederherstellung von Frankreichs Ehre vom Schicksal beauftragt sei. Wenigstens war dies die Meinung der großen Mehrheit.

Es ließ sich darauf rechnen, daß Napoleon, um einen glänzenden Sieg davon zu tragen, seine Zuflucht zur List nehmen, und eine Ueberraschung versuchen würde. Feldmarschall Blücher war daher fortdauernd auf seiner Huth; und da alle Nachrichten, die er aus Frankreich erhielt, einen baldigen Angriff verkündigten: so ermangelte er nicht, den brittischen Oberbefehlshaber davon zu unterrichten. Doch Lord Wellington, irre geleitet durch falsche Kundschafter,

oder geblendet von einer Ansicht, welche ihm die Mahnungen des preussischen Feldherrn als unzeitige Befürchtungen darstellte, versäumte die nöthigen Vertheidigungs-Anstalten, und verweilte in Brüssel bis zum 15. Juni, wo er noch an diesem Tage bei der Herzogin von Richmond einem Balle beiwohnen wollte.

Das preussische Heer stand in so engen Cantonnirungen, als die mangelhaften Verpflegungs-Anstalten der Niederlande es erlaubten. Das Hauptquartier des Feldmarschalls war zu Namur; das Heer in der Umgegend. General Zieten, welcher den preussischen Vortrab führte, hatte seine Truppen bei Fleurus, Gosselies und Charleroi zusammengezogen, und seine Vorposten über die Sambre bis nach Marchiennes vorgeschoben, als er sich den 15ten mit Tagesanbruch von dem zweiten französischen Armee-Corps angegriffen sah. Dem Widerstande, den die Preussen leisteten, fehlte es nicht an Hartnäckigkeit; da sie aber der Uebermacht nicht gewachsen waren, so beschlossen sie sehr bald, sich auf Fleurus zurückzuziehen. Dies geschah indeß nicht ohne einen bedeutenden Verlust, der ihnen von der französischen Reiterei zugefügt wurde. Leicht drangen die Franzosen in Charleroi ein, dessen

Brücken nur zum Theil zerstört waren; und als sie gegen Abend alle Uebergänge über die Sambre überwältigt hatten, breiteten sie sich theils auf der Straße, die von Gosselies nach Brüssel, theils auf der, welche von Gilly nach Namur führt, mit großer Schnelligkeit aus. Dort wurde ihre Vorhut durch die Reiterei des Generals Clari, hier durch die Reiterei des Generals Pajol gebildet. Napoleon, welcher diese Anordnungen traf, ging gegen Abend nach Charleroi mit dem Vorsatze zurück, den folgenden Tag zu einem entscheidenden zu machen, welches immer nur in so fern möglich war, als er die Preussen abgesondert von den Engländern angriff.

In Brüssel vernahm man die Kanonenschläge, unter welchen der Uebergang über die Sambre bewerkstelligt wurde. Am meisten wurde der Herzog von Braunschweig dadurch beunruhigt. Von dem Feldmarschall Blücher kamen Adjutanten, um den Lord Wellington von der Lage der Dinge zu unterrichten. Als nun über das Vorrücken der Franzosen kein Zweifel mehr übrig blieb, wurde, von dem Ballhause aus, der erste Befehl zum Aufbruch des brittischen Heeres gegeben, welches zum Theil aus entfernten Cantonnements zusammengezogen werden muste. Für den folgenden Tag war dies freilich zu spät;

und Napoleon konnte eines großen Erfolges um so gewisser seyn, da er durch den General Labedoyere, der sich in Brüssel eingeschlichen hatte, von allem, was im englischen Hauptquartiere vorging, fast stündlich unterrichtet wurde.

Der erste Ueberfall war so gut gelungen, daß man sich im französischen Heere sehr leicht über das Verschwinden des General-Lieutenants Bourmont, des Obersten Clouet und des Schwadronchef Villatroys tröstete, die den Uebergang über die Sambre benutzt hatten, um zu den Verbündeten überzugehen; man nannte sie Verräther, deren elende Denkart dem Heere keinen weitern Schaden bringen werde. Das Vertrauen der französischen Soldaten zu vermehren, wurden gewohnte Künste angewendet. Vor allen Dingen übertrieb man die Zahl der Gefangenen; und um die Uebertreibung zu unterstützen, theilte man die Gefangenen selbst in mehrere Colonnen, und ließ sie dann, eine nach der andern, vor den Corps vorbeiführen, welche noch zurück waren, so daß der Gedanke entstehen mußte, der zu besiegende Widerstand sei nur gering. Da die Gefangenen lauter Preussen waren, so vermehrte dieser Umstand die Freude der Franzosen, die, mit dem Vorsatze, nicht hinter ihren Cameraden zurückzubleiben, ihre Schritte beflügelten, und

einmal über das andere: Es lebe der Kaiser! riefen.

Noch war nicht die ganze Armee über die Sambre gegangen; aber sie befand sich auf belgischem Grund und Boden und mitten unter den Unterthanen des Königs der Niederlande, welche erst seit einem Jahre aufgehört hatten, den französischen Namen zu führen. Die Voraussetzung der Franzosen war, daß die guten Belgier sich in Masse erheben und gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen würden. Daran fehlte freilich sehr viel. Nicht daß man beim Einmarsch in die Dörfer nicht auf einzelne Haufen gestoßen wäre, welche den französischen Kaiser hoch leben ließen; allein dies war nur das Mittel, sich die Gunst der Soldaten zu erkaufen, und je weniger die Schonung, um welche die Unglücklichen fleheten, geübt wurde, desto schneller traten sie in ihre alte Gleichgültigkeit zurück. Kaum hatten die Truppen in den Dörfern eine augenblickliche Stellung genommen, so ergossen sie sich, gleich einem Waldstrom, über die ihnen Preis gegebenen Wohnungen; und was ihnen von Lebensmitteln und Kleidungsstücken in die Hände fiel, verschwand in einem Augenblick. Ein Dorf, in dessen Nähe man eine Nacht zugebracht hatte, glich am folgenden Tage, nach der Schilderung eines fran-

zösischen Officiers, einem Schutthaufen, und beim Abmarsch traten grimmvolle Männer, verweinte Weiber und halbnackte, vom Schrecken verstellte, Kinder aus den ausgeleerten Wohnungen hervor, um Diejenigen mit ihren Flüchen und Verwünschungen zu begleiten, welche sie Tages vorher bewillkommt hatten.

Voll Ungeduld erwartete Napoleon den Augenblick, wo er das preussische Heer werde angreifen können. Alles wurde demnach aufgeboten, den Uebergang über die Sambre zu vollenden; auch wurde er größten Theils während der Nacht bewerkstelligt. Der 16. Juni brach an; und an diesem Tage sollte der Stern Napoleons noch einmal aufblicken, um gleich darauf zu erlöschen.

Die Stellung der Preussen war nicht unvortheilhaft. In geschlossenen Colonnen hatte die Hauptmasse jene Berg-Ebenen besetzt, welche, jenseits Fleurus, die Mühle von Bussy umgeben. Der linke Flügel stand über Sombref hinaus auf der Straße von Namur; der rechte lehnte sich an das Dorf Bry. In der Front befanden sich die Dörfer St. Amand und Ligny, beide stark besetzt, und in der nöthigen Entfernung von der Berg-Ebene gelegen. Die ganze Masse der versammelten Truppen betrug ungefähr 70,000 Mann: denn das vierte preussische Armee-Corps

welches in Lüttich stand, sollte zwar am Tage der Schlacht auf dem Kampfplatz bei Bry erscheinen; dies war aber wegen der Kürze der Zeit, und wegen der schlechten Beschaffenheit der Wege, unmöglich.

Kaum hatte Napoleon die Stellung der Preussen ins Auge gefaßt, als er seine Anstalten zum Angriff traf. Um die Vereinigung des brittischen Heeres mit dem preussischen zu verhindern, erhielt der Marschall Ney, welcher seit dem vorigen Tage im Hauptquartier angelangt war, den Oberbefehl über den linken Flügel, mit dem Auftrage, über Frasnes auf der Straße nach Brüssel vorzugehen. Dieser linke Flügel bestand aus den beiden ersten Armee-Corps und aus vier Divisionen Reiterei. Das dritte, vierte und sechste Armee-Corps bildeten das Centrum, und wurden von der Leibwache unterstützt; sie zogen sich nach Fleurus, welches bereits von den Preussen verlassen war. Der rechte Flügel bestand aus der Reiterei des Generals Pajol und aus einigen Bataillonen Infanterie; er wendete sich unter der Leitung des Marschalls Grouchy nach Sombref. Da aber Napoleon nicht wissen konnte, welche Kräfte die Preussen entwickeln würden: so gebrauchte er die Vorsicht, zu befehlen, daß das erste Corps, welches einen Theil des linken Flügels ausmachte, mit zwei Divisionen Reiterei hin-

ter dem Dorfe Frasnes in geringer Entfernung von dem Wege nach Brüssel rechts stehen bleiben sollte, um sich im Nothfalle nach allen den Punkten zu begeben, wo seine Gegenwart erforderlich seyn werde. Hinter Fleurus theilte sich die Masse des Mittelpunktes. General Vandamme erhielt den Befehl, St. Amand mit dem dritten Corps anzugreifen. Mit dem vierten und sechsten Corps wendeten sich die Generale Gerard und Lobau nach Ligny. Diesen folgte die Leibwache. Da Ligny der Schlüssel der preussischen Stellung war, so begab sich Napoleon vorzugsweise nach diesem Punkte. Die Bekämpfung des äußersten linken Flügels der Preussen war dem Marschall Grouchy übertragen. Ehe die Entfernungen zurückgelegt werden konnten, war es Nachmittag geworden. Der Kampf begann um drei Uhr der genannten Tageszeit: zuerst bei St. Amand, weil dieses dem Angriff näher lag; eine halbe Stunde später bei Ligny.

So heftig und überwiegend war der Angriff, welchen die Franzosen unter Vandamme auf St. Amand machten, daß der Widerstand der Preussen nicht über Eine Stunde dauerte. Gleich nach vier Uhr Nachmittags rückte das dritte französische Armee-Corps nach Bry vor; doch es wurde von zwei preussischen Brigaden zurückgedrängt. Diesen kam von

dem Punkte, wo die sogenannte Römerstraße den Kunstweg durchschneidet, die fünfte Brigade zu Hülfe; und wäre ihr Angriff gelungen, so würden die Franzosen wieder aus St. Amand vertrieben worden seyn. Allein er mißlang; und die einzige glückliche Folge davon war ein stehendes Gefecht, welches zwischen Besure und St. Amand von fünf Uhr Nachmittags bis neun Uhr anhielt: ein Gefecht in welchem von beiden Seiten mit gleicher Ausdauer gestritten wurde. Feldmarschall Blücher befehligte hier in eigener Person. Ein Cavallerie-Angriff, an dessen Spitze er sich stellte, mißlang durch die Geistesgegenwart, womit die Franzosen ihre Reihen öffneten, um die Niederlage der Preußen desto sicherer zu bewirken. Diese mußten zurück. Die französische Reiterei verfolgte. In diesem Getümmel nun durchbohrte ein Schuß das Pferd des Feldmarschalls. Es stürzte nicht auf der Stelle; allein, nachdem es in krampfhaften Sprüngen eine Strecke gelaufen war, fiel es plötzlich zusammen, und der Feldmarschall, von dem Sturze betäubt, blieb unter dem todten Pferde liegen. Die Hitze des Gefechts gestattete den Franzosen nicht, dies Ereigniß zu bemerken. In wilder Eil jagten sie an dem Feldmarschall vorüber, bei welchem einer von seinen Adjutanten, der Graf Nostitz, zurückgeblieben

war. Inzwischen hatten sich die Preussen verstärkt; und, von ihnen überwältigt, kehrten die Franzosen auf eben dem Wege zurück, auf welchem sie gekommen waren. Jetzt brachte man den Feldmarschall unter dem todten Pferde hervor. Er bestieg auf der Stelle ein Dragoner-Pferd; und da er glücklicher Weise unbeschädigt geblieben war, so verhinderte ihn nichts an der Fortsetzung des Kampfes. Von dem ersten französischen Armee-Corps brach die Division Dürütte, unterstützt von einiger Reiterei gegen den rechten Flügel der Preussen vor; sie wurden aber von der Reiterei der letzteren in Zaum gehalten.

Nicht minder heftig wüthete die Schlacht bei Ligny, einem großen massiv gebauten Dorfe längs dem Ligny-Bache. Nach der ersten halben Stunde war die Hälfte des Dorfs in den Händen der Franzosen; aber von diesem Augenblick an entstand ein stehendes Gefecht, welches bis des Abends um neun Uhr anhielt. Werden sonst Dörfer schnell genommen und wiedergenommen, so dauerte hier der Kampf in dem Dorfe selbst über fünf Stunden, indem er sich in einem sehr geringen Raum bald vor-, bald rückwärts bewegte. Unaufhörlich rückten von beiden Seiten frische Truppen ins Gefecht, während von den dies- und jenseits liegenden Höhen herab das Feuer aus beinahe zwei-

hundert Geschützen gegen das Dorf gerichtet war und einen höchst beschwerlichen Brand verursachte. Nach und nach hatte sich das Gefecht längs der ganzen Linie ausgedehnt. Französische Scharfschützen beschäftigten das dritte preußische Corps. Dieses entsendete einige Schwadronen Reiterei und eine Batterie reitender Artillerie in den Rücken des vierten französischen Armee-Corps; da aber diese Entsendung allzu schwach war, so ging die französische Reiterei dem Angriffe entgegen, und warf ihn über den Bach zurück, nicht ohne einige Kanonen erobert zu haben.

Noch gegen neun Uhr Abends war von den Franzosen kein Vortheil erkämpft worden, den man entscheidend nennen konnte. Indeß hatte Napoleon, außer andern Massen, durch welche er unwiderstehlich drückte, auch seine Garden ins Gefecht gezogen; denn bei Ligny lag die Entscheidung des Tages. Gleich nach neun Uhr gelang es den Franzosen, den nördlichen Ausgang dieses Dorfes zu erkämpfen. In Colonnen rückten sie durch dasselbe; und diese wurden von den Garden unterstützt, welche den größten Eifer zeigten, ihren Antheil an dem Siege zu haben. Um noch länger zu widerstehen, hätten die Preussen durch frische Kräfte unterstützt werden müssen; doch es war nur allzu entschieden, daß weder von Seiten der Eng-

länder, noch von Seiten des vierten Armee-Corps irgend eine Hülfe erscheinen werde. Unter diesen Umständen nun fand man es für gut, den Kampf abzubrechen. Es kam jetzt auf nichts Geringeres an, als die Höhen der Mühle von Bussy zu halten; aber Napoleon glaubte, dies durch einen zusammengesetzten Angriff verhindern zu können. Während seine Garden, in Verbindung mit drei Bataillonen des vierten Armee-Corps, die preussischen Vierecke auf den Höhen angriffen, umgingen die Kürassiere von Milhaud und Letort das Dorf Ligny, um die Preussen in den Rükken zu nehmen. Das Letztere gelang zwar nicht nach Wunsch; indeß war der Rückzug der Preussen von jetzt an unvermeidlich. Er geschah nach Bry mit einer Ordnung, welche um so bewundernswürdiger war, da die Dunkelheit den Schrecken zu vermehren pflegt. Eine Viertelmeile vom Schlachtfelde setzte sich die Armee, und noch um zehn Uhr ließ Napoleon Batterieen auffahren und den Mittelpunkt der Preussen beschießen. Ermüdet von der Hitze des Tages und den Anstrengungen des Kampfes, sehnten sich auf beiden Seiten die Truppen nach Ruhe; und so geschah es, daß die Franzosen die Verfolgung einstellten, und daß ein nicht geringer Theil des preussischen Heeres in Bry blieb, während der Ueberrest sich auf

der Kunststraße sammelte, welche von Sombref nach Brüssel führt. Den ferneren Rückzug deckte die Reiterei.

Ganz unwidersprechlich war der Sieg auf Seiten der Franzosen. Sie verdankten ihn indeß mehr der Ueberlegenheit in der Zahl, als der Geschicklichkeit, womit Napoleon die Zügel der Schlacht geleitet hatte; denn Kenner haben versichert, daß, wenn Napoleon die bei Ligny verschwendeten Kräfte gegen den rechten Flügel der Preussen gerichtet hätte, das Resultat gefährlicher für die Preussen geworden seyn würde. Wie groß sein Verlust war, läßt sich nicht mit Genauigkeit angeben, da französische Berichte über diesen Punkt so unzuverlässig sind. Der Verlust der Preussen betrug an den beiden letzten Tagen nicht weniger als 20,000 Mann an Getödteten, Verwundeten und Gefangenen, mit 15 Kanonen, welche auf den Höhen von Ligny genommen waren. So groß war die Erbitterung der Franzosen gegen die Preussen, daß sie schon vor Eröffnung des Feldzuges, ohne Rücksicht auf ihre übrigen Gegner, Patronen und Preussen gefordert hatten, unstreitig auch, um sich beliebt zu machen bei Napoleon, von welchem sie wußten, daß er besonders die Preussen wegen des Abfalls haßte, den er im Jahre 1813 erfahren hatte. Die Denkungsart

der französischen Armee lag sogar am Tage in dem Schreiben, worin ihr General-Major Bertrand dem Kriegesminister die erste Nachricht von dem Erfolge bei Fleurus gab. „Die Schlacht von gestern, hieß es darin, hat bis 10 Uhr Abends gedauert; wir verfolgen den Feind, welcher furchtbar gelitten hat: acht tausend sind zu Gefangenen gemacht, und mit Anbruch des Tages hoffen wir noch mehr zu machen; die Grenadiere und Jäger der alten Garde haben ganze Massen abgeschlachtet; nie hab' ich mehr Begeisterung bei unsern Soldaten gesehen.“ Obgleich in diesem Schreiben von acht tausend Gefangenen die Rede war, so ist doch nichts so sehr erwiesen, als daß, außer den Verwundeten, Niemand in ihre Hände gerieth.

General-Lieutenant Thielmann, welcher während der Schlacht sich in dem Besitze von Sombref behauptet hatte und die ganze Nacht hindurch in diesem Dorfe geblieben war, brach am folgenden Morgen nach Gembloux auf, wo er sich mit dem General Bülow vereinigte, der von Lüttich bis dahin vorgedrungen war. Obgleich geschlagen, waren die Preussen nichts weniger als entmuthet. Die Rettung des Feldmarschalls konnte nicht bekannt werden, ohne eine recht freudige Stimmung hervorzubringen, welche zu

neuen Unternehmungen aufgelegt machte. Was das Vertrauen zu sich selbst bei ihnen vermehrte, war auf der einen Seite die Ankunft des Generals Bülow, andrerseits die Nachricht, daß der linke Flügel der Franzosen, weit davon entfernt, seine Bestimmung erfüllt zu haben, nach Frasnes zurückgedrängt sei. Hiermit verhielt es sich auf folgende Weise.

Schon am 15ten Abends waren die nassauischen Truppen, welche die Vorhut des brittischen Heeres ausmachten, von den Franzosen aus Frasnes vertrieben worden; sie hatten sich nach Quatre Bras zurückgezogen, und sich daselbst an die Holländer angeschlossen. Doch auch zu Quatre Bras würde am folgenden Tage der Widerstand nicht von Dauer gewesen seyn, hätte die Ungeduld, welche der Herzog von Braunschweig auf dem Balle zu Brüssel äußerte, nicht die Wirkung hervorgebracht, daß der brittische Oberbefehlshaber ihm die Erlaubniß ertheilte, mit 2000 Sachsen und seinen 10,000 Braunschweigern nach Quatre Bras zu marschiren, um den Preussen zu Hülfe zu eilen, im Fall sie wirklich angegriffen würden. Inzwischen war Marschall Ney an die Spitze des linken französischen Flügels mit dem Auftrag gestellt worden, über Quatre Bras nach Brüssel vorzudringen; und er hatte keinen Augenblick verloren. Mit

Tages Anbruch war er von Frasnes ausgerückt und um 5 Uhr Morgens bei Quatre Bras auf den Feind gestoßen. Das Gefecht nahm hier sogleich seinen Anfang. Günstig war das Erdreich den Verbündeten, vorzüglich durch das Gehölz bei Quatre Bras; ihr Widerstand entsprach diesen Vortheilen. Als eine immer größere Masse von Franzosen sichtbar wurde, entstand bei dem Kronprinzen der Niederlande, der hier in Person befehligte, die Befürchtung, daß, wofern er nicht recht bald Unterstützung erhielte, ein Rückzug unvermeidlich seyn werde; doch glücklicher Weise war die Hülfe nicht fern.

Schon hatten sich die Nassauer und Niederländer auf den Höhen in ein Gehölz zurückgezogen, von wo aus sie sich nur schwach gegen die Uebermacht der Franzosen vertheidigten, als längs dem Rande desselben bedeutende Massen zu ihrer Verstärkung anlangten. Dies waren die Sachsen und Braunschweiger unter dem Herzog von Braunschweig. Das Unerwartete dieses Anblicks erschütterte die Franzosen eben so sehr, als es den Muth ihrer Gegner hob; und da die Uebermacht von jetzt an sichtbar auf Seiten der letzteren war, so beschloß Ney eine rückgängige Bewegung, um eine vortheilhafte Stellung zu finden. Mit großer Ordnung traten die Franzosen den Rück-

marsch an; da dieser aber anhielt, so wurde sie irre an ihrem Führer. Ney's Absicht war, sich Frasnes zu nähern, um sich daselbst mit dem ersten Armee-Corps in Verbindung zu setzen, und dann den Angriff aufs Neue zu beginnen. Schon war er, von dem Feinde verfolgt, über eine Stunde Weges zurückgegangen, als er erfuhr, daß das erste Armee-Corps gegen den rechten Flügel der Preussen bestimmt, und folglich nicht zu seiner Verfügung sey. Trotz dieser unangenehmen Nachricht genöthigt, einen Entschluß zu fassen, faßte er ihn dahin, daß er zwei Cavallerie-Regimenter (das erste und das elfte) gegen die ersten Bataillone seiner Gegner entsendete, um dieselben aufzuhalten, und sich Raum zu einer Aufstellung zu verschaffen. Die Reiterei machte ihren Angriff mit großer Tapferkeit; da sich aber jene Bataillone an das Gehölz von Bossu lehnten, und, mit einer zahlreichen Artillerie versehen, der Reiterei nur desto größeren Schaden zufügten, so sah dies. sich sehr bald zum Rückzug genöthigt. Jetzt fehlte sehr wenig daran, daß alle Truppen die Flucht ergriffen hätten; so allgemein war das Schrecken, das sich verbreitete. Das Dorf Perimont ging für die Franzosen verloren; doch blieben sie in dem Besitze des Pachthofes Germioncourt. Am schlimmsten stand es um sie zwischen

fünf und sechs Uhr Nachmittags; es bedurfte für den Marschall Ney aller Geistesgegenwart, um seine Truppen zusammen zu halten. Glücklicher Weise für ihn waren nicht alle Truppen des ersten Armee-Corps ins Gefecht gegen die Preussen gezogen worden. Zu dem Marschall stießen mehrere Schwadronen leichter Reiterei und die Kürassier-Division des Generals Roussel. Indem sich diese dem Andrange der Sachsen und Braunschweiger entgegen warfen, faßte das Fußvolk wieder Muth; das Treffen wurde allmählig wieder hergestellt, und die Wirkung des französischen Feuers blieb nicht unbedeutend. Vorzüglich waren Ney's Anstrengungen gegen die Braunschweiger gerichtet; und dieser Umstand kostete dem Herzoge von Braunschweig das Leben. Mit angestammtem Muthe jeder Gefahr trotzend, wurde der Herzog von einer Kugel getroffen, die, indem sie seine Leber durchschnitt, ihn auf der Stelle tödtete. Groß war die Bestürzung, welche dieser Unfall verursachte: doch setzten die Braunschweiger den Kampf muthig fort; und als bald darauf vier neue Divisionen von dem Corps des Kronprinzen der Niederlande anlangten, sahen sich die Franzosen auf die Höhen von Frasnes zurückgedrängt. Um zehn Uhr Abends wurde der Pachthof Germioncourt von den Niederländern genommen, und

eine halbe Stunde darauf hatte der Kampf sein Ende erreicht. Vorwärts von Germioncourt bildeten die brittischen Truppen rechts und links der Kunststraße eine Linie, welche von dem Walde von Bossu bis dicht an Perimont reichte. Nicht fern von ihnen, längs der Kunststraße, stellten sich die Franzosen in verschiedenen Abtheilungen auf, welche in ungleichen Zwischenräumen die Höhen von Frasnes umfaßten. So beschlich beide Heere die Nacht, nach einem Verluste von fünf bis sechs tausend Mann auf jeder Seite.

Der Erfolg des 16ten war also, daß die Preussen geschlagen und zum Rückzuge genöthigt worden waren, die Britten hingegen, wo nicht gesiegt, doch wenigstens das Gegengewicht gehalten hatten; und denkt man sich die Armee der Verbündeten eben so als Eine, wie es die französische über allen Widerspruch hinaus war: so war in der Schlacht vom 16ten der linke Flügel jener Armee geschlagen, der rechte aber nicht geschlagen worden.

Im französischen Heere dachte man sich das Ergebniß weit größer, um die ausschweifendsten Erwartungen nähren zu können. Ausgehend von der Voraussetzung, daß durch die Niederlage der Preussen bei Ligny Napoleons Hauptzweck, das Heer der Brit-

ten von dem der Preussen zu trennen, vollständig erreicht sei, rechnete man auf keinen ernsthaften Widerstand von Seiten der Ersteren. „Was bleibt ihnen, sagte man, anders übrig, als sich über Hals und Kopf nach England einzuschiffen, da das preussische Heer vernichtet ist, und das kleinste Armee-Corps hinreicht, die traurigen Ueberreste desselben in ihre Marken zurück zu jagen!“ Schon dachte man sich das große Reich als wieder hergestellt; und da der ehemalige König von Westphalen den Operationen des Marschalls Ney beigewohnt hatte, so fehlte es nicht an Schmeichlern, welche ihm Glück wünschten zu dem Tode des Herzogs von Braunschweig, und diesen Fürsten „einen unglücklichen Prinzen“ nannten, „dessen Schicksal von je her gewesen sei, von der Hand eines Bruders des großen Napoleon zu sterben.“ Mit Ungeduld erwartete man den folgenden Tag, weil man glaubte, an ihm werde alles vollendet und der Triumph der Franzosen vollkommen werden.

Ohne alle Gefahr war die Lage des brittischen Heeres freilich nicht; und wenn es wahr wäre, daß der Ausgang der Schlacht bei Ligny der Fahrlässigkeit des brittischen Oberbefehlshabers zugeschrieben werden könnte: so hätte Lord Wellington jetzt hinreichende Veranlassung, sich die bittersten Vorwürfe darüber

machen müssen. Kaum von der Niederlage der Preussen unterrichtet, schickte er einen seiner Adjutanten an den Feldmarschall Blücher, um anzufragen, ob man für die nächsten Tage auf seinen Beistand rechnen könne. Die großmüthige Antwort des Greises war, „daß er den Lord Wellington mit zwei Armee-Corps unterstützen wolle, wenn von Seiten der Engländer für hinreichende Munition gesorgt werden könne.“ Diese Antwort war eine natürliche Folge der Unordnungen, welche von Rückzügen unzertrennlich sind; denn viele Munitionswagen hatten sich in der Nacht entfernt, und es ließ sich am 17ten Morgens nicht angeben, wohin sie ihre Richtung genommen hätten, und ob es möglich seyn würde, sie ohne große Schwierigkeiten zurück zu führen. Glücklicher Weise waren sie so nahe, daß die von dem preussischen Feldmarschall gemachte Bedingung überflüssig wurde; und da Lord Wellington zugleich angezeigt hatte, in welcher Stellung er seinen Gegner erwarten werde, so konnte Blücher seine Bewegungen danach einrichten, wobei die Unversehrtheit des Bülowschen Armee-Corps ihm die freiesten Beschlüsse zu fassen erlaubte.

Wie Napoleon sich seine Lage dachte, bleibt dahin gestellt. In einem am 15ten gehaltenen Kriegesrath hatte er zu seinen Generalen gesagt: „Das

Glück lächle ihm, und er vertraue demselben; er wisse ganz gewiß, daß der Herzog von Wellington zu Brüssel in der größten Seelenruhe lebe, und daß die Preussen auf nichts weniger als auf einen Angriff gefaßt wären; der entscheidende Augenblick sei gekommen; ehe Wellington und Bülow zu Hülfe eilen könnten, müsse man das preussische Heer vernichten." Wenigstens hatte er die Preussen geschlagen. Welchen Widerstand die Engländer leisten würden, war freilich zu erwarten; doch ließ sich nicht voraussetzen, daß sich Lord Wellington zu einer übereilten Flucht bequemen werde. Eine große Aufmunterung zur heftigsten Fortsetzung des Kampfes lag in dem Umstande, daß in Lord Wellington ein großer Ruf zu zerstören war: für Napoleon, der sein Feldherrn-Talent über alles ehrte, ein nicht geringer Sporn. Die Wiedereroberung der Niederlande war den Franzosen gewissermaaßen versprochen; und so gewiß war Napoleon, was diesen Punkt betrifft, seiner Sache, daß die Proclamationen, welche nach dem Einmarsch in Brüssel bekannt gemacht werden sollten, schon in Bereitschaft lagen. Noch am 16ten versicherte er, daß er die Nacht vom 17ten auf den 18ten zu Laeken (einem, in geringer Entfernung von Brüssel gelegenen, von dem

ehemaligen König von Holland aufs Prächtigste verzierten Lustschlosse) zubringen wolle.

Kaum war der 17. Juni angebrochen, als Napoleon das dritte und vierte Armee-Corps, sammt der Reiterei des Generals Pajol, dem Marschall Grouchy anvertraute, um die Preussen zu verfolgen. Er selbst setzte sich mit dem ganzen Ueberrest der Armee in Bewegung nach Frasnes, um die Engländer daselbst aufs lebhafteste anzugreifen. Als er für seine Person daselbst angekommen war, fand er das Heer des Marschalls Ney unter den Waffen, bereit, den gestern abgebrochenen Kampf aufs Neue zu beginnen. Die brittische Armee befand sich noch in derselben Stellung, welche sie rechts und links am Kunstwege, der nach Brüssel führt, genommen hatte; doch war sie stärker, als am vorigen Tage. Es hatte ganz das Ansehn, als ob sie in dieser Stellung eine Schlacht annehmen wolle; und Napoleon, der sie beobachtete, brannte vor Begierde, ihr diese Schlacht zu liefern. Viel zu langsam rückten ihm seine Truppen an; vorzüglich das sechste Armee-Corps, welches sich erst gegen Mittag einfand. Unstreitig hatte die Ermüdung der Soldaten an dieser Verzögerung den wesentlichsten Antheil; doch ein noch größeres Hinderniß war der anhaltende Regen, der sich den ganzen Vormit-

tag in Strömen ergoß, und die Wege dergestalt auf-lös'te, daß es fast unmöglich war, aus der Stelle zu kommen, und daß das Geschütz nur mit der größten Mühe fortgebracht werden konnte.

Als alles vereinigt war, ging die Armee in Einer Linie vor, um die Schlacht zu beginnen. Doch jetzt zeigte sich, daß alle die Veränderungen, welche man seit etwa zwei Stunden in der Stellung der Engländer wahrgenommen hatte, nicht eine Schlacht, wohl aber einen Rückzug bezweckt hatten, daß dieser bereits angetreten war, und daß alle die Truppen, welche man theils auf den Höhen, theils am Walde von Bossu, theils auf der Straße bemerkte, nur einen starken Nachtrab bildeten. Getäuscht in seiner Erwartung ließ Napoleon auf der Stelle seine Lanzreiter vorrücken, um die Verfolgung zu beginnen. Bald setzte sich die ganze Armee in Marsch nach Brüssel; und der Eifer der französischen Soldaten war um so größer, weil er sich auf die Voraussetzung stützte, die rückgängige Bewegung der Britten sei nicht sowohl ein Rückzug, als eine Flucht, die sich mit einer schleunigen Einschiffung endigen werde. Während das Fußvolk den Heerweg verfolgte, drang die Reiterei durch die Kornfelder vor, die, wie es sich von selbst versteht, gänzlich zertreten wurden. So kam

man über das Schlachtfeld von Quatre Bras, wo die Todten noch unbeerdigt lagen, und wo sich der französische Soldat an dem Anblick der gebliebenen Schotten weidete, deren eigenthümlicher Anzug die Veranlassung zu allerlei Scherzen gab *).

Nicht eher erreichte Napoleons Vortrab den Nachtrab der Britten, als bis diese Genappe durchzogen hatten, einen Marktflecken, der, von allen Seiten offen, auf dem Wege nach Brüssel liegt. Mehrere englische Schwadronen wurden hier von der französischen Reiterei geworfen; doch sobald sie verstärkt waren, warfen sie sich dem Feinde aufs Neue entgegen, und bewirkten dadurch, daß das Fußvolk sich in der besten Ordnung zurückziehen konnte. Verdrießlich über einen so geringen Erfolg nannte Napoleon den 17ten den Tag falscher Manövres, und zürnte unstreitig am meisten über die Natur, weil der Regen beinahe gar nicht nachließ. Die französischen Soldaten bei guter Laune zu erhalten, wurde ausgesprengt, Grouchy's Marsch gegen die Preussen sei von dem besten Erfolg gewesen; ganze Colonnen der Letzteren wären niedergehauen oder gefangen worden, und der Ueber-

*) Man nannte sie die brittischen sans-culottes.

rest lasse Kanonen und Alles im Stich, um den Rhein zu gewinnen, und in ihr Vaterland zurückzukehren, welches sehr Wenige von ihnen wiedersehen würden, da sie allenthalben auf unerbittliche Feinde stießen; kurz, um die preußische Armee sei es geschehen. Das Wahre von der Sache war, daß, während Napoleon die brittische Armee verfolgte, die Preussen in zwei großen Colonnen von Tilly und Gembloux nach Wavre vordrangen; daß Marschall Grouchy ihnen nichts Wesentliches anhaben konnte, theils, weil er dazu nicht stark genug war, theils, weil seine ermüdeten Truppen durch die schlechte Beschaffenheit der Wege noch mehr erschöpft wurden; daß folglich die vorgebliche Trennung der verbündeten Armeen kaum noch etwas mehr als ein bloßer Traum war, indem die Entfernung zwischen beiden nur etwa zwei Meilen betrug.

Allmählig hatte Lord Wellington den Punkt erreicht, wo er eine Schlacht von Napoleon anzunehmen entschlossen war. Vorwärts von Genappe, da, wo die Heerstraßen von Charleroi und Mons sich vereinigen, um nach Brüssel zu führen, liegt Mont St. Jean, ein großes Dorf. Vor demselben befinden sich Höhen, die in sanften Abhängen abwärts streichen; hinter demselben aber breitet sich der Wald von Soig-

nes bis an die Thore von Brüssel aus. Zur Rechten der Kunststraße liegen Braine la Leud, ein Flecken, und Merbe Brain, ein Pachthof; zur Linken derselben Ter la Haye und Ohain. Nach unten zü stößt man auf la Haye sainte. Noch weiter unten, rechts von la Haye sainte, dicht an der Kunststraße, erhebt sich der Pachthof Hougoumont, durch seine steinerne Einschließung einem Bastion ähnlich. Demselben gegenüber, zu beiden Seiten der Kunststraße, sieht man zwei einzelne Häuser, la belle Alliance genannt. Weiter hinab, zur Linken derselben Kunststraße, liegt ein kleines Dorf, Namens Planchenoit, und noch tiefer unten der Pachthof Caillou.

Auf diesem Erdreich gedachte der brittische Oberfeldherr, unter dem Beistande der Preussen, die Schlacht zu liefern, welche über das Schicksal der Dynastieen Bonaparte und Bourbon, und eben dadurch auch über das Schicksal Europa's, entscheiden sollte. Ob die Wahl des Kampfplatzes mehr von der Freiheit oder von der Nothwendigkeit ausging, ist höchst ungewiß, da, wenn einmal Brüssel vertheidigt werden sollte, diese Vertheidigung kaum in einer noch geringeren Entfernung von dieser Stadt erfolgen konnte. Nicht alles war dem brittischen Oberfeldherrn vortheilhaft in der von ihm genommenen Stellung; denn, wenn

die Schlacht verloren ging, so gab es schwerlich einen anderen Rückzug, als durch den Wald von Soignes; und wenn er Statt fand, so konnte die brittische Armee als verloren betrachtet werden. Nur im Vertrauen auf Blüchers Wort durfte er die Schlacht wagen, und nur in diesem Vertrauen scheint er sie gewagt zu haben.

Waren die Britten ermüdet von dem letzten Marsche, so waren es die Franzosen nicht minder, als sie am 17ten Abends in dieser Gegend anlangten. Es fielen noch einige Kanonenschüsse, dann aber entsagte man dem Kampfe, um frische Kräfte für den folgenden Tag zu sammeln. Geschützt von seinen Vortruppen, schlug Napoleon sein Hauptquartier auf dem Pachthofe von Caillou auf; die Hauptmacht der Franzosen blieb in Genappe und der Umgegend dieses Fleckens zurück. Lord Wellingtons Hauptquartier war zu Waterloo, einem in dem Walde von Soignes gelegenen Dorfe, während die Vortruppen den Pachthof Hougoumont und la Haye sainte besetzt hielten. Es regnete den ganzen Abend und die ganze Nacht hindurch; und da der größte Theil sowohl des brittischen als des französischen Heeres freilagerte: so war wohl nichts natürlicher, als daß der Soldat, voll Unmuth über diesen doppelten Kampf mit dem

Elemente und dem Feinde, seine Bestimmung verfluchte, um so mehr, weil die Einwohner aus ihren Häusern gewichen waren, und von ihrer Habe so viel mitgenommen hatten, als sich nur fortbringen ließ.

Durchnäßt bis auf die Haut, traten am folgenden Morgen die Truppen ins Gewehr, und beide Heerführer ordneten die Schlacht. Die Witterung hatte sich gegen Morgen verbessert, und die Durchsichtigkeit der Luft gestattete, daß jede Bewegung wahrzunehmen war. Lord Wellington ordnete sein Heer so, daß sein rechter Flügel sich an Merbe Brain, der linke sich an Ter la Haye lehnte, daß also der Mittelpunkt vor und in Mont St. Jean stand. Auf jenem wurde das Corps des Kronprinzen der Niederlande in die erste, das Corps des Lords Hill in die zweite Linie gestellt. Der Kunstweg trennte den rechten Flügel von dem Mittelpunkt. Was den linken Flügel betrifft, so wurde er durch die Truppen des Generals Picton gebildet; die Reiterei des Grafen Uxbridge diente zur Unterstützung. Einige, neben Braine la Leud aufgestellte Divisionen verhinderten, daß der rechte Flügel umgangen werden konnte. Minder war der linke geschützt. Ueberhaupt war dieser die schwache Seite der ganzen Aufstellung, es sei denn, daß die Preuſ-

sen theils über Ohain, theils durch den Wald von Frichemont den Franzosen in die rechte Seite fielen, und so den Kampf entschieden. In den Pachthof von Hougoumont wurden einige tausend Mann geworfen, welche sich durch Schießscharten vertheidigten, und auf gleiche Weise ließ Wellington la Haye sainte besetzen.

Während dies die Stellung war, worin Lord Wellington seinen Gegner erwartete, war dieser damit beschäftigt, sein Heer auf eine Weise zu ordnen, welche den Sieg nicht zweifelhaft ließe. Da der linke Flügel der Engländer sichtbar schwächer war, als der rechte: so richtete er sein Hauptaugenmerk gegen den ersteren, mit der unverkennbaren Absicht, ihn auf den Mittelpunkt zu werfen, und so das ganze brittische Heer in den Wald von Soignes zu drücken. Die französischen Truppen waren nicht wenig erstaunt, als sie das brittische Heer in Schlachtordnung sahen; denn die ganze Nacht hindurch hatten sie den Wahn unterhalten, daß die Britten ihren Rückzug nach Brüssel fortsetzen, und daß die Belgier die nächste Gelegenheit benutzen würden, um zu ihnen überzugehen und sich gemeinschaftlich mit ihnen an den Preussen zu rächen. Napoleon selbst hatte, wie behauptet worden ist, die Nacht hindurch nichts so sehr befürchtet,

als daß die Engländer ihm entwischen könnten. Um so lebhafter war seine Freude, als er Lord Wellington bereit sah, eine Schlacht von ihm anzunehmen. „So hab' ich denn endlich diese Engländer!" rief er einmal über das andere aus, indem sein Angesicht vor Freude strahlte. Mit der ihm eigenen Ungeduld betrieb er die Ankunft der zurückgebliebenen Corps; und ohne weder die Stellung noch die Macht des Feindes genau zu kennen, ohne — worauf es ganz besonders ankam — von der Lage, worin sich Marschall Grouchy den Preussen gegenüber befand, unterrichtet zu seyn, beschloß er den Angriff.

Die Stärke des französischen Heeres bestand, mit Einschluß der Leibwache, aus vier Infanterie-Corps und drei Cavallerie-Corps. Die ganze Masse, ungefähr 100,000 Mann stark, war gegen zehn Uhr vorwärts von Planchenoit auf Höhen versammelt, welche den von den Engländern besetzten parallel liefen. Hier wurden die Rollen vertheilt. Das erste Armee-Corps — von allen das kräftigste, weil es an der Schlacht vom 16. keinen Antheil genommen hatte — wendete sich rechts zum Angriff des linken Flügels der Engländer, und seine rechte Flanke war mit einer zahlreichen Reiterei gedeckt. Das zweite Armee-Corps ging über die Kunststraße von Mons, und nahm seine

Richtung nach Hougoumont. Seitwärts von Planchenoit blieb das sechste Corps in Nachhalt, und zur Linken der Kunststraße neben Rossomme stellte sich die Garde auf. Hinter ihr, zwischen Rossomme und Maison du Roy, befand sich Napoleon auf einer Höhe, von welcher das Schlachtfeld übersehen werden konnte.

Es war Vormittags um 11 Uhr, als von französischer Seite das Zeichen zum Angriff gegeben wurde. Die Division des ehemaligen Königs von Westphalen drang zuerst gegen den Pachthof von Hougoumont vor, den sie vergeblich angriff. Bataillone und Schwadronen, welche unter der Leitung des Grafen Erlon einen gleichzeitigen Angriff auf die erste Linie des rechten brittischen Flügels machten, bewirkten zwar einige Unordnung; doch war dieselbe nicht von langer Dauer, indem sehr schnell Verstärkungen anlangten, welche die Franzosen zurücktrieben. Beinahe gleichzeitig (höchstens eine halbe Stunde später) begann auch der Kampf auf dem linken Flügel des englischen Heeres, nach dem Mittelpunkte zu. Ihn leitete der General-Lieutenant Reille. Geschütz- und Gewehrfeuer waren auf beiden Seiten seit anderthalb Stunden unterhalten worden, als die französische Reiterei losbrach gegen den linken Flügel der Britten,

von dem Grafen Uxbridge aber vollkommen über einander geworfen wurde. Hierauf folgte ein Angriff der ganzen brittischen Reiterei auf die dritte französische Division; und dieser Angriff wurde mit so entscheidendem Erfolg gemacht, daß, nachdem die eben genannte Division in Unordnung gerathen war, und das ganze erste Armee-Corps sich auf Planchenoit zurückgezogen hatte, einige Züge englischer Reiterei Zeit gewannen, die Pferde von fünf französischen Batterieen todt zu stechen: eine That, deren Folgen nicht ausbleiben konnten.

Wiewohl das Feuer seit zwei Stunden längs der ganzen Linie gewüthet hatte, so waren doch in den Reihen des brittischen Heeres keine Lücken entstanden, welche nicht auf der Stelle wären ausgefüllt worden. Vergebens kämpften die Franzosen um den Pachthof Hougoumont. Einige Haubitz-Granaten wären hinreichend gewesen, die Uebergabe zu bewirken; doch dies unterblieb, entweder, weil es dem commandirenden General dazu an Mitteln fehlte, oder weil er von ihnen Gebrauch zu machen vergaß, oder (was am wahrscheinlichsten ist) weil der Angriff auf Hougoumont überhaupt nur ein Scheinangriff war, durch welchen Wellington bewogen werden sollte, seinen rechten Flügel auf Kosten des linken zu verstärken. Auf diesem

Punkte dauerte also die Kanonade fort, ohne den Franzosen irgend einen wesentlichen Vortheil zu gewähren. Napoleon, der unter den vorwaltenden Umständen keinen Augenblick verlieren zu dürfen glaubte, ließ, um zu seinem Hauptzweck zu gelangen, eine zahlreiche Colonne Reiterei von dem linken Flügel zu dem rechten übergehen, setzte sie in Verbindung mit der nöthigen Infanterie, und schleuderte diese verderbenschwangere Masse gegen den Pachthof von la Haye sainte. Das deutsche Bataillon, welches denselben vertheidigte, hielt sich so lange, bis seine Munition verschossen war; aber obgleich die Franzosen in den Besitz dieses Außenwerks gelangten, so blieb doch der linke englische Flügel unbeweglich in seiner Stellung, und es mußten neue Anstrengungen gemacht werden, wenn die brittische Armee zum Weichen gebracht werden sollte.

Nach der Niederlage der französischen Reiterei auf dem linken Flügel der Engländer, und nach der Eroberung von la Haye sainte (welches in den französischen Berichten mit dem Dorfe Mont St. Jean verwechselt wird) ging Napoleons Absicht auf eine Durchbrechung des Mittelpunktes. Zu diesem Endzweck versetzte er seine zahlreiche Leibwache in die Gegend von la belle Alliance, und ließ das sechste

Armee-Corps noch immer als Nachhalt zurück. Alle übrige Truppen dagegen erhielten den Befehl, vorzugehen, und hundert und funfzig Feuerschlünde begleiteten den Zug. Der Augenblick der Krisis war jetzt gekommen. Doch Lord Wellington war auf einen solchen Angriff gefaßt. Mit einer Standhaftigkeit, welche nichts zu wünschen übrig ließ, führte auch Er alle seine Truppen ins Gefecht; und, um das Beispiel der Tapferkeit zu geben, setzte er sich sogar den augenscheinlichsten Gefahren aus. Es entstand ein Kanonendonner, wie man ihn seit der Schlacht von Leipzig nicht vernommen hatte. Auf beiden Seiten wurden die größten Anstrengungen gemacht, indem die Franzosen durchbrechen, die Engländer nicht weichen wollten. Diese hatten den Vortheil des Erdreichs, welcher bewirkte, daß ihre Kugeln mit größerer Sicherheit trafen, als die der Franzosen. Unter einem Hagel von Kartätschen gingen die letzteren durch die Vertiefungen, welche ihre Stellung von der der Engländer sonderten. So viel Entschlossenheit machte zwar die Britten stutzen, doch verloren sie den Muth nicht: ihre Glieder schlossen sich in eben dem Augenblick, wo Lücken entstanden waren; und, das Kanonenfeuer der Franzosen reichlich erwiedernd, richteten sie unter diesen eine nicht geringe Niederlage an.

Nichts desto weniger war, nach dem offenen Geständniß ihrer eigenen Officiere, ihre Stellung dreimal in Gefahr, überwältigt zu werden; und wäre diese Ueberwältigung wirklich erfolgt, so hätte die Flucht der Armee durch den Wald von Soignes sich mit ihrem gänzlichen Verderben endigen müssen. Aufgereitzt durch diese Betrachtung, und des Beistandes der Preussen gewiß, welche jeden Augenblick eintreffen konnten, bot Wellington seinen ganzen Geistesmuth auf, sich so lange, als immer möglich, zu halten. Was diesem abging, das wurde ersetzt durch die Niedergeschlagenheit des französischen Soldaten, der, zu aller Zeit sich selber gleich, den Muth verliert, sobald er keine Fortschritte macht*). Ein dumpfes Schweigen trat an die Stelle des lebhaftesten Geschreis, womit französische Truppen sich aufzumuntern pflegen: man fühlte sich ermüdet; und wer unter irgend einem Vorwande Reih' und Glied verlassen konnte, ging trostlos hinter zerschossenen Batterieen her, welche das Schlachtfeld verließen.

---

*) Bei dem allen war Wellington seiner Sache nicht so gewiß, daß er sein Fuhrwesen nicht hätte nach Brüssel zurück senden sollen.

So wie Napoleon dies merkte, that er alles, was in seinen Kräften stand, den Erfolg zu erzwingen. Er sendete Verstärkungen über Verstärkungen, und so oft ihm berichtet wurde, daß die Sachen übel ständen, war seine einzige Antwort: vorwärts, vorwärts! Ein General ließ ihm sagen: er könne in seiner Lage nicht länger aushalten, weil er von einer Batterie zerschmettert werde. „Wie! erwiederte er; weiß denn der General nicht, daß man solche Batterieen nehmen muß?" Mit diesen Worten wendete er dem Officier, der diese Nachricht gebracht hatte, den Rücken zu. Einen gefangenen englischen Officier, welcher zu ihm geführt war, fragte er nach der Stärke des brittischen Heeres; und als dieser sagte, daß es in diesem Augenblick um 60,000 Mann verstärkt werde, war seine Antwort: „desto besser, desto besser! denn je mehr ihrer sind, desto mehr werden wir schlagen." So gewiß war er des Sieges, daß er den Staffetten, welche er abschickte, auftrug, überall zu sagen: er habe gesiegt. Noch immer schien er den Grundsatz festzuhalten, daß der Sieg dem Hartnäckigsten zufalle; und doch war der Augenblick nahe, wo er von der Falschheit desselben überzeugt werden sollte.

Seit Tagesanbruch war das vierte preussische Ar-

mee-Corps in Bewegung, um sich jenseits des Engpasses von St. Lambert in dem Walde von Frischemont aufzustellen und daselbst den günstigen Augenblick abzuwarten, wo es den Franzosen in die rechte Seite fallen könnte. Ihm folgte das erste preussische Armee-Corps, welches im Wesentlichen dieselbe Bestimmung hatte, diese aber über Ohain hin erfüllen sollte. Jenes Corps würde sehr früh an Ort und Stelle angelangt seyn, wenn der Engpaß von St. Lambert nicht bedeutende Schwierigkeiten entgegen gestellt hätte. Die vorgezeichnete Bahn führte über morastige Wiesen und aufgelösete Felder, so, daß man, um mit Artillerie vorrücken zu können, nicht selten Bäume fällen mußte, wenn man festen Boden gewinnen wollte. Hierüber ging eine kostbare Zeit verloren. Erst nach vier Uhr Nachmittags standen jenseits Jeanloo zwei Brigaden, mit Cavallerie und Artillerie in verdeckter Aufstellung, und erst um halb 5 Uhr erreichte man den Wald von Frischemont. Jede Minute war bereits kostbar geworden. Zwar meinte der Bauer, welcher den Zug als Wegweiser begleitete, daß, wenn man sich noch weiter ins Thal nach Planchenoit herabzöge, um dem französischen Nachhalt in den Rücken zu kommen, alles auf Einen Schlag zertrümmert werden könne; doch hierauf wollte General Bü-

low nicht eingehen, um bei der Gefahr, womit Wellington bedrohet war, auch nicht eine halbe Stunde zu verlieren. Mit dem Schlage fünf trat dieser General, an der Spitze von zwei Brigaden und einem Cavallerie-Corps, aus dem Walde.

Napoleon, umgeben von seinem Generalstabe, stand in der Nähe von la belle Alliance, die Augen auf den mörderischen Kampf gerichtet, durch welchen er sich neue Bahnen zu brechen hoffte; und neben ihm stand mit gebundenen Händen der Besitzer von la belle Alliance, damit er ihn über die Eigenthümlichkeiten der Umgegend belehren möchte. Der Name dieses Mannes war la Coste; und von ihm hat man später mehrere Vorfallenheiten des Tages erfahren. Sobald nun Napoleon und sein Generalstab Truppen anlangen sahen, auf deren Erscheinung sie nicht gefaßt waren, entstand die Frage: wer diese wären. Jetzt äußerte einer von den Officieren, daß, nach den Fahnen zu urtheilen, es nur Preussen seyn könnten. Dies bestritt Napoleon; doch nicht ohne zu erblassen. Es wurden Adjutanten abgeschickt, die Wahrheit zu erforschen; aber das Feuer, welches die Preussen auf sie gaben, ließ bald keinen Zweifel darüber bestehen, daß die Lage des französischen Heeres höchst gefährlich geworden sey.

Es mußten Anstalten zum Empfange der immer zahlreicher sich entwickelnden Preussen getroffen werden. Glücklicher Weise war das sechste Armee-Corps in der Nähe. Graf Lobau, der es befehligte, erhielt sogleich den Auftrag, sich den Preussen entgegen zu werfen. Er that es mit der Entschlossenheit eines erfahrnen Generals; und bald entwickelte sich ein mörderischer Kampf, der, indem er mehrere Stunden anhielt, mit abwechselndem Glücke fortgesetzt wurde.

Inzwischen war auch die zweite preussische Colonne, welche General Zieten führte, und bei welcher sich der Feldmarschall Blücher in Person befand, über Ohain in die rechte Seite des Feindes vorgedrungen. Zwar ließ General Thielmann, der bei Wavre zurückgeblieben war, um den Marschall Grouchy zu beschäftigen, durch einen seiner Adjutanten melden, daß er von dem dritten und vierten französischen Armee-Corps hart gedrängt werde, und daß Wavre bereits in den Händen des Feindes sei; allein dies war unter den obwaltenden Umständen sogar eine erfreuliche Nachricht: denn, wenn Napoleon, wie es der Wahrscheinlichkeit gemäß war, bei Mont St. Jean geschlagen wurde, so hatte es wenig auf sich mit aller Verlegenheit, in welche Thielmann gerathen konnte.

Freudig drang man also vor, um den Kampf bei Mont St. Jean zu beenden.

Durch die Erscheinung der Preussen zur Verzweiflung gebracht, glaubte Napoleon alles wagen zu müssen, um alles gewinnen zu können. Seine zahlreiche Leibwache, welche bisher verschont geblieben war, weil er ihrer nicht zu bedürfen glaubte, konnte nicht länger verschont werden; ihr Beitrag zu dem Siege war nothwendig geworden. Er bildete aus ihr eine vierte Angriffs-Colonne, und gebot ihr, im Sturmschritt nach dem Kampfplatz zu eilen, indem er an alle Generale den Befehl ertheilte, diese Bewegung zu unterstützen, weil der Sieg davon abhange. Die erprobten Truppen ließen es nicht an sich fehlen; von dem Marschall Ney geführt, gingen sie ihrer Bestimmung muthig entgegen. So fest war ihr Entschluß, allen Gefahren zu trotzen, daß ihnen nichts widerstehen zu können schien, als sie in geschlossenen Reihen vordrangen. Doch die Engländer hatten bereits erfahren, welche Macht ihnen zu Hülfe gekommen war; und was bei den Franzosen die Verzweiflung bewirkte, dasselbe wirkte bei ihnen die Hoffnung. Die französische Reiterei war um diese Zeit so gut wie vernichtet; und was dadurch versehen war, das konnte durch die Garden nicht verbessert werden. So wild

auch ihr Andrang war, so stießen sie doch auf Vierecke, welche so unerschütterlich standen, als ob der Kampf erst begonnen würde. Gelichtet durch das Gewehrfeuer, wurden sie zerschmettert durch die Kartätschen, welche sich auf sie ergossen. Sie staunten; sie wankten. Und in demselben Augenblick sahen sie sich von einer zahlreichen Reiterei umgeben, welche verlangte, daß sie das Gewehr strecken sollten. Die heldenmüthige Antwort ihres Generals war: „Die Garde ergiebt sich nicht, sie stirbt.“

Sogleich erhebt sich ein fürchterliches Blutbad. Niedergehauen wird Alles, was Widerstand leistet; und was übrig bleibt, stürzt voll Verwirrung die Anhöhen herab, um sich in der alten Stellung zu sammeln. Dies aber ist das Zeichen des Sieges für die Engländer, die, gleich einem Bergstrom, den Franzosen nacheilen, und diese vor sich her treiben, wie eine Heerde Schafe, für die es keinen Widerstand giebt. Vergeblich ermuntern die französischen Generale ihre Truppen zum Stehen; eben so vergeblich rafft Napoleon die Ueberreste der alten und jungen Garde zusammen, um einen letzten Versuch zu machen; aller Muth ist gesunken, und indem Mehrere rufen: Rette sich, wer da kann! ist dies Wort kaum erschollen, als sich die ganze französische

Armee zu einem unförmlichen Knäuel gestaltet, der nicht mehr entwirrt werden kann. Ein Umstand trägt dazu nicht wenig bei; nämlich die Ankunft des Ziethenschen Corps über Ohain. Terrassenförmig ist das Erdreich in dieser Gegend; und, indem die Preussen in schönster Ordnung in die Ebenen herabsteigen, um den Franzosen in die rechte Flanke zu dringen, ertönt ihr Geschütz, und unter dem Wirbel der Trommeln, dem Geschmetter der Trompeten und dem Hurrah der Truppen wird das Schlachtfeld von den Franzosen, die sich von vorn, in der Seite und im Rücken zugleich angegriffen sehen, so schnell als möglich geräumt. Das Beispiel Derer, welche bei Mont St. Jean gefochten haben, reißt nun auch das sechste Corps mit sich fort, das sich bisher vertheidigt hat. Um schneller zu entkommen, werfen die Soldaten die Waffen von sich; und, indem die Kanoniere das Geschütz verlassen, und auf den abgesträngten Pferden davon jagen, fällt das ganze Material in die Hände der Preussen.

Es war 9 Uhr Abends, als der Zufall den preussischen Feldmarschall und den brittischen Oberbefehlshaber bei den beiden Häusern zusammen führte, von wo aus Napoleon die Zügel der Schlacht geleitet hatte. Beide begrüßten sich als Sieger; und da sie

fühlten, daß keiner ohne den andern die Schlacht gewonnen haben würde, die beiden Häuser aber die Benennung la belle Alliance führten: so brachte Blücher in Vorschlag, die Schlacht nach diesen beiden Häusern zu benennen. Dieser Vorschlag wurde für den Augenblick angenommen: und seitdem kennen die Preußen nur eine Schlacht von la belle Alliance oder von Schönbundingen. Die Engländer haben diese Benennung nicht beibehalten. Da ihr Anführer die Nacht vor der Schlacht in dem Dorfe Waterloo, am Eingange des Waldes von Soignes, zugebracht hatte, so benennen sie die Schlacht nach diesem Dorfe; und zwar um so mehr, weil der König der Niederlande, um die Verdienste des brittischen Heerführers würdig zu belohnen, ihn mit dem Titel eines Fürsten von Waterloo beehrte. Die Franzosen haben nicht aufgehört, dieselbe Schlacht die Schlacht von Mont St. Jean zu nennen. Dies alles wird hier bloß bemerkt, damit man in Zukunft, wenn Personen und Dinge gestaltloser zu werden angefangen haben, nicht irre geleitet werde durch die dreifache Benennung einer und derselben Schlacht.

Die brittische Armee war durch die Anstrengungen der letzten drei Tage allzu sehr ermattet, als daß von ihr eine Verfolgung hätte ausgehen können. Un-

ter solchen Umständen leisteten die Preussen, deren Reiterei sehr verschont geblieben war, die trefflichsten Dienste. Um halb zehn Uhr versammelte der Feldmarschall die höheren Officiere, und ertheilte den Befehl: „daß der letzte Hauch von Mensch und Pferd zur Verfolgung des Feindes aufgeboten werden sollte.“ General Gneisenau übernahm die Leitung derselben; Mondeshelle begünstigte sie. Verfolgt von dem Fußvolk, geängstigt von der Reiterei, gerieth das Heer in völlige Auflösung; und die Folge davon war, daß wenige Reiter hinreichten, große Haufen gefangen zu nehmen. Nur zu Genappe schien ein Ueberrest der Garden sich vertheidigen zu wollen; er hatte ein Freilager errichtet, Kanonen aufgefahren, und die Zugänge durch umgestürzte Munitionswagen verrammelt. Doch so groß war die Furcht, daß, nachdem die ersten Flintenschüsse der Preussen gefallen waren, alles die Flucht ergriff. In le Caillou fand man Napoleons Reisewagen; er fiel dem preussischen Major Keller zu, der das darin befindliche Silberzeug unter seine Leute vertheilte, die Diamanten für sich behielt, um darüber nach Wohlgefallen zu verfügen, und den Wagen selbst in der Folge für eine bedeutende Summe an die brittische Regierung verkaufte, die ihn zugleich als Kunstwerk und als Trophäe auf-

bewahrte. Unter den übrigen Sachen, welche den Preussen zu le Caillou in die Hände fielen, befanden sich, außer dem Degen und Kaisermantel Napoleons, welche Feldmarschall Blücher erhielt, auch mehrere Ballen Proclamationen, welche, von dem kaiserlichen Schlosse Laeken datirt, Folgendes für die Bewohner der Niederlande und des linken Rheinufers enthielten: „Das vorübergehende Glück meiner Feinde, sagte Napoleon, hatte euch für einige Augenblicke von meinem Reiche getrennt. In meinem Exil, auf meinem Felsen im Meere, vernahm ich eure Klagen. Der Gott der Schlachten hat das Schicksal eurer schönen Provinzen entschieden. Napoleon befindet sich aufs Neue in eurer Mitte. Ihr verdient Franzosen zu seyn. Wohlan, erhebt euch in Masse! Schließet euch an meine unüberwindlichen Phalangen, um auszutilgen den Ueberrest der Barbaren, die eure und meine Feinde sind. Sie fliehen, Wuth und Verzweiflung in ihren Herzen." Diese Proklamation war vom 17ten, unstreitig, weil Napoleon darauf gerechnet hatte, daß an diesem Tage das Wichtigste entschieden seyn würde. Hätte er die Schlacht bei la belle Alliance gewonnen, so würde er zu Brüssel die Rolle eines europäischen Dictators aufs Neue begonnen haben; wenigstens deutete der Kaiserman-

tel, den man zu le Caillou gefunden hatte, auf eine große Feierlichkeit. — Welches auch seine Plane seyn mochten: die Art und Weise, wie er die letzte Schlacht verloren hatte, schloß die vollkommenste Verzichtleistung auf alle politische Größe in sich; und in dieser Hinsicht ist durch den Sieg der Verbündeten bei la belle Alliance ein Schicksal abgewendet worden, das um so beschwerlicher gewesen seyn würde, je ungeduldiger man es ertragen hätte.

Ueber Napoleon's Entfernung von dem Kampfplatze sind die Meinungen nur allzu verschieden. In dem preussischen Armeebericht wird gesagt, daß er, zu le Caillou überrascht, aus seinem Wagen gesprungen sei, und sich, mit Zurücklassung seines Degens und seines Huts, zu Pferde geworfen habe. Dagegen haben französische Schriftsteller versichert, daß er, fortgezogen von der großen Menge, sich in einen Weinberg bei la belle Alliance geflüchtet, und, von zwei Reitern seiner Garde erkannt und unterstützt, seine Flucht mitten durch die preussischen Truppen bewirkt habe. Am wahrscheinlichsten ist die Erzählung des Eigenthümers von la belle Alliance, der den ganzen Tag hindurch nicht von seiner Seite gewichen war. Nach dieser Erzählung befand sich Napoleon den ganzen Tag hindurch in einer Unruhe, die ihm weder zu

essen noch zu trinken erlaubte. Als es nun um halb acht Uhr durch das Vordringen der Preussen ganz außer Zweifel lag, daß alles für ihn verloren sei, und daß auch der letzte Angriff seiner Garden ohne Erfolg bleiben werde, sagte er zu seinem General-Major Bertrand: „hier ist nichts zu retten; denken wir also darauf, uns selbst in Sicherheit zu bringen.“ Mit diesen Worten gab er seinem Pferde die Sporen. Ihm folgte sein Generalstab, und Wegweiser für alle war la Coste. Der Weg führte über Genappe nach Charleroi. Hier wurde Halt gemacht, und zwischen 10 und 11 Uhr ein Zelt für Napoleon aufgeschlagen. Zugleich zündete man Feuer an, und brachte Erfrischungen. Die Hände auf dem Rücken, den Rücken selbst dem Feuer zugewendet, sprach Napoleon mit seiner Begleitung so unbefangen, als ob nichts vorgefallen wäre, was ein Bedauern verdiente. Selbst die Eßlust hatte sich wieder bei ihm eingefunden, und nachdem diese gestillt war, legte er sich schlafen. So verstrich die Nacht. Am folgenden Morgen wurde la Coste mit einer ärmlichen Belohnung entlassen, und Napoleon setzte seine Flucht nach Philippeville fort. Hier hatte er Mühe eingelassen zu werden: so wenig glaubte man an eine verlorne Schlacht. Sobald er sich dem herbeigeholten Commandanten entdeckt

hatte, fand sein Eintritt in die Festung keine Schwierigkeiten; nun aber war die Aufgabe, die herbeiströmenden Truppen abzuhalten, welche sich gleichfalls um die Aufnahme in Philippeville bemüheten. Vergeblich sendete Napoleon ihnen den Befehl zu, daß sie sich entfernen sollten. Da sie nicht gehorchten, so mußte man seine Zuflucht zur List nehmen: es wurde demnach ausgesprengt, daß Kosaken im Anzuge wären. Dies bewirkte die augenblickliche Zerstreuung der geängstigten Truppen. Ohne sich länger, als nöthig war, in Philippeville aufzuhalten, begab sich Napoleon von da nach Mezieres und Rocroi, und ging alsdann spornstreichs nach Paris zurück, wo er den 20. Juni, acht Tage nach seiner Abreise, Abends gegen 9 Uhr unerkannt anlangte und in dem Palaste der Gräfin von St. Leu, ehemaligen Königin von Holland, abstieg.

Inzwischen hatte sich die Nachricht von der gänzlichen Niederlage der Franzosen bei la belle Alliance mit einer Schnelligkeit verbreitet, welche ihrer Wichtigkeit entsprach. Ohne die Tapferkeit der Preussen und der Engländer im Mindesten in Zweifel zu ziehen, hatte man Anfangs Mühe, an ein solches Ergebniß zu glauben; denn, was vorhergegangen war, hatte das Vertrauen erschüttert, und zum Theil die

alten Ideen von Napoleons Zauberkraft geweckt. Am ungläubigsten war man in der Nähe des Kriegsschauplatzes, wo der Schrecken um so stärker wirkte, und wo es nicht an Mißvergnügten fehlte, die Napoleons Wiedererscheinung begünstigten. In Berlin wagte man kaum, sich des Sieges zu freuen, weil dieselbe Nachricht, welche ihn brachte, den Verlust der Preussen in dem Zeitraum vom 15. bis zum 19. Juni auf 20-, bis 25,000 Todte und Verwundete angab. Was man in den übrigen Staaten Deutschlands empfand, läßt sich, ohne Weitläuftigkeit, nicht sagen; nur muß bemerkt werden, daß nicht alle sich freueten, Napoleons Rolle so schnell geendigt zu sehen. Für die Russen und Oesterreicher mochte es ein Gegenstand edler Eifersucht seyn, daß eine Sache, welche man der größten Anstrengungen würdig gefunden hatte, durch die vereinigte Kraft der Preussen und Britten beendigt war.

Was Frankreich anbetrifft, so wirkte die Nachricht von der verlornen Schlacht gleich einem Donnerschlage. Mit hundert Kanonenschüssen war am 19ten der Sieg bei Ligny gefeiert worden, und mit Sehnsucht erwarteten die Pariser die Ankunft von 25,000 gefangenen Preussen, als es plötzlich hieß, Wellington habe gesiegt. Die unmittelbarste Folge da-

von war, daß alle Die, welche die Regierung bildeten, jetzt als bloße Parthei dastanden, die sich nicht länger retten konnte. So groß ihr Leichtsinn vor wenigen Monaten gewesen war, eben so groß war jetzt ihre Furcht; und zwischen beiden stand bei Vielen die Reue in der Mitte. Napoleon war also kaum in Paris angelangt, als er sich von mehreren seiner Anhänger umgeben sah, die von ihm zu erfahren wünschten, was unter so dringenden Umständen zu thun sei.

Vor allem war die Rede von einem Schlachtbericht. Regnauld de St. Jean d'Angeli übernahm diese Arbeit, bei welcher nichts so schwierig war, als Wahrheiten zu sagen, die sich nicht verhehlen ließen. Beim Vorlesen des Entwurfs fand Napoleon nichts so anstößig, als daß Er als die Ursache der verlornen Schlacht erscheinen sollte. „Sie war gewonnen!" rief er aus. Regnauld de St. Jean d'Angeli, ohne sich irre machen zu lassen, beendigte die Vorlesung; und als Napoleon am Schlusse sagte: „nun ja, sie ist verloren, und mein Ruhm mit ihr;" suchte ihn Jener durch die Vorstellung zu trösten, daß er einer einzigen Niederlage funfzig glänzende Siege entgegen stellen könne. Der alte Schmeichler redete von der Schlacht bei la belle Alliance, als von einer verlornen Schachpartie. Kaum hatte Maret ihn hierauf

aufmerksam gemacht, so nahm die Unterredung eine andere Wendung. Es wurde von dem Stande der Partheien, von dem Gebrauche, welchen die Verbündeten von ihrem Siege machen könnten, und von dem Schicksal gesprochen, das Frankreich zu erwarten habe. In allen Bemerkungen, welche Napoleon über diese Gegenstände machte, zeigte sich, daß er seine Lage zu würdigen verstand. Das verlorne Material war nicht auf der Stelle zu ersetzen; und so lange es an demselben fehlte, konnte er nicht auf die Franzosen rechnen. Jetzt offenbarte sich, was es mit der Erblichkeit auf sich hat, und welche Vortheile sie dem Monarchen gewährt, der sie nicht zur Tyrannei mißbraucht. Derselbe Mann, der noch vor wenigen Tagen seine Rechtmäßigkeit gegen alle Einwürfe vertheidigt hatte, fühlte sich von der ganzen französischen Nation verlassen, weil er wußte, daß die gegen die Ost- und Südgränze abgesendeten Armeen keines Widerstandes fähig waren, und daß die Russen und Oesterreicher mit allem, was sich an sie anschloß, sie zu eben der Zeit überschwemmen würden, wo Preussen und Britten von der Nordgränze her vordrängen. Nichts war also entschiedener, als daß er zum zweiten Male werde abdanken müssen. Es handelte sich nur

um die Form, in welcher diese zweite Abdankung erfolgen könnte.

Die übrigen Minister wurden zu Rathe gezogen, und mit ihnen verabredete Napoleon die Taktik, welche man gegen das Publikum von Paris beobachten wollte. Erst wollte man einen Schlachtbericht bekannt machen, in welchem man den Ausgang des Kampfes bei la belle Alliance mehr dem Zufall, als der Uebereilung Napoleons, zuschrieb; dann sollte Napoleon abdanken, und endlich die beiden Kammern sich über eine Commission vereinigen, welche den Staatschef verträte. Der Schlachtbericht erschien den 21sten Juni, und bestätigte Alles, was über den Unfall bei la belle Alliance schon bekannt war, wenn gleich unter so schonenden Wendungen für Napoleon, daß die Niederlage als das Werk einiger Uebelgesinnten erschien, die einen fehlgeschlagenen Angriff der jungen Garde benutzt hätten, um die ganze Armee mit Schrekken zu erfüllen. Auf diese officielle Anzeige erklärten die beiden Kammern das Vaterland für in Gefahr, ihre Sitzungen für permanent, die Linien-Armee und die Nationalgarden, welche für die Freiheit und Unabhängigkeit des französischen Gebiets gefochten hätten oder noch föchten, für wohlverdient um das Vaterland. Die Aufmerksamkeit der Pariser hatte auf

diese Weise einen doppelten Gegenstand erhalten, der nicht verfehlen konnte, die Leidenschaft zu schwächen.

Gleich am folgenden Tage erschien eine Erklärung an das französische Volk, worin Napoleon zum zweiten Male abdankte. Sie war in folgenden Ausdrükken abgefaßt:

„Als ich, Franzosen! den Krieg für die Aufrecht-„haltung der Volksunabhängigkeit begann, rechnete ich „auf die Vereinigung aller Anstrengungen, aller Wil-„len, auf die Mitwirkung aller National-Behörden; „ich hatte Ursache, den glücklichsten Erfolg davon zu „erwarten, und eben deswegen trotzte ich allen Er-„klärungen der gegen mich verschwornen Mächte. „Die Umstände haben sich, wie es mir scheint, geän-„dert. Ich stelle mich also als das Opfer des Has-„ses aller Feinde Frankreichs dar. Mögen sie auf-„richtig in ihren Erklärungen gewesen seyn; mögen „sie nur mich gemeint haben! Meine politische Lauf-„bahn ist beendigt, und ich proklamire meinen Sohn, „Napoleon den Zweiten, zum Kaiser der Franzosen. „Die gegenwärtigen Minister werden vorläufig ein „Regierungs-Conseil bilden, und die Liebe zu mei-„nem Sohne bestimmt mich, die Kammern zu ersu-„chen, daß sie ohne Verzug eine Regentschaft durch „das Gesetz ernennen mögen. Vereinigt euch alle

„für die öffentliche Wohlfahrt, um eine unabhän„gige Nation zu bleiben."

Vielleicht war diese Erklärung nur als das Mittel berechnet, die Pariser und durch diese alle Franzosen zu einem gemeinschaftlichen Aufschrei, daß der Kaiser bleiben möge, zu bewegen; wenigstens gab Napoleon bald darauf den beiden Kammern die Versicherung, daß er nur zum Vortheil seines Sohnes abgedankt habe. Doch das französische Volk empfand nichts von jener Anhänglichkeit, welche Napoleon demselben für sich zutrauete, und selbst die beiden Kammern hatten nichts gegen seine Abdankung einzuwenden.

Sofern von einem Napoleon dem Zweiten die Rede war, fehlte es weder in der Kammer der Pairs, noch in der der Abgeordneten, an Mitgliedern, welche sehr viel gegen eine Regentschaft einzuwenden hatten. Im alten Frankreich war es hergebracht, beim Tode eines Königs in den Zimmern des Palastes zu rufen: der König ist todt; es lebe der König! und diese Formel diente zur Bezeichnung der Continuität der Regierung. Diese Formel nun suchte Lucian Bonaparte in der Pairs-Kammer geltend zu machen, indem er auf die Bemerkung des Präsidenten, daß Napoleon nur zum Vortheil seines Sohnes entsagt habe, erwiederte: „es komme darauf an, den Bürgerkrieg

zu vermeiden, und zu wissen, ob die Franzosen eine unabhängige, eine freie Nation seien; auf diesen Fall müsse man rufen: der Kaiser ist todt, es lebe der Kaiser! der Kaiser hat abgedankt, es lebe der Kaiser!" Seine eigentliche Forderung war, daß die Nachfolge Napoleons in der Pairskammer gar kein Gegenstand der Erörterung seyn, sondern als eine nothwendige Wirkung der Constitution betrachtet werden sollte. Dagegen aber hatten mehrere Pairs etwas einzuwenden. Vor allen trat der Graf von Pontecoulant gegen ihn auf. Dieser fragte ihn: „mit welchem Recht er in der Pairskammer rede; ob er ein Franzose sei; ob nicht vielmehr ein römischer Prinz." Alsdann behauptete er: Lucians Forderung sei unzulässig; die Kammer könne sie nicht annehmen, ohne der öffentlichen Achtung zu entsagen; man müsse vor allen Dingen berathschlagen, und, wie groß auch seine Achtung für den Kaiser seyn möge, so werde er für sein Theil doch nie ein Kind als König, einen Abwesenden als Souverän von Frankreich anerkennen. Andere Pairs schlagen sich ins Mittel, und suchten das, was der Grundsatz gebot, mit den Forderungen der Klugheit auszugleichen, bis der Graf von Pontecoulant nachgab. Minder anstößig wurde dieselbe Angelegenheit in der Kammer der Abgeordneten verhan-

delt, wiewohl auch hier sich zeigte, daß Viele zum Abfalle von Napoleon geneigt waren. Die Ernennung der Commissarien, welche das Regierungs-Conseil bilden sollten, fand keine großen Schwierigkeiten. Ernannt wurden: Fouché, Herzog von Otranto, Graf Grenier, Caulaincourt, Herzog von Vicenza, Graf Carnot und Quinette. Den Vorsitz führte der Herzog von Otranto. Die Commission verordnete sogleich, daß alle jungen Männer, welche von der, unter dem 9. October 1813 befohlnen, Aushebung von 160,000 Mann noch übrig wären, auf der Stelle in Thätigkeit gesetzt werden sollten, die Verheiratheten allein ausgenommen; sie sollten in der Linie dienen.

War diese Maaßregel in der Voraussetzung genommen worden, daß man Zeit zur Vertheidigung gewinnen werde, so hatte man sich geirrt. Die Preussen und Engländer befanden sich bereits auf dem Marsche nach Paris, und ihre Bewegung war um so rascher, je mehr es ihnen darum zu thun war, keinen neuen Widerstand empor kommen zu lassen. Die dreifache Reihe von Festungen, welche Frankreich auf der Nordseite deckt, war kein Hinderniß, da es nicht an Truppen fehlte, welche dieselbe berennen konnten, während die Hauptmassen ihre Bestim-

mung verfolgten; zwei Armee-Corps, ein preussisches und ein niederländisches reichten zur Berennung hin. Bei weitem mehr verdiente das Grouchysche Corps in Betrachtung gezogen zu werden, da es noch stark genug war, in Verbindung mit Nationalgarden und anderen Truppen zu schaden.

Dies Corps, welches am Tage der Schlacht von la belle Alliance größten Theils unthätig geblieben war, hatte erst am 19ten die Nachricht von Napoleons Niederlage erhalten. Wüßte man im Kriege immer genau, wie die Sachen stehen, so würde vieles möglich seyn, was bloß deshalb unterbleibt, weil man nicht vollständig unterrichtet ist. General Thielmann hatte es am 18ten nur mit Vandamme zu thun; denn Marschall Grouchy war mit der Reiterei des Generals Pajol und mit drei Divisionen aufgebrochen zur Verfolgung des Generals Bülow, den er auf den Höhen von St. Lambert zu finden gehofft hatte. Indem nun General Thielmann eine Armee vor sich zu haben glaubte, und ein ernsthaftes Treffen mehr vermied als suchte, kamen die Franzosen in den Besitz desjenigen Theils von Wavre, der auf dem rechten Dyle-Ufer liegt. Grouchy's Anstrengungen waren vergeblich. Er erreichte Limale zu einer Zeit, wo die Schlacht bei la belle Alliance bereits beendigt

war, brachte die Nacht auf den Höhen zu, und bemühete sich darauf, wieder mit Vandamme in Verbindung zu kommen, welches ihm gelang. Von Napoleons Niederlage unterrichtet, mußten Beide auf den Rückzug bedacht seyn. Sie gingen nach Namur, weil sie erfuhren, daß der Feind bereits über die Sambre gegangen wäre. Hart verfolgt von dem zweiten und dritten preussischen Armee-Corps, langten sie am 19ten Abends in Namur an, verschlossen diese Stadt, und dachten auf Mittel, durch den Engpaß zu entkommen, welcher nach Dinant führt. Da dieser Engpaß nur Eine Colonne gestattet, so trug Grouchy dem General Vandamme auf, die Stadt so lange als möglich zu vertheidigen. Vandamme unterzog sich dieser Gefahr. Namur wurde den 20sten von den Preussen angegriffen; es hielt sich aber bis gegen Abend, und als die Preussen es endlich erstürmt hatten, fanden sie nur einen kleinen Ueberrest von Franzosen: denn auch Vandamme war bereits mit seinen Truppen abgezogen. Es wäre unstreitig nicht unmöglich gewesen, beide französische Armee-Corps von Namur abzuschneiden; allein der Eifer, womit man die bei la belle Alliance geschlagenen Franzosen verfolgte, verhinderte die Ergreifung entscheidender Maaßregeln, und so ge-

schah es, daß die Preussen die Eroberung von Namur sogar mit einem Verluste von 800 Mann erkauften.

In Paris erregte die Erhaltung des Grouchyschen Corps um so größere Freude, weil man erfuhr, daß es dem Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, gelungen sei, Flüchtlinge bis zur Zahl von 10,000 zu sammeln und aufs Neue zu bewaffnen. Schon sprach man von einer Armee von 60,000 Mann, die man noch auf den Beinen habe, und die, vereinigt mit den Nationalgarden, dem Feinde Achtung einflößen werde. Napoleon selbst, sobald er hiervon unterrichtet war, bereuete, zur Unzeit abgedankt zu haben, und wünschte, aufs Neue an die Spitze der Armee zu treten, um Paris zu vertheidigen. Er entwarf einen Plan zur Trennung der beiden gegen Paris anziehenden Armeen, an deren Spitze Wellington und Blücher standen; und dieser Plan wurde der Regierungs-Commission überreicht. Doch diese befürchtete, daß Napoleon, wie im Jahre 1814, Alles auf die gefährliche Spitze stellen werde, und daß darüber nicht bloß Paris, sondern auch Frankreich zu Grunde gehen könne. Sie ging also nicht ein auf Napoleons Vorschlag. Weit vortheilhafter schien es ihr, sich in eine Unterhandlung mit den feindlichen Generalen einzulassen, und die früheren Erklärungen der Verbündeten

zur Abschließung eines Waffenstillstandes zu benutzen, übrigens aber ihre Maaßregeln so zu nehmen, daß gute Bedingungen sich von selbst verstånden.

Hierzu mußte sie um so geneigter seyn, weil die Nachrichten, welche von dem Zustande der Armee verbreitet wurden, in der Pairskammer den lebhaftesten Widerspruch gefunden hatten. Marschall Ney, Fürst von Moskwa, war beinahe gleichzeitig mit Napoleon nach Paris zurückgekommen; und gerade Er war es, der in der Pairskammer die Wahrheit der Nachricht, daß die französische Nord-Armee noch 60,000 Mann stark sei, am entschlossensten bestritt. Seiner Versicherung nach konnte Marschall Grouchy höchstens 18 bis 20,000 Mann beisammen haben, und was die Ausrüstungen des Herzogs von Dalmatien betraf, so läugnete er sie gänzlich. Man bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß Marschall Ney mit Napoleons Operationen in diesem Feldzuge sehr unzufrieden war. Ausführlich erklärte er sich darüber in einem Schreiben an den Herzog von Otranto, dessen wesentlicher Inhalt dahin ging, daß, wenn Napoleon am 16ten, anstatt über die Preussen bei Ligny herzufallen, seine Hauptstärke gegen die noch nicht vereinigte brittische Armee gerichtet hätte, das Ergebniß glänzender gewesen seyn würde. Seine veränderte Gesinnung ist sei-

ner Eifersucht gegen den Marschall Grouchy zugeschrieben worden, der auf eine unverkennbare Weise Napoleons Günstling unter den französischen Generalen geworden war; doch ist es viel wahrscheinlicher, daß Marschall Ney über den Abgrund erschrak, den er unter seinen Füßen geöffnet sah, und es jetzt bereuete, nicht dem Beispiel so vieler anderen Marschälle Frankreichs gefolgt zu seyn. Mehr Standhaftigkeit bewies General Labedoyere, Er, der, von Grenoble aus, dem Usurpator die ersten Truppen zugeführt hatte. Frei von allem Unwillen über Napoleon, erklärte er sich immer nur gegen Diejenigen, die geneigt waren, seinen Kaiser zu verlassen. Das Schicksal dieser beiden Männer, denen es unstreitig nicht an Patriotismus fehlte, die aber über das, was ihre Pflicht ausmachte, durch kriegerischen Sinn irre geleitet waren, sollte sich bald sehr tragisch entwickeln; und wir werden im Laufe dieser Erzählung auf sie zurückkommen. Uebrigens war bei den Auftritten, welche in den beiden Kammern vorfielen, Napoleon seit seiner zweiten Abdankung bloßer Zuschauer. Zu Malmaison, dem Lieblingsort seiner ersten Gemahlin, wohin er sich von Paris zurückgezogen hatte, übte er zwar noch einzelne Vorrechte der kaiserlichen Gewalt aus, indem er Titel, höhere Stellen, Gnadengehalte und andere Gunst-

bezeigungen ertheilte; doch dahin war es gekommen, daß alle seine Beschlüsse, um rechtskräftiger zu seyn, früher datirt werden mußten.

In der Sitzung vom 22. Juni hatte Marschall Ney gesagt, daß, welche Maaßregeln auch genommen werden möchten, die Preussen und Engländer nach acht Tagen vor den Mauern von Paris erscheinen würden. Der Erfolg rechtfertigte diese Vorhersagung. Schon den 25. Juni war das Hauptquartier der preussischen Armee in St. Quentin, das erste Corps in Ceris, das vierte in Essigny le grand, das dritte bei Homblieres, und das zweite vor Maubeuge. Die Engländer, welche den Preussen theils zur Rechten, theils im Rücken marschirten, gingen über Cambray vor, und nahmen Peronne. Beide Armeen unterschieden sich durch ihr Verfahren. Kaum hatte die brittische den französischen Boden betreten, als Wellington, von Malplaquet aus, bekannt machte: Ludwig der Achtzehnte sei der Verbündete seines Königs; er komme also als Freund und bloßer Gegner Napoleons, und die Folge davon sei, daß der brittische Soldat von dem französischen Bürger nichts zu fordern habe, was dieser jenem nicht gegen baare Bezahlung reichen wolle. Blücher hingegen gedachte der Bedrückung, die sein Vaterland in dem Jahre 1806, so wie in den

folgenden, von den Franzosen erfahren hatte, und er sorgte durch Requisitionen und Geldausschreibungen für die Bedürfnisse seiner Armee. Bald langten die Abgeordneten der beiden Kammern in den Hauptquartieren an, um einen Waffenstillstand nachzusuchen; es waren Personen von berühmten Namen, und unter ihnen bemerkte man den General Sebastiani, den Minister Laforet, den General Lafayette und den Staatsrath Constant. Welche Wendungen sie aber auch gebrauchen mochten, um die beiden Oberfeldherren für sich zu gewinnen: so erreichten sie doch nichts, weil Wellington und Blücher darin einverstanden waren, daß man, wo möglich, Paris ohne Schwertstreich erobern müsse, um desto freier walten zu können. Die Abgeordneten wurden an die verbündeten Suveräne verwiesen. Diese Weigerung bewog die Regierungs-Commission, alle übrig gebliebenen Truppen um Paris zusammen zu ziehen und dem bisherigen Kriegsminister, Prinzen von Eckmühl, den Oberbefehl über dieselben aufzutragen. Eckmühl nahm sein Hauptquartier zu la Vilette, und von hier aus trug er von Neuem auf einen Waffenstillstand an, nicht ohne sich auf das Verfahren des österreichischen Generals Bubna zu beziehen, der, nach den ersten Kämpfen mit den

Marschall Suchet bei Conflans und Aiguebelle, einen Waffenstillstand bewilligt hätte, auch nicht ohne hinzuzufügen, daß, wenn er genöthigt wäre, auf dem Schlachtfelde zu erscheinen, der Gedanke, für eine heilige Sache zu kämpfen, ihn auf eine Weise begeistern würde, die ihm die Achtung der verbündeten Generale sichern sollte. Doch schon waren die Preussen und Engländer so weit vorgedrungen, daß sie sich über den Angriff einigen konnten, den sie zu machen hatten. Da das rechte Seine-Ufer, so wie die ganze Seite, welche Paris hier darbot, stark befestigt war: so beschlossen sie, die Armee auf das linke Seine-Ufer zu versetzen; und dieses sollte von den Preussen geschehen, während die Engländer jene Höhen bedrohten. Neue Kämpfe waren also im Anzuge.

Der Marschall Grouchy war mit seinen Truppen bis nach Rheims gekommen, als er von der Regierungs-Commission den Befehl erhielt, der Hauptstadt zu Hülfe zu eilen. Da nun Compiegne, Creil, Pont St. Maxence bereits von den Verbündeten besetzt waren, so blieb ihm weiter nichts übrig, als unter dem Schutze der Truppen, welche von Soissons kamen, seinen Marsch nach Paris zu vollenden. Bei der Ausführung dieses Plans mußte er seinen linken Flügel Preis geben; und wirklich litt dieser nicht wenig durch die

Angriffe, die vom Gen. Thielmann auf ihn gemacht wurden. Indeß erfüllte Grouchy seine Bestimmung. Die Armee, welche er brachte, mochte 40,000 Mann stark seyn. Sie bezog das Lager von la Vilette. Hier verschworen sich die vornehmsten Generale, den Marschall Davonst, Prinzen von Eckmühl, und den General Vandamme an ihrer Spitze, die Nationalehre bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen und die (nach ihrer Angabe) von der großen Mehrheit der Franzosen verworfenen Bourbons nicht zuzulassen. Dies geschah im Angesicht der verbündeten Truppen zu einer Zeit, wo der Major Colomb sich der Brücke von St. Germain bemächtigt hatte und drei preussische Armee-Corps über dieselbe gingen. Oberstlieutenant Sohr, von dem Fürsten Blücher mit zwei leichten Cavallerie-Regimentern nach Versailles gesandt, um auf der Straße, welche von Paris nach Orleans führt, zu streifen, war bis Versailles vorgedrungen, als er, beim weitern Vorrücken auf der Höhe des Gehölzes von Verrieres, auf Exelmann stieß, der ihm mit zwei Dragoner- und zwei Husaren-Regimentern entgegen trat. Von vorn und in den Flanken zugleich angegriffen, mußte sich Sohr zur Rückkehr nach Versailles entschließen. Hier aber fiel er in einen Hinterhalt, den General Exelmann ihm gelegt hatte. Nicht

genug, daß das vier und vierzigste Linien-Regiment ihn mit Flintenschüssen empfing, wurde er von dem ersten und sechsten Chasseur-Regimente unter dem Gen. Pire angegriffen und beinahe vernichtet. Dafür wurde Vandamme, der sich vor den Thoren von Paris auf dem linken Seine-Ufer aufgestellt hatte, von Zieten geschlagen, welcher unmittelbar darauf nach Meudon marschirte. Zu gleicher Zeit ging das dritte preussische Armee-Corps nach Plessis Piquet; und indem die Engländer bei Argenteuil eine Brücke über die Seine schlugen, war die Communication der Preussen mit ihnen gesichert.

Paris war seit dem 28. Juni im Belagerungsstande erklärt worden: eine Maaßregel, welche bei großen Städten nie auszuführen ist. Die Vertheidigung der Hauptstadt konnte also nicht in den Absichten der Regierung liegen. Man fand es nur schändlich, sich ohne Capitulation zu ergeben; und, um diese einzuleiten, waren Vertheidigungsanstalten nothwendig geworden. Die Verbündeten ihrerseits hatten es unstreitig in ihrer Gewalt, die Uebergabe von Paris zu erzwingen; allein es war nichts verloren, wenn man den Schein einer Capitulation gestattete. Sie ließen sich demnach zu einer solchen geneigt finden, sobald der Antrag dazu von französischer Seite ge-

macht war. Die Capitulation selbst wurde abgeschlossen zwischen dem Baron Bignon, dem Grafen Guillemi-not und dem Grafen von Bondy von französischer, dem General-Major Müffling und dem Grafen Hervey aber von preussischer und englischer Seite. Man kam darin wegen eines Waffenstillstands auf unbestimmte Zeit überein. Dafür sollte die französische Armee binnen drei Tagen Paris räumen, und sich binnen acht Tagen hinter die Loire zurückziehen; wobei man ihr großmüthig gestattete, ihr ganzes Material mit sich zu nehmen. Ihre Kranken und Verwundeten blieben unter dem Schutze der Haupt-Commissarien der brittischen und preussischen Armee; aber die Linien-Officiere, welche bei den Nationalgarden angestellt waren, mußten sich entweder an die Armee anschließen, oder nach ihrer Heimath zurückkehren. St. Denis, St. Ouen, Clichy und Neuilly mußten den 4ten, Montmartre den 5. Juli übergeben werden. Die Verbündeten versprachen noch, alles öffentliche Eigenthum, sofern es nicht auf den Krieg Bezug habe, und eben so alles Privateigenthum und alle Privatpersonen zu respectiren, die Verpflegung der Hauptstadt nicht zu verhindern, und einen Bruch, wenn er eintreten sollte, zehn Tage vorher anzuzeigen. Auf diese Weise kam Paris zum zwei-

ten Male in die Hände der Verbündeten, und der General-Major von Müffling wurde Gouverneur der Hauptstadt, als am 7ten Preussen und Engländer von derselben Besitz nahmen.

Inzwischen hatte Napoleon bis zum 29. Juni in Malmaison gelebt. Alle Versuche seiner Freunde, ihm eine ungehinderte Abreise bei den Verbündeten zu bewirken, waren mißlungen; denn Wellington sowohl als Blücher hatte erklärt, daß sie nicht berechtigt wären, dergleichen zu gestatten. Von der Regierungs-Commission waren ihm zwei Fregatten bewilligt worden, die zu Rochefort für ihn bereit lagen; denn seine Absicht war, sich in den amerikanischen Freistaaten niederzulassen. In dieser Absicht hatte er, während seiner dreimonatlichen Regierung, den amerikanischen Gesandten — den einzigen, welcher bei ihm zurückgeblieben war — mit Schmeicheleien überhäuft; denn sehr bestimmt hatte er voraus gesehen, daß, wenn sein Unternehmen fehlschlagen sollte, sein Aufenthalt in irgend einem europäischen Lande mit großen Schwierigkeiten verbunden seyn würde. Als nun die Verbündeten näher rückten, und sein Verweilen in Malmaison von Stunde zu Stunde gefährlicher wurde, erhielt General Becker von der Regierungs-Commission den Auftrag, seine Abreise nach

Rochefort zu beschleunigen und ihn dahin zu begleiten. General Becker war nach seiner Ankunft in Malmaison so artig, dies Geschäft peinlich zu nennen; und Napoleon, um in der Höflichkeit nicht zurückzustehen, sagte, daß er ihn gewählt haben würde, wenn ihm die Wahl eines Officiers gestattet gewesen wäre. Beide hatten sich in früherer Zeit wegen des spanischen Krieges überworfen, den Becker laut getadelt hatte, und Beide waren seitdem Feinde geblieben.

Den 29sten, Abends um 4 Uhr, wurde die Abreise angetreten. Napoleon dessen Gefolge aus sieben und funfzig Personen bestand, welche als Beamten seines Hauses bei ihm geblieben waren, ging an diesem Tage nur bis Rambouillet, weil er Frankreich nicht verlassen wollte, ohne diesen Lieblingsaufenthalt noch einmal gesehen zu haben. Den 30sten brach er sehr früh nach Tours auf, wo er gegen Abend ankam, im Gasthofe abstieg und sich mit dem Präfecten Miramon, einem seiner ehemaligen Kammerherren, über die Stimmung des Departements besprach. Das nächste Nachtquartier war Niort. Von hier ging es nach Rochefort. Das Haus des See-Präfekten nahm den gewesenen Kaiser und dessen zahlreiches Gefolge auf. Die für ihn bestimmten Fregatten lagen segelfertig; es waren die Sale und die Meduse. Zugleich

aber erklärte der See-Präfekt, daß der Hafen von Rochefort von den Engländern blockirt werde.

Ob dies eine bloße Folge der Kriegsrüstungen war, bleibt dahin gestellt. Viele haben vermuthet, daß der Polizei-Minister Fouché, Herzog von Otranto, um seinen Frieden mit Ludwig dem Achtzehnten und den Verbündeten zu machen, den Engländern Winke gegeben habe und auf diese Weise zum Verräther an Napoleon geworden sei. Wie es sich auch damit verhalten haben möge: die Aufgabe war, die Wachsamkeit der brittischen Kreuzer zu täuschen, um nach Amerika zu entkommen. Drei Tage blieb Napoleon im Hause des Präfekten. Während dieser Zeit wurden seine Sachen an Bord der Meduse gebracht; zu diesen gehörte die Bibliothek von Trianon, welche die beiden Kammern ihm, vermöge eines förmlichen Gesetzes, zuerkannt hatten, und welche ihm nachgesandt werden mußte. Um die Kreuzer irre zu führen, ließ Napoleon eine Corvette und ein Aviso-Schiff ausrüsten. Doch die Engländer waren auf ihrer Huth, und diese Kriegeslist blieb ohne Erfolg. Von dem General Becker und dem See-Präfekten getrieben, entschloß Napoleon sich endlich, an Bord der Sale zu gehen, und sein Gefolge auf diese Fregatte und die Meduse zu vertheilen. Dies geschah den 8ten. Am folgenden Tage stieg er auf der

Insel Aix ans Land, um den zur Abfahrt günstigsten Zeitpunkt zu erwarten. Der Wind wurde günstig; allein die englischen Kreuzer und der Mondschein ließen den Fregatten nur wenig Hoffnung zum Entkommen.

Es mußte ein Entschluß gefaßt werden, da sich voraussetzen ließ, daß die Sachen sich von Stunde zu Stunde unglücklicher wenden würden. Ohne dem Gedanken an eine Flucht zu entsagen, sendete Napoleon eine Waffenstillstandsflagge an den brittischen Capitän Maitland, welcher das Linienschiff Bellerophon befehligte, und ließ durch den General Savary, Herzog von Rovigo, und durch den Staatsrath las Casas, die sich in seinem Gefolge befanden, unterhandeln. Doch die Antwort des brittischen Capitäns war: „er dürfe keinen Waffenstillstand annehmen; wenn aber Napoleon sich ergeben wolle, so sei durch die brittischen Gesetze sein Leben gesichert." Gleichzeitig erfuhr Napoleon durch seinen Bruder Joseph die Besetzung von Paris, und die Rückkehr des Königs. Seine Lage, welche mit jedem Augenblick dringender wurde, vertrug sich mit keinem Aufschub, wofern er nicht in die Hände der Verbündeten oder der Anhänger des Königs von Frankreich fallen wollte. Sobald nun am 12. sein Gepäck und sein Gefolge nach der Insel Aix gekommen war, ging er an Bord des Sperbers. Gern hätte er noch

jetzt entkommen mögen; da es aber unmöglich schien, so faßte er den Entschluß, sich an die Engländer zu ergeben.

In Einverstädniß mit dem Capitän Maitland schickte er den General Gorgaud, einen seiner Adjutanten, an den Prinzen Regenten, um wegen seines künftigen Aufenthaltes in Großbritannien zu unterhandeln. Gorgaud überreichte nach seiner Ankunft in London ein Schreiben von Napoleon, welches folgenden Inhalts war: „Den Partheien, welche mein Land theilen, und der Feindschaft der größten Mächte zugleich ausgesetzt, habe ich meine politische Laufbahn geendet, und komme, wie Themistokles, um mich in den Schutz der brittischen Gastfreundschaft zu begeben; ich stelle mich unter Großbritanniens Gesetze, deren Hort ich von dem Prinzen Regenten, als von dem mächtigsten, standhaftesten und edelmüthigsten meiner Feinde, erwarte.“ Gorgaud ging den 14. ab. Am folgenden Tage sah man den Sperber als Parlementär nach dem brittischen Admiralsschiffe segeln. Da der Zustand des Meeres jenem nicht erlaubte, sich schnell zu nähern, so kamen die brittischen Schiffe entgegen. Napoleon und sein Gefolge gingen an Bord des Bellerophon; und dem Befehlshaber des Sperbers wurde, auf sein Verlangen, eine schriftliche Bescheinigung der Ueberlieferung Bonapartes gegeben.

Capitän Maitland sendete sogleich eine Fregatte nach England, durch welche er Napoleons Ergebung ankündigen ließ; doch ehe diese Fregatte anlangen konnte, hatte Lord Castlereagh dieselbe Nachricht schon durch den französischen Polizei-Minister erfahren.

So war also derselbe Mann, der seit zwölf Jahren rastlos an dem Untergange Großbritanniens gearbeitet hatte, genöthigt, sein Leben von der Milde der brittischen Gesetze zu erwarten: eine Wendung der Dinge, auf welche er am wenigsten gerechnet haben mochte. Da das Schiff, welches ihn aufnahm, Bellerophon genannt wurde, so erinnerte dieser zufällige Umstand an den Mythus der Griechen vom Kampfe eines Helden dieses Namens mit der Chimaira; und man fand es anziehend, das, was Homer davon erzählt, auf Napoleon anwenden zu können, den man sich noch immer als das erste aller Ungeheuer dachte. Der Bellerophon ging den 16ten unter Segel, aber wegen der Schwäche und Richtung des Windes konnte er nicht vor der Nacht vom 19ten auf den 20sten an den englischen Küsten eintreffen. Sobald in England bekannt geworden war, daß Napoleon anlangen würde, strömte man von allen Seiten der Küste zu, ihn zu sehen; und als am 24sten der Bellerophon in die Bay von Torbay eingelaufen war, wurde das

Gedränge der Neugierigen bald so groß, daß Viele dabei ums Leben kamen. Nahe an 1000 kleine Fahrzeuge versammelten sich um den Bellerophon; und mit welchen Empfindungen auch Napoleon sich den Blicken der großen Menge auf dem Verdeck zeigen mochte, so konnte er doch nicht vermeiden, dies Opfer so lange zu wiederholen, als der Bellerophon in Torbay blieb.

Wenn er sich unter den Schutz der brittischen Gesetze gestellt hatte: so war es unstreitig in der Absicht geschehen, in Großbritannien zu bleiben. Doch, ohne das von dem Capitän Maitland gegebene Versprechen zu verletzen, war die brittische Regierung weit entfernt, über Napoleon als ihren Gefangenen zu verfügen. Sie betrachtete ihn vielmehr als den Gefangenen aller europäischen Mächte, die sich zu einem Kriege gegen ihn verbunden hatten, und sah es folglich als einen bloßen Zufall an, daß er in ihre Hände gerathen war. Vielleicht war schon früher davon die Rede gewesen, daß man Europas Ruhe durch seine Versetzung von Elba nach St. Helena sichern müsse; wenigstens hatte Napoleon dies als einen der Bewegungsgründe angeführt, die ihn zu seiner Landung bei Cannes bestimmt hätten. Mehr als bloßer Wunsch konnte es von Seiten der Verbündeten

nicht seyn; denn wollte man einen Entschluß oder wohl gar einen förmlichen Beschluß voraussetzen, so müßte man zugleich annehmen, daß die Verbündeten über eine gewissenlose Verletzung des Traktats von Fontainebleau einverstanden gewesen wären: eine Voraussetzung, die sich schwerlich machen läßt. Da Napoleon selbst den mit ihm abgeschlossenen Vertrag verletzt hatte, so waren die Verbündeten zu jeder Maaßregel berechtigt, welche sie für die künftige Ruhe von Europa zu nehmen für gut befanden. Es wurde daher in einem zu Paris abgeschlossenen Vertrage festgesetzt, daß Napoleon aus Europa geschafft, und nach St. Helena versetzt werden sollte, um den Rest seines Lebens auf dieser Insel in brittischer Gefangenschaft zuzubringen.

Ehe die brittische Regierung ihn mit diesem Entschlusse bekannt machte, wurde er davon durch die öffentlichen Blätter unterrichtet. Die Unruhe, in welche er gerieth, war so groß, daß er seinen Freunden betheuerte: „er werde sich eher das Leben nehmen lassen, als nach St. Helena gehen." Diese sprachen ihm Muth ein; doch vergeblich, weil er darauf gerechnet hatte, daß er in England bleiben werde. Man sah am 28sten Abends die Gräfin Bertrand, die, wie ihr Gemahl, zum Gefolge des Gefangenen gehörte,

in das Cabinet Napoleons dringen, sich ihm zu Füßen werfen, und, weil er ihren Bitten nicht nachgeben wollte, in ihr Cabinet eilen, um sich zum Fenster hinaus zu stürzen. Schon war sie mit der Hälfte ihres Körpers hinaus, als der General Montholon herbei lief, und glücklicher Weise noch zeitig genug kam, um sie festzuhalten. Dieser Auftritt konnte nur eine Folge des Entschlusses seyn, welchen Napoleon gefaßt hatte, sich nicht nach St. Helena versetzen zu lassen, es koste was es wolle. Bis zur förmlichen Bekanntwerdung mit seinem Schicksal, verstrichen für ihn noch mehrere Tage; und es stellte sich größere Gefaßtheit ein, je mehr er sein Schicksal in seinem Innern verarbeitete. Es war den 3. August, als Lord Keith ihm die Entscheidung der englischen Regierung überbrachte. Da sie englisch abgefaßt war, so sagte Napoleon zu ihm: er möchte sie ihm übersetzen; und als er fand, daß Jener sich nicht deutlich genug erklärte, riß er ihm das Papier aus den Händen, und gab es Lord Townbridge, der zugegen war, mit den Worten: „Vielleicht werden Sie es besser übersetzen.“ Ruhig vernahm er die Uebersetzung; und nachdem er einige Augenblicke nachgedacht hatte, sagte er: „Ich biete dem Prinzen Regenten das schönste Blatt seiner Geschichte an. Ein Herkules bin ich freilich

nicht; aber lebendig soll man mich nicht vom Bellerophon wegbringen. Ich hatte die Absicht, mich in England niederzulassen; ich wünschte einen Aufenthalt in einer Entfernung von dreißig Stunden vom Meere. Man gebe mir einen Aufseher; ich will mich einbürgern lassen. Zwar weiß ich, daß man sich hier mehrere Jahre aufgehalten haben muß, um einen solchen Zweck zu erreichen; aber ich werde durch mein Betragen zeigen, daß ich ein Engländer zu werden verdiene, und schon jetzt gebe ich mein Wort darauf, mich nicht mehr in politische Händel mischen zu wollen. Wollen mich die Engländer nicht aufnehmen, so will ich zu meinem Schwiegervater oder zu Alexander gehen. England kann mich höchstens als Kriegsgefangenen behandeln, weil die dreifarbige Fahne noch zu Bordeaux, zu Nismes u. s. w. wehete, als ich mich ergab. Nie werde ich einwilligen, mich nach der Insel St. Helena zu begeben; der Himmelsstrich ist mir zuwider, und außerdem bin ich, meiner Gesundheit wegen, gewohnt, täglich einige Meilen zu machen. Zwingt man mich, dahin zu gehen, so sterbe ich, ehe drei Monate vergangen sind; und dann ist England für meine Ermordung verantwortlich. Ich hätte in Frankreich einen langen Partheigängerkrieg führen können, da ich den König von Frank-

reich mit 600 Mann entthront habe, ihn, der eine Armee von 300,000 Mann hatte."

Napoleon ließ es nicht bei dieser mündlichen Erklärung bewenden. Wie vergeblich auch aller Widerstand seyn mochte, so fand er doch für gut, eine feierliche Protestation aufsetzen zu lassen, die er am folgenden Tage dem Lord Keith übergab. Sie war vom 4. August am Bord des Bellerophon datirt, und lautete folgendermaßen:

„Feierlich protestire ich im Angesichte des Himmels und der Menschen gegen die Verletzung meiner heiligsten Rechte, weil man mit Gewalt über meine Person und Freiheit verfügt. Ich habe mich freiwillig an Bord des Bellerophon begeben: ich bin kein Gefangener; ich bin Englands Gast. Sobald ich am Bord des Bellerophon war, befand ich mich auf dem Herde des englischen Volks; und wenn die Regierung dem Capitän Maitland den Befehl gab, mich mit meinem ganzen Gefolge an Bord des Bellerophon aufzunehmen, und mir dadurch bloß eine Schlinge legen wollte: so hat sie sich an der Ehre vergangen und ihre Flagge geschändet. Wird diese Handlung vollbracht, so sprechen die Engländer fortan vor Europa vergebens von ihrer Gerechtigkeit, ihren Gesetzen, ihrer Frei-

„heit; das auf dem Bellerophon verletzte Gastrecht „wird auf immer die englische Treue brandmarken. „Ich berufe mich daher auf die Geschichte. Sie wird „sagen, daß ein Feind, der zwanzig Jahre mit dem „englischen Volke Krieg geführt, von freien Stücken „in seinem Unglück einen Zufluchtsort unter den Ge„setzen dieses Volkes gesucht hat. Welchen auffallen„deren Beweis konnte er von seiner Achtung und „seinem Zutrauen geben? Aber wie haben sich die „Engländer dabei genommen! Sie haben diesem „Feinde eine gastfreie Hand gereicht, und als er sich „in vollem Vertrauen überlieferte, haben sie ihn auf„geopfert."

Ohne auf diese Protestation Rücksicht zu nehmen, machte die englische Regierung, als Vollstreckerin eines von dem gesammten Europa gefaßten Entschlusses, nur Anstalten zu Napoleons Entfernung nach St. Helena. Nicht auf dem Bellerophon, sondern auf dem Northumberland, sollte er seine Fahrt dahin zurücklegen; und zu seinem Wächter war eben der George Cockburn ernannt worden, der sich das Jahr vorher bei der Einäscherung von Washington ausgezeichnet hatte. Von der Rhede von Torbay gingen der Bellerophon und der Tonnant nach Portsmouth unter Segel; auf jenem befand sich Napoleon mit seinem

Gefolge, auf diesem Lord Keith. Beinahe zu gleicher Zeit segelte der Northumberland von Portsmouth nach Torbay ab. Als sich nun am 6. August diese Schiffe begegneten, rief der Northumberland den Bellerophon an, und verlangte Bonaparten. Fern von der Küste gingen die beiden Schiffe vor Anker. Jetzt begaben sich der General Bertrand von dem Bellerophon, Sir George Cockburn von dem Northumberland an Bord des Tonnant; und hier war es, wo Sir George dem französischen General seine Verhaltungsbefehle in Hinsicht Napoleons mittheilte. Bertrand protestirte zwar noch einmal gegen die Maaßregel, den Kaiser (so nannte er Napoleon) nach Helena verbannen zu wollen; allein weder Lord Keith noch Sir George ließen sich in irgend eine Erörterung dieses Gegenstandes ein. Zu den Verhaltungsbefehlen, welche der Letztere erhalten hatte, gehörte unter andern, daß Napoleons Gepäck untersucht werden sollte, ehe er an Bord des Northumberland aufgenommen würde; ferner, daß er von seinem Gefolge nicht mehr als vier Freunde und zwölf Bedienten mit sich nehmen sollte. Jene Untersuchung war vollendet, als Gen. Bertrand, Lord Keith und Sir George auf dem Bellerophon anlangten; man hatte unter seinen Sachen nichts gefunden, was gefährlich genannt werden konnte, außer

vier tausend Napoleonsd'or und einigen Waffen; und beides hatte man an sich genommen, nicht ohne in einen heftigen Streit mit den französischen Officieren gerathen zu seyn. Nicht ohne auffallende Auftritte blieb die Entfernung so vieler Personen, welche sich darauf gefaßt gemacht hatten, ihren Abgott zu begleiten. Die Generale Savary und Lallemand waren von der Regierung Großbritanniens selbst als Personen bezeichnet worden, welche zurückbleiben sollten. Sie fanden sich zwar in ihr Schicksal, protestirten aber gegen eine Zurücksendung nach der französischen Küste, als der Ehre Englands entgegen. Unter den Uebrigen wählte Napoleon zu seinen Unglücksgefährten den General Bertrand, den Grafen Montholon, den Staatsrath las Casas und den General Gorgaud, außerdem neun männliche und drei weibliche Bedienten. Ein Pole, Namens Pitowsky, der sich im Gefolge befand, bat, mit Thränen in den Augen, um die Erlaubniß, seinen Fürsten begleiten zu dürfen, in dessen Dienst er siebzehn Wunden erhalten. Doch der Befehl, daß die polnischen Lanzreiter zurückgesendet werden sollten, war allzu bestimmt gegeben, als daß Pitowsky's Wunsch auf der Stelle hätte erfüllt werden können; die Einwilligung des russischen Kaisers war hierbei vonnöthen, und erst, als diese erfolgt war,

reisete der eifrige Pole nach. Da Napoleons Wundarzt (ein junger Mann, Namens Maingault) sich weigerte, nach St. Helena zu reisen, so erbot sich O'Meara, Wundarzt des Bellerophon, diesen Dienst zu versehen; und, damit sein Anerbieten noch großmüthiger erscheinen möchte, schlug er die 500 Pfund aus, welche Napoleon ihm als Entschädigung anbot. Ein Neffe der Kaiserin Josephine gehörte zu Denen, die sich entschließen mußten, nach Frankreich zurückzugehen.

Zwar protestirte Napoleon noch immer gegen seine Versetzung nach St. Helena; da aber Lord Keith und Sir George Cockburn nichts erwiederten, so schwieg er zuletzt, und als ein brittischer Officier, der neben ihm stand, bemerkte, daß, wenn er nicht nach St. Helena gegangen wäre, man ihn an die Russen ausgeliefert haben würde, war seine rasche Antwort: „Gott bewahre mich vor den Russen!" Sir George Cockburn fragte ihn hierauf: um welche Zeit er am folgenden Morgen kommen und ihn an Bord des Northumberland aufnehmen solle; und erhielt zur Antwort: „um zehn Uhr." Den Verwiesenen wurde erlaubt, sich mit Allem zu versehen, was sie zur Verkürzung der Zeit während einer so langen Fahrt brauchen würden. Sie versahen sich mit Spielkarten, Trictrac u. s. w.; und die Gräfin Bertrand verlangte

mehrere Geräthschaften, welche ihr sogleich geliefert wurden. Unangenehm war es dem gewesenen Kaiser, von den Engländern General genannt zu werden; sie entschuldigten sich aber mit den Befehlen ihrer Regierung, indeß Napoleon geltend machte, daß eben diese Regierung Bothschafter an ihn gesendet, und ihn als ersten Consul anerkannt habe. Lord Keith und Sir George entfernten sich, nachdem sie ihm gesagt hatten, daß die Schaluppe des Northumberland ihn am folgenden Tage um zehn Uhr an Bord nehmen werde.

So geschah es. Bertrand betrat zuerst das Verdeck des Northumberland; ihm folgte Napoleon, der mit der Geschicklichkeit eines Matrosen die Schiffsleiter hinan stieg. Er wurde auf dem Verdeck als bloßer General empfangen. Nachdem er nun von den Officieren des Bellerophon, die ihn begleitet hatten, Abschied genommen, und den Neffen Josephinens umarmt hatte, begab er sich in ein Cabinet, wo Lord Keith, Sir George Cockburn, Lord Lowther, Herr Littleton und Andere versammelt waren. Bald kam die Rede auf seine wichtigsten Unternehmungen, und er ermangelte nicht, den Engländern mit Unbefangenheit auf alle die Fragen zu antworten, welche sie ihm vorlegten, wobei er eingestand, er habe den Gedanken verfolgt, der unbegränzten Seemacht Englands ein

Gegengewicht zu geben. In Hinsicht Spaniens rechtfertigte er sich mit der Absicht, daß er es habe wieder beleben wollen; und seinen Einfall in Frankreich vertheidigte er mit den wenigen Worten: „ich war Suverän, hatte das Recht Krieg zu führen, und führte ihn, weil der König von Frankreich sein Wort nicht gehalten hatte." Weit entfernt, die Erörterung zu vermeiden, forderte er dazu auf, und aus seinen unbefangenen Reden leuchtete eine weit größere Unschuld hervor, als man ihm zugetrauet hatte. Ehe der Northumberland unter Segel ging, verfügten sich mehrere Beamte an Bord, um die Manrschaft zu bezahlen, und diese sahen ihn durch die offenen Fenster seines Cabinets so heiter mit seinen Begleitern spielen, als ob nichts vorgefallen wäre.

Den 11. August fuhr der Northumberland durch den Kanal (la Manche), um nach St. Helena zu gehen. Die Fahrt dauerte bis zum 17. Oktober, wo man bei dieser Insel vor Anker ging, die, wie Napoleon, durch einen vulkanischen Ausbruch entstanden, und in der weitesten Entfernung von jedem Festlande gelegen, der beste Sicherungsort für einen Usurpator zu seyn geschienen hatte. Die Kosten von Napoleons Aufenthalte auf dieser Insel wurden auf 18,000 Pfund Sterling jährlich berechnet. Ob England sie allein

trägt, ist ungewiß; doch scheint die Ruhe Europa's um einen solchen Preis sehr wohlfeil erkauft zu seyn.

Wir kehren jetzt nach Frankreich zurück.

Ohne auf irgend einen Widerstand zu stoßen, rückten die Verbündeten in die Hauptstadt Frankreichs ein. Die Pariser, von dem Militär verlassen, fühlten sich zwischen Furcht und Scham getheilt; doch hielt diese Stimmung nicht länger an, als bis der Einmarsch der fremden Truppen vollendet war. Kaum hatte sich die Nothwendigkeit dargestellt, als man sich ihr unterwarf, und die innere Freiheit um so leichter wieder gewann, je mehr man seit fünf und zwanzig Jahren sich mit dem Wechsel der Dinge vertraut gemacht hatte. Die fremden Truppen besetzten den Palast der Tuilerieen, wo die provisorische Regierung ihre Sitzungen hielt. Von den Behörden lösete sich keine einzige auf, nicht einmal die beiden Kammern; und da diese in den letzten Tagen sich mit Entwerfung einer neuen Verfassungsurkunde beschäftigt hatten, durch welche, nach Napoleons Ausscheiden, das Verhältniß des künftigen Herrscherstammes zu der Nation geregelt werden sollte: so fuhren sie, ungestört, in diesem Geschäfte fort. Die Kammer der Repräsentanten fand sogar für gut, an eben dem Tage,

wo die preussischen Truppen in die Hauptstadt einrückten, mit einer Erklärung ihrer Grundsätze und Gesinnungen aufzutreten. Nach denselben sollte die Regierung von Frankreich (wer auch ihr Oberhaupt seyn möchte) den gesetzlich geoffenbarten Willen der Nation vereinigen, und sich mit den übrigen Regierungen in Uebereinstimmung setzen, um ein gemeinschaftliches Gut und die Bürgschaft des Friedens zwischen Frankreich und Europa zu werden. Nach denselben konnte kein Monarch die nöthige Bürgschaft leisten, wofern er nicht schwor, die von der National-Repräsentation entworfene und vom Volke angenommene Verfassung zu beobachten. Nach denselben war jede Regierung als schnell vorübergehend anzusehen, welche, von dem Willen einer bloßen Parthei berufen, oder von der Gewalt eingesetzt, die National-Farben nicht zu den ihrigen machte, und nicht verbürgen wollte: die Freiheit der Bürger, die Gleichheit der bürgerlichen Rechte, die Freiheit der Presse, die Freiheit des Gottesdienstes, das System der Volksvertretung, die freie Zustimmung bei der Rekrutirung und Steuererhebung, die Verantwortlichkeit der Minister, die Unwiderruflichkeit des Verkaufs der National-Güter, die Unverletzbarkeit des Eigenthums, die Abschaffung der Zehenden, des Erbadels, der

Lehne, der Confiscationen, die Vergessenheit aller bis dahin ausgesprochenen politischen Meinungen, die Institution der Ehrenlegion, die den Officieren und Soldaten gebührenden Belohnungen, die den Wittwen und Kindern derselben schuldigen Hülfsleistungen, die Institution der Jury, die Unentsetzbarkeit der Richter, die Bezahlung der öffentlichen Schuld. Dies waren die Bedingungen, unter welchen man, wie es schien, sich die Rückkehr Ludwigs des Achtzehnten gefallen lassen wollte. Doch waren nicht Alle einverstanden über die Person des künftigen Staatschefs; und, da England und Oesterreich laut und feierlich erklärt hatten, daß sie sich nicht in die Regierungs-Angelegenheiten Frankreichs mischen wollten: so fehlte es nicht an Solchen, welche den Herzog von Orleans, auch nicht an Solchen, die einen ganz fremden Prinzen an die Spitze der Regierung zu bringen wünschten. Man berathschlagte noch, als eine Deputation der provisorischen Regierung den beiden Kammern anzeigte: „daß die Ungewißheit in Ansehung des künftigen Königs von Frankreich beendigt sei, indem alle Souveräne sich das Wort gegeben hätten, Ludwig den Achtzehnten auf den Thron zurückzuführen, und daß, da in dieser Lage der Sachen nichts anderes übrig bleibe, als Wünsche für das Wohl des Vaterlandes auszu-

sprechen, man sich trennen müsse.“ Der Eindruck, welchen diese Bothschaft machte, läßt sich leicht denken. Die Kammer der Pairs lösete sich, nach dem Beispiel der Regierungs-Commission, unverzüglich auf. Nicht so die Kammer der Deputirten: diese wollte sogar ihre Sitzungen fortsetzen; da sie aber den Palast ihrer Versammlungen mit Wachen besetzt fand, die ihr den Eingang sperrten: so versammelte sie sich in der Wohnung des Präsidenten Lanjuinais, von wo sie bekannt machte, was ihr begegnet war. So endigte sich die Regierung Napoleons.

Ludwig der Achtzehnte hatte weder für seine Person den geringsten Antheil an dem Kriege gegen Napoleon genommen, noch den Prinzen seines Hauses einen solchen gestattet. Zwar fürchteten seine Anhänger im Auslande, daß, wenn die Verbündeten die Hauptstadt nicht schnell erreichten, die muthigen Vendeer ihnen zuvorkommen würden; doch gerade um die Zeit, wo Napoleon bei la belle Alliance geschlagen war, hatten diese sich dessen Generalen aufs Neue unterworfen. Auf diese Weise wurde der König von Frankreich ausschließend durch die Waffen der Verbündeten nach Paris zurückgeführt. Der Armee des Lord Wellington folgend, näherte er sich der Hauptstadt seines Reiches. Ihm voran ging eine Proclamation,

durch welche er die Gemüther der Franzosen für sich zu gewinnen suchte. „Er komme, um seine verirrten Unterthanen zurückzuführen, um Uebel zu vermindern, welche er nicht habe abwenden können, um sich noch einmal zwischen die Heere der Verbündeten und die Franzosen zu stellen; denn einen andern Antheil an dem Kriege habe er nicht gewollt. Bei seinem ersten Erscheinen in Frankreich sei er allenthalben auf Schwierigkeiten und Hindernisse gestoßen; seine Regierung habe Fehler begehen können, und habe deren vielleicht wirklich begangen, weil sie in Zeiten gefallen sei, wo die reinsten Absichten, anstatt die bessere Richtung zu geben, bisweilen nur irre leiteten. Die gemachten Erfahrungen sollten indeß nicht verloren seyn; denn er wolle Alles, was Frankreich retten könne. Auf eine grausame Weise hätten seine Unterthanen erfahren, daß das Princip der Rechtmäßigkeit der Suveräne eine von den Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung wäre; die einzige, auf welcher die Freiheit eines großen Volkes ruhen könne. Obwohl dieselbe durch seine Charta geheiligt werde, so wolle er doch alle die Bürgschaften hinzufügen, welche die Wohlthätigkeit derselben sichern könnten, und die Einheit des Ministeriums sei die stärkste, die er zu geben im Stande wäre.

Man habe in den letzten Zeiten von der Wiederherstellung des Zehnden und der Feudal-Rechte geredet. Diese, von dem gemeinschaftlichen Feinde erfundene Fabel verdiene keine Widerlegung. Hätten die Erwerber von National-Domänen Argwohn geschöpft, so hätte der Inhalt der Charta sie beruhigen sollen. Er selbst habe ja in den Kammern den Verkauf von solchen Gütern vorschlagen lassen; und welchen noch größern Beweis seiner Aufrichtigkeit hätte er wohl geben können! Von allen seinen Unterthanen habe er Beweise der Treue und Liebe erhalten, und dies werde ihn bestimmen, unter allen Franzosen Die zu wählen, welche sich seiner Person und seiner Familie nähern sollten. Von seiner Gegenwart sollten nur Die ausgeschlossen seyn, deren Ruf ein Gegenstand des Schmerzes für Frankreich, des Entsetzens für Europa wäre. Er verspreche, Alles zu verzeihen, was von seiner Abreise aus Lille an bis zu seiner Rückkehr nach Cambray vorgefallen sei; aber die Würde seines Throns und das Wohl seiner Unterthanen verpflichte ihn, von dieser Verzeihung die Urheber und Anstifter jener scheußlichen Anzettelung auszunehmen. Durch die augenblicklich zu versammelnden Kammern sollten sie der Rache des Gesetzes überantwortet werden. Mit diesen Gesinnungen kehre er zu den Franzosen zurück;

Er, den kein Unglück habe ermüden, keine Ungerechtigkeit habe zu Boden drücken können; Er, dessen Väter seit acht Jahrhunderten über die Franzosen geherrscht hätten."

Wäre diese Proclamation auch nicht von Talleyrand unterzeichnet gewesen, so würde man darin seine Gewandtheit doch leicht wiedergefunden haben. In Einverständniß mit dem Präsidenten der Regierungs-Commission, betrieb dieser Staatsmann die Auflösung der Kammern; und als diese zu Stande gebracht war, hielt Ludwig der Achtzehnte den 8. Juli ohne alles Gepränge seinen Einzug in Paris. Von dem Präfekten der Seine, Grafen von Chabrol, an dem Schlagbaum von St. Denis empfangen, ging er durch die Vorstadt dieses Namens und über die Boulevards nach dem Schlosse der Tuilerien; und dieselben Personen, welche hundert Tage früher dem Usurpator ihre Huldigungen dargebracht hatten, riefen jetzt: es lebe der König! es lebe Heinrich der Vierte!

Gleich am folgenden Tage wurden die neuen Formen der Verwaltung bekannt gemacht. Diese sollte in der obersten Region aus einem geheimen Rath und aus dem Rath der Minister bestehen. In jener sollten die Prinzen, die Staatsminister, und Wen sonst der König zu berufen für gut befinden würde,

Sitz und Stimme haben; dieser sollte aus den verantwortlich gemachten Minister- und Staats-Sekretären bestehen. Die Einheit des Ministeriums zu sichern, wurde Talleyrand zum Präsidenten dieses Raths ernannt. Die übrigen Minister waren: der Herzog von Otranto für die Polizei, der Baron Louis für die Finanzen, der Baron Pasquier für die Gerechtigkeitspflege, der Marschall Gouvion St. Cyr für das Kriegswesen. Hiermit stand, wie es sehr natürlich war, eine Besetzung der Präfekturen und Gerichtshöfe mit, der Dynastie ergebenen Personen in Verbindung. Doch fehlte sehr viel daran, daß diese Wahlen den Beifall des Publikums gehabt hätte. Am lautesten erklärte sich dasselbe gegen Talleyrand und Fouché, Herzog von Otranto, als gegen Personen, welche, um sich fortdauernd wichtig zu machen, den Geist der Unruhe in Frankreich unterhalten und den König zu falschen Maaßregeln verleiten würden. Wirklich wurden Beide nur allzu bald gestürzt. Doch ehe wir die Maaßregeln des Königs weiter verfolgen, wird es nöthig seyn, einen Blick auf die ganze Lage Frankreichs um diese Zeit zu werfen.

Der Krieg mit Frankreich war weder durch die Schlacht bei la belle Alliance, noch durch die Eroberung von Paris, weder durch die Entfernung Napo-

leons, noch durch die Rückkehr Ludwigs des Achtzehnten beendigt, und die Hauptursache dieser Nichtbeendigung lag darin, daß die Verbündeten es für nöthig erkannten, den Franzosen den Wahn zu nehmen, als seien sie ein privilegirtes Volk, und Ludwig den Achtzehnten fester zu stellen, als er bisher gestanden hatte.

Sobald sich also die Preussen und Engländer auf der Nordgränze Frankreichs nach Paris in Bewegung gesetzt hatten, erhielt jenes Corps, welches unter dem General Kleist an der Mosel stand, den Befehl nach der Maas vorzugehen, Sedan zu nehmen, und den nach Paris marschirenden Truppen die Seite zu dekken. Diesem Befehl gemäß ging es den 22. Juni über die französische Gränze, und berennte Sedan und Mezieres. Jenes war kaum beschossen worden, als es capitulirte. Länger widerstand Mezieres durch die Entschlossenheit, womit die Garnison Einen Ausfall über den andern machte. Dagegen wurde Charleville den 30. Juni mit Sturm genommen.

Diesem, aus norddeutschen Bundestruppen bestehenden Corps zur Linken, nahmen die russischen Armee-Corps den Raum bis an die Saar ein; sie operirten gegen die Mosel und Marne, und blockirten

die auf ihrem Wege liegenden französischen Festungen, Metz, Tiedenhofen u. s. w.

An sie lehnte sich die große Armee des Oberrheins, welche von dem Fürsten von Schwarzenberg befehligt wurde. Sie bestand aus vier Armee-Corps, von welchen das erste, aus lauter Oesterreichern bestehend, von dem Grafen von Colloredo, das zweite, aus Oesterreichern und Badenern zusammengesetzt, von dem Fürsten von Hohenzollern, das dritte, aus Oesterreichern, Würtembergern und Darmstädtern bestehend, von dem Kronprinzen von Würtemberg, das vierte, lauter Baiern, von dem Fürsten Wrede commandirt wurde. Diese Armee dehnte sich Anfangs von Manheim bis an den Bodensee aus, und in dieser Linie rückte sie bis Hüningen und Saarbrück vor.

Fürst Wrede, der den rechten Flügel führte, ging am 20. Juni, also zwei Tage nach der Schlacht von la belle Alliance, von Manheim über Türkheim und Kaiserslautern nach Homburg und Landau. Hier hatte er ein unbedeutendes Gefecht, nach dessen Beendigung er Landau durch baiersche Landwehr berennen ließ, um gegen Saargemünd und Saarbrück vorzudringen. Beide Oerter wurden erstürmt; mit ihnen der Uebergang über die Saar. Jenseits dieses Flusses stieß Wrede auf französische Frei-Corps, welche,

obgleich von Linientruppen unterstützt, ohne große Mühe geworfen wurden. Bei der Berennung von Bitsch erfuhr der baierische Heerführer zuerst durch den französischen General Meriage, daß Napoleon abgedankt hatte; aber der Antrag, den eben dieser General auf einen Waffenstillstand machte, wurde verworfen. Wrede drang vielmehr gegen Nancy vor, wohin er am 28. sein Hauptquartier verlegte, und wo er stehen blieb, bis die Russen nachgekommen waren. Durch Wrede's Bewegung war General Rapp, welcher zu Strasburg commandirte, von Paris abgeschnitten; der baierische General selbst verlegte sein Hauptquartier in der ersten Hälfte des Juli nach Melun, und seine Truppen bezogen hierauf Cantonnirungen zwischen der Seine und der Marne.

Gleichzeitig mit den Baiern war das drite Corps der Armee des Oberrheins unter dem Kronprinzen von Würtemberg bei Germersheim über den Rhein gegangen. Diesem warf sich General Rapp mit einer Armee entgegen, welche bis auf 25,000 Mann geschätzt wurde. Doch hatte man die Linien bei Weissenburg bereits im Rücken, als es den 26. Juni bei Sulz zu einem Gefechte kam, welches sich mit dem Rückzuge der Franzosen über Lauterburg endigte. An der Suffel kam es von Neuem zu einem Gefecht; aber auch

dies Mal mußten sich die Franzosen zurückziehen. Sie gingen bis unter die Kanonen von Straßburg, und diese Festung wurde von dem dritten Armee-Corps blockirt, bis es, am 3. Juli von dem zweiten abgelöst, sich über Joinville und Vitry bis Fere Champenoise zog.

Das erste und das zweite Corps der Armee des Oberrheins gingen den 26. Juni bei Basel über den Rhein, und an sie schloß sich das Reserve-Corps des Erzherzogs Ferdinand. Die Franzosen, welche unter Lecourbe Widerstand versuchten, wurden aus Hasingen vertrieben, und Hüningen berennt: eine Festung, welche in der Folge sich aufs tapferste vertheidigte. Zwei Tage darauf hatte Colloredo einen neuen Kampf mit Lecourbe bei Chabannes zu bestehen; und dieser Kampf wurde den 1. Juli bei Besançon wiederholt. Lecourbe begehrte zwar einen Waffenstillstand; dieser aber wurde für den Augenblick versagt, und kam nicht eher zu Stande, als nach einem neuen Angriff auf die starke Stellung, welche Lecourbe bei Befort genommen hatte. Jetzt wurde verabredet, daß der Waffenstillstand bis zum Frieden dauern sollte.

Was den Krieg in diesen Gegenden am meisten auszeichnete, war der Antheil, welchen die Bewohner

derselben an ihm nahmen. Das Elsaß, die Vogesen, die Franche Comté und Burgund stritten aus allen Kräften für Napoleon, theils, weil sie sich hatten bereden lassen, daß die Verbündeten damit umgingen, sie von Frankreich loszureißen, theils, weil sie überzeugt waren, Ludwig der Achtzehnte könne nicht König von Frankreich bleiben, ohne die Nationalgüter einzuziehen, die Zehnten und die Feudalrechte wieder herzustellen, und den Protestanten die erworbene Religionsfreiheit zu nehmen. Große Schaaren von Landleuten begleiteten und unterstützten daher das Lecourbesche Corps, und alles, was ein solcher Krieg Gräßliches hat, wurde von ihnen ohne Scheu verübt. Die Sieger ihrerseits blieben in der Grausamkeit nicht hinter den Besiegten zurück; und wenn diese durch Meuchelmord, Raub und Brand den Verbündeten Abbruch zu thun vermeinten, so rächten sich jene durch Plünderungen und Abbrennung von Dörfern, wobei Die, welche Soldaten ermordet hatten, nicht selten in die Flammen geworfen wurden. Es war Zeit, daß einem solchen Unwesen ein Ende gemacht wurde; und der Waffenstillstand zwischen Colloredo und Lecourbe gab dazu die erste Veranlassung.

Diesem Waffenstillstande folgte der, welcher den 24. Jul. zwischen dem Fürsten von Hohenzollern

und dem General Rapp abgeschlossen wurde. Straßburg war eine Festung, welche nicht ohne einen großen Aufwand von Streitkräften genommen werden konnte; und da es gleich Anfangs nicht in den Absichten der Verbündeten gelegen hatte, das Elsaß von Frankreich loszureißen, so genehmigten sie um so mehr einen Waffenstillstand, welcher zugleich Straßburg, Landau, Lichtenburg, Lützelstein, Pfalzburg, Schlettstädt, Neu-Breisach, Fort Mortier, Hüningen und Befort umfaßte.

Solche Wendung nahmen die Dinge an der Ost-Gränze. Der Weg nach Paris war allen Truppen gebahnt. Von den preussischen zogen die königlichen Haustruppen und die Grenadier-Regimenter Franz und Alexander dahin, um die Person des Königs zu umgeben; und von den österreichischen begab sich das Reserve-Corps unter dem Erzherzog Ferdinand an die Ufer der Loire. Die Russen blieben in der Champagne stehen, und Preussen und Engländer dehnten sich auf dem linken Ufer der Loire aus, bis sie die Meeresküste erreichten.

Nach dem ersten Feldzugs-Plane sollten Oesterreicher und Sardinier über die Süd-Gränze vordringen. In dieser Gegend führte der österreichische General Frimont den Oberbefehl. Seine Armee, nahe

an 80,000 Mann stark, war in zwei Corps getheilt. Mit dem ersten sollte Radivojewich durch Wallis, mit dem zweiten Graf Bubna gegen die Rhone ziehen. Ihnen entgegen stand Marschall Suchet, Herzog von Albufera. Doch hatte er nicht mehr als 20,000 Mann unter den Waffen, mit welchen die Oberhand zu gewinnen beinahe unmöglich war. Suchet, um mit einigem Vortheil zu operiren, drang den 15ten Juni, gerade als Napoleon über die Sambre ging, nach Genf vor, trieb die Piemonteser über die Isere, und legte es darauf an, die Posten von Meilleri und St. Moriz zu erobern, um dem aus Wallis anrükkenden Armee-Corps den Paß zu verlegen. Allein Radivojewich beschleunigte seinen Marsch über den Simplon, und kam den Franzosen in der Besetzung des Passes von St. Moriz zuvor; und, als es bei Meilleri zu einem Gefecht kam, wurden die Franzosen auf Evian zurückgeworfen. Graf Bubna ging den 25. Juni mit seinem Armee-Corps über den Mont Cenis, und vertrieb die Franzosen aus Conflans, wo sie sich verschanzt hatten, um den Uebergang der Oesterreicher über die Isere zu verhindern. Beide Armee-Corps drangen unter fast täglichen Gefechten nach der Rhone vor, und eroberten nach einander Fort l'Ecluse, de la Gotte und Grenoble.

Von seinem verschanzten Lager bei Lyon aus unterhandelte Marschall Süchet, die Unnützlichkeit des Blutvergießens geltend machend, einen Waffenstillstand, welcher den 10. Juli zu Stande kam; und zwar dahin, daß das zweite Corps unter Bubna in Lyon blieb, und daß das erste sich nach Dijon zog, wo es sich mit der aus Deutschland gekommenen Hauptarmee vereinigte.

Die Spanier kamen nicht eher über die Gränze, als bis zwei Drittheile von Frankreich in den Händen der Verbündeten waren. Eben darum war es zweifelhaft, ob sie nicht zum Beistande der Bourbons herbei geeilt wären. Doch für einen solchen Zweck waren sie nicht zahlreich genug; und da sie selbst empfanden, wie sehr ihre Erscheinung an das Abenteuerliche gränze, so waren sie leicht beredet, über die Pyrenäen zurückzugehen, um Frankreich nicht noch mehr zu bedrücken, als es bereits bedrückt war.

Den 10. Juli Abends langten die Kaiser von Oesterreich und Rußland und der König von Preussen gleichzeitig in Paris an, und eine Stunde darauf stattete Ludwig der Achtzehnte ihnen seinen Besuch ab. Ihm folgten die anwesenden Prinzen seines Hauses. Diese Besuche wurden am folgenden Tage von den

verbündeten Monarchen erwiedert, welche Tages darauf im Palaste der Tuilerieen mit dem Könige, dessen Bruder und dem Prinzen von Berry zu Mittag speiseten. Die Monarchen hatten dieselben Paläste bezogen, welche vor einem Jahre waren von ihnen bewohnt worden; und weil sie sich damals sehr gnädig gegen Frankreich bezeigt hatten, so hoffte man, daß sie auch dies Mal sich darauf beschränken würden, Napoleon vertrieben zu haben. Hierin irrte man sich freilich. Ohne es an Artigkeiten gegen die Pariser fehlen zu lassen, hatten sie ihre Maaßregeln im Stillen genommen, und ihr Vorsatz war, ihren Völkern die Genugthuung zu geben, welche diese in dem pariser Traktat vom 30. März vermißt hatten.

Es waren aber besonders zwei Gegenstände, welche das Mißvergnügen der Völker rege erhielten: nämlich Einmal die Fortdauer der Denkmähler, welche Napoleon zur Verewigung seiner Siege errichtet hatte; zweitens, der unbestrittene Besitz, worin die Franzosen nach Napoleons Verbannung auf Elba von den aus allen Ländern durch ihn zusammengebrachten Kunstschätzen geblieben waren. Aus Schonung für die Bourbons waren diese Gegenstände im abgewichnen Jahre unerörtert geblieben; denn man hatte befürchtet, daß man nicht auf eine Vertilgung der ersteren,

und eben so wenig auf eine Zurückgabe der letzteren dringen konnte, ohne ihnen in ihrem Verhältnisse zu dem französischen Volke zu schaden. Da nun dieses sich ohne allen Sinn für so viel Zartgefühl bewiesen hatte; da den Bourbons an der Erhaltung von Napoleons Siegesdenkmählern nichts gelegen seyn konnte, und da Frankreich der Kunstschätze genug hatte, um reich an solchen zu bleiben, wenn es auch die geraubten zurückgab: so war kein Grund vorhanden, den Wünschen der Völker noch länger zu widerstreben. Zu glauben ist, daß Ludwig der Achtzehnte nicht ungern einwilligte. Zerstört wurden also mehrere Siegesdenkmäler, und zurückgenommen, was in den Museen und Bibliotheken von fremden Kunstschätzen aufgehäuft war. Auf diese Weise erhielten Oesterreich, Preussen, das Königreich der Niederlande, der Kirchenstaat und alle italiänischen Staaten zurück, was ihuen vor mehreren Jahren war gewaltsam entrissen worden. Nicht daß dies auf der Stelle geschehen wäre; es verstrichen darüber mehrere Monate. Die Sache selbst nahm folgenden Gang.

Ein gewisser E. de Groote von Cöln, der als Freiwilliger im preussischen Heere diente, wurde von dem General Thielmann in das Hauptquartier geschickt, als dieses um die Zeit, wo Paris kapitulirte, zu St.

Cloud stand. Groote bat den Grafen Gneisenau, daß er seiner Vaterstadt die Kunstschätze zurückgeben möchte, welche die Franzosen derselben genommen hätten; und als der Graf den patriotisch gesinnten Cölner zu dem Feldmarschall geführt hatte, hielt es nicht schwer, von diesem die Erlaubniß zur Zurücknahme gedachter Kunstwerke zu erhalten, welche Groote genau zu kennen versicherte. Der Anfang wurde mit dem schönen Gemälde von Rubens gemacht, welches die Kreuzigung des Petrus vorstellt. Zwar wollte die Nationalgarde, welche die Wache an der Gallerie des Louvre hatte, das Gemälde nicht verabfolgen lassen; als aber bald darauf preussische Truppen aufmarschirten, und der befehlführende Officier zehn Minuten Bedenkzeit gab, war Ludwig der Achtzehnte kaum von dem Hergange unterrichtet, als er den Befehl ertheilte: man solle den heilgen Petrus in Frieden ziehen lassen, damit aus der Weigerung kein Aufruhr entstehe. Nachdem dieser erste Anfang gemacht war, verstrichen wohl vier Wochen, ohne daß große Lücken im Museum entstanden; die Zahl derselben mochte sich auf zwanzig belaufen: leere Stellen, welche sonst mit Gemälden aus preussischen Ländern gefüllt gewesen waren. Doch nach und nach meldeten sich Alle, welche gleiche Forderungen zu machen hatten: zuerst

die Hessen, dann die Niederländer, zuletzt auch die Florentiner und der Pabst. Der Oberaufseher des Museums, Denon, erhob Schwierigkeiten über Schwierigkeiten; nachdem sich aber Lord Wellington für die Zurückgabe der Kunstschätze erklärt hatte, nahm Denon seinen Abschied, und nun wurde es im Museum bald so lebendig, daß alle zehn Schritte eine Wache gestellt werden mußte. Binnen drei Wochen war von der ganzen Gemälden-Sammlung des Musäums nur die Hälfte übrig. Mit den Bildsäulen ging es nicht anders: die Florentiner holten die Venus von Medicis, die Römer den Apoll von Belvedere und den Laokoon ab, und Frankreich behielt nur, was Bonaparte aus der Villa Borghese gekauft, und was seit langer Zeit den Bourbons gehört hatte. Die Wegnahme der Pferde von dem Triumphbogen Napoleons wurde bis zum 30. September verschoben. Da sie unter den Augen des Königs erfolgen mußte, so sollte sie Anfangs des Nachts geschehen. Alles war zwischen dem preussischen Commandanten von Paris und dem General der Nationalgarden verabredet, als die englischen Pioniere, welche dazu befehligt waren, durch die Leibwache des Königs daran verhindert wurden. Schon verbreitete sich in Paris das Gerücht, die Abnahme sei unterblieben, weil man

sich nicht getraue, dieselbe bei Tage zu bewerkstelligen. Die Deutschen, aufgebracht über diese Aeußerung, betrieben von jetzt an das Werk mit verdoppeltem Eifer; und während die Pariser sich ganz sicher glaubten, rückten zwei Bataillone österreichischer Truppen auf den Caroussel-Platz, und schlossen ein Viereck, indeß besondere Wachen die Zugänge zu dem Platze besetzten. Nun fing ein fröhliches Leben an. Alle Deutschen versammelten sich auf dem Carousselplatze, und wer den Triumphbogen ersteigen wollte, erhielt von den österreichischen Officieren leicht die Erlaubniß dazu. Unter Volksliedern verrichteten die britischen Pioniere ihr Werk, und wer sie umgab, dem machte es ein unermeßliches Vergnügen, von dem für Napoleon erbauten Triumphbogen, auf eben die Franzosen hinabzusehen, welche früher mit so viel Stolz und Uebermuth über alle Häupter weggegangen waren. Von den aus Blei gegossenen Zierathen, welche schön vergoldet waren, nahm sich jeder ein Andenken mit; und so groß war die Einigkeit, welche auf dem Triumphbogen herrschte, daß sie nur der einer Brüdergemeinde verglichen werden konnte. In wenigen Stunden war der Triumphbogen von allen Zierathen entblößt, und nichts blieb ihm davon übrig, als ein nach vorn hin angebrachter Adler, der um seiner Schwere willen

verschont blieb. Das Viergespann war kaum herabgelassen, als die Verbündeten den Platz verließen. Stehen blieben die beiden Genien des Ruhms und des Sieges, welche bisher den Pferden als Führer gedient hatten, und in dieser Verstümmelung sahen die Pariser den Triumphwagen wieder.

Die fortgehende Belagerung der Festungen an der Nordgränze Frankreichs hatte eine bessere Abgränzung zum Zweck. Dies Geschäft war dem Prinzen August von Preussen übertragen, welcher sich demselben mit ungemeiner Thätigkeit unterzog. Zu seiner Verfügung stand das ganze zweite Armee-Corps der Preussen. Der Anfang wurde mit Maubeuge gemacht, welches nach kurzem Widerstande fiel. Dann kam die Reihe an Landrecy; und nachdem auch dieses gefallen war, schritt der Prinz zur Belagerung von Marienburg, Philippeville und Rocroy. Schon während des Monats August waren alle französische Festungen zwischen den Ardennen und der Sambre in den Händen des Königs von Preussen. Im Laufe des Septembers fielen Montmedy und Longwy. Vieles mochte dazu beitragen, daß die Commandanten, nachdem sie sich für Ludwig den Achtzehnten mit halbem Gemüthe erklärt hatten, irre wurden an der Fortsetzung eines Krieges, der ihnen zwecklos zu seyn schien;

es läßt sich aber nicht läugnen, daß die Entschlossenheit, mit welcher der Prinz August zu Werke ging, den Ausschlag gab. Unterstützt wurde der Prinz von einem französischen Ingenieur-Officier Namens Plauzen, der nach der Eroberung von Torgau in die Dienste Preussens getreten war, und bei Belagerungen lange die zweckdienlichsten Anstalten getroffen hatte. Doch zeigte sich auch an ihm, daß man sein Vaterland nicht aufgeben kann, ohne sich in Widerspruch mit sich selbst zu setzen; denn gegen das Ende des Feldzugs wurde die Entdeckung gemacht, daß Plauzen Einverständnisse mit der französischen Regierung unterhielt. Zur Rechenschaft gezogen, konnte er sich nur damit entschuldigen, daß er wichtige Dienste geleistet habe, übrigens aber ein Franzose sey; und die preussische Regierung war menschlich genug, ihn lieber zu entlassen, als zu bestrafen.

Gegen die Mitte des August erfolgte eine Auseinanderlegung der verbündeten Heere in Frankreich; und es könnte anziehend seyn, dieselbe zu kennen. Fürst Blücher hatte sein Hauptquartier zu Caen, und sein Heer war über den Raum verbreitet, welcher die Departements Finisterre, Morbihan, Cotes du Nord, Manche, Isle und Villaine, Calvados, Orne, Mayene, Sarthe, Eure und Loire, Nieder-Seine,

Eure Loire und Cher, Indre und Loire, Maine und Loire, Nieder-Loire (die letztere bis an das rechte Seine-Ufer) in sich schließt. In Gemeinschaft mit der großbritannischen und österreichischen Armee besetzten die Preussen noch die Departements Seine, und Seine und Oise. Das Hauptquartier des Herzogs von Wellington war Paris, und seine Armee nahm den Raum der Departements von Nieder-Seine und Eure, Seine und Oise, Lys, Nord, Seine und Marne, Somme, Pas de Calais und Oise ein. Für den russischen Feldmarschall Barclay de Tolly war das Hauptquartier Melun, und die russische Armee besetzte die Departements Seine und Marne, Aisne, Ardennen, Marne, Meuse, Moselle, Meurthe, Ober-Marne zu einem Viertel, Aube zu einem Fünftel. An diese schloß sich die baierische Armee an. Das Hauptquartier des Fürsten Wrede war Auxerre, und die von Baiern besetzten Departemens waren Loiret bis an die Loire, Yonne, Nievres, Aube zu zwei Dritteln, Ober-Marne zu drei Vierteln, die Vogesen. Von den Würtembergern und den Hessen-Darmstädtern wurden die Departements Allier und Puy de Dome besetzt. Der österreichische Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg hatte sein Hauptquartier zu Fontainebleau; und während die österreichischen Armee-Corps, welche zur Armee des

Oberrheins gehörten, die Departements Cantal, Lozere, Gard, Loire, Ober-Loire, Bouches de Rhone, Vaucluse, Nieder-Alpen, und Var besetzten, hatte die italiänische Armee die Departements Cote d'Or, Ober-Saone, Saone und Loire, Jura, Doubs, Rhone, Aine, Montblanc, Isere, Ardeche, Drôme und Oberalpen inne. Die sächsischen und badenschen Truppen hielten die Departements Oberrhein und Niederrhein. Vermöge dieser Anordnungen waren mehr als zwei Drittel des französischen Reiches in den Händen der Verbündeten; und wenn Frankreich unter Napoleon den empfindlichsten Druck auf die eroberten Länder ausgeübt hatte, so erfuhr es jetzt, was es mit einem solchen Druck auf sich hat, ohne daß die Verbündeten es darauf anlegten, Unrecht mit Unrecht zu vergelten. Die Last so zahlreicher Heere schien den Franzosen kaum zu ertragen; und doch gab es kein Mittel, sich von derselben zu befreien. Jene Armee, die sich jenseits der Loire zurückgezogen hatte, war nur in dem Lichte einer vermehrten Beschwerde zu betrachten; zu schwach, um den verbündeten Heeren Widerstand zu leisten, blieb sie eine Zeit lang noch stark genug, um durch ihre Bedürfnisse lästig zu werden, bis sie sich nach und nach ganz auflösete, und aus einander ging, weil sie das Vertrauen des Königs nicht gewinnen

konnte, und überall nichts in sich trug, wodurch sie zu den Zwecken der Regierung gepaßt hätte. Mit Einem Worte: die Lage Frankreichs würde beklagenswerth gewesen seyn, wäre sie noch etwas anders gewesen, als die natürliche Folge einer erzwungenen Gewirkung.

Unter solchen Umständen war nichts natürlicher, als daß der Partheigeist mit vermehrter Stärke erwachte. „Nichts, sagten die Königlichen, ist billiger, als daß die größere Last auf die Franzosen falle, welche eine Usurpation begünstigt oder herbeigerufen haben. Sollten die Suveräne, die, ihrer eigenen Erklärung zufolge, nur mit Bonaparte und dessen Anhängern Krieg geführt, nicht darauf bedacht seyn, ganz Europa zu überzeugen, daß sie einen Unterschied machen zwischen Franzosen, die ihrem Könige treu geblieben sind, und solchen, deren Held und Anführer Bonaparte war? Sollten sie nicht der Stimme der Ehre und des Vortheils zugleich Gehör geben, wider die Rebellen wüthen, und den treu gebliebenen Franzosen die Lasten eines Krieges erleichtern, der ihnen eben so schmerzhaft gewesen ist, wie dem übrigen Europa? Zwölfmal hundert tausend Personen haben die Zusatzakte zu Bonaparte's Constitution angenommen. Dies sind also, klar und deutlich, Bonaparte's Anhänger. Auf sie

falle der schwerste Theil der Lasten, welche Frankreich zu tragen hat. Zwölf Millionen werden darüber jubeln. Und wer sind im Grunde jene zwölfmal hundert tausend Unterzeichneten? Erstlich die Armee, dann die Kammern, der Staatsrath, die verderbte und verderbende Administration, die wortbrüchigen Magistratspersonen und ein Theil der Käufer von National-Gütern. Ihre Namen sind aufgeschrieben; die Verzeichnisse liegen offen da; es scheint, als habe der Himmel das Maifeld und jene Protokolle gestatten wollen, um ganz Europa die Namen strafbarer Feinde der öffentlichen Ruhe bekannt zu machen. Es müßte als Grundsatz anerkannt und festgesetzt werden, daß die Verbündeten, bei der Nothwendigkeit von Frankreich Kriegs-Contributionen einzutreiben, von Jedem, der die Zusatzakte unterzeichnet hat, dreimal so viel, als von jedem treu gebliebenen Franzosen, verlangen; dies Verhältniß, in sich selbst billig und gerecht, würde dazu dienen, das Schicksal der Guten zu erleichtern, und die Verbrecher zu bestrafen."

Vorschläge dieser Art konnten nicht im Geschmack der Regierung seyn. Auch erklärte sie sich öffentlich gegen dieselben, mit dem Zusatze: der Wille des Königs beruhe auf Mäßigung, Nachsicht und Vergessenheit des Vergangenen; nichts sei ihm fremder, als

ein System von Rückwirkungen und Rückstrafen; nur der Vortheil des Volks liege ihm am Herzen, und dieser bringe es mit sich, daß die Gefahr bürgerlicher Kriege in der Geburt erstickt werde. Wie einsichtsvoll sie aber auch in dieser Hinsicht handeln mochte, so fühlte sie sich doch von ihren eigenen Bedürfnissen gedrängt. Es wurde demnach eine außerordentliche Kriegs-Contribution von ein hundert Millionen Franken ausgeschrieben, welche nach verhältnißmäßigen Sätzen auf 86 Departements vertheilt, vorläufig aber von den Haupt-Capitalisten, Gutsbesitzern und patentirten Kaufleuten erhoben werden sollten. Die Hauptstadt war hierbei mit 13,340,000 Franken, Bordeaux mit 5,330,000, Rouen mit 5,350,000, Lyon mit 2,600,000, Nantes mit 1,800,000 u. s. w. angesetzt. So half die Regierung ihrem Geldbedürfnisse ab; und, um ihre Zwecke desto besser zu erreichen, schrieb sie noch zehn Procent zur Bestreitung der Erhebungskosten aus.

Welches auch die Nachtheile seyn mochten, welche für Frankreich mit dem Aufenthalte zahlreicher Heere verbunden waren, so hatte die Regierung davon doch den Vortheil, rücksichtloser zu Werke gehen zu können, um sich Ruhe für die Zukunft zu verschaffen. Durch eine Verordnung des Königs vom

24. Juli wurden neun und zwanzig Mitglieder der Pairskammer ihrer Würde entsetzt, „weil sie sich von Bonaparte hätten bethören lassen, Verrichtungen zu übernehmen, welche mit ihrer Würde unvereinbar gewesen.“ Zu diesen gehörten der ehemalige Erzkanzler des Reiches Cambaceres, der ehemalige Schatzmeister Lebrun, der Herzog von Danzig, der Graf Lacepede, der Graf Latour-Maubourg, der Herzog von Praslin, der Herzog von Elchingen, der Herzog von Albufera, der Herzog von Conegliano, der Herzog von Treviso, der Graf Boissy d'Angles, der Herzog von Cadore, der Graf von Montesquiou und der Graf von Segur. Durch eine andere Verordnung von demselben Tage befahl der König, daß neunzehn Generale und Officiere, die ihn vor dem 23. März (dem Tage seiner Abreise nach Lille) verrathen, oder Frankreich und dessen Regierung mit bewaffneter Hand angegriffen hätten, verhaftet und vor ein Kriegesgericht gestellt werden sollten; 2) daß acht und dreißig Individuen, zum Theil sogenannte Königsmörder oder Königsrichter, in drei Tagen Paris verlassen und sich in das Innere von Frankreich nach einem ihnen angewiesenen Orte zurückziehen sollten, bis die Kammern entschieden haben würden, welche von ihnen das Königreich ver-

lassen, oder vor Gericht gestellt werden sollten. Zu jenen gehörten der Marschall Ney, Labedoyere, die beiden Brüder Lallemant, Drouet (d'Erlon), Lefebre-Desnouettes, Ameil, Brayer, Gilly, Mouton-Duvernet, Grouchy, Clausel, Lobau, Debelle, Bertrand, Drouot, Cambrone, Lavallette, Savary; zu diesen: Marschall Soult, Alix, Exelmanns, Bassano, Carnot, Vandamme, Lamarque, Barrere, Regnauld de St. Jean d'Angeli, Arrighi, Hullin und Defermont. Dies waren die ersten Aeußerungen der königlichen Autorität.

Bald sollte den Fremden in Paris das Beispiel einer auffallenden Hinrichtung gegeben werden. General Labedoyere, ein junger Mann von 29 Jahren, in den Grundsätzen der Revolution aufgewachsen, ohne allen Sinn für die Rechtmäßigkeit des Hauses Bourbon, und eben deswegen auch ohne alle Liebe für den alten Herrscherstamm, wurde, weil er zu Grenoble das Zeichen zum Abfall gegeben hatte, nach vorhergegangenen Verhören, vor ein Kriegsgericht gestellt, und, von seinen Richtern zum Tode verurtheilt. Er selbst wollte sich vertheidigen, und hatte so eben eine aufgesetzte Rede begonnen, in welcher die unwiderstehliche Macht der Umstände

geltend gemacht war; als der Präsident ihn mit den Worten unterbrach: „Sie werden eines Verbrechens beschuldigt; beweisen Sie, daß Sie es nicht begangen haben; die Gerechtigkeit der Menschen befaßt sich nicht mit Abwägung von Beweggründen; wir Richter können nicht annehmen, daß ein Verbrecher unschuldig sey." So unterbrochen, stellte Labedoyere seine Vertheidigung ein, und schloß seine Rede mit der Erklärung, daß er seinen Irrthum bereue, und mit dem Wunsche, daß alle Franzosen, durch sein Schicksal gewarnt, sich um den König versammeln möchten. Den 19. August, Nachmittags um 6 Uhr, sollte das Todesurtheil in der Ebene von Grenelle vollzogen werden. Französische Truppen vom Hause des Königs und Nationalgarden bildeten den Kreis. Mit Festigkeit trat Labedoyere ein, nachdem er auf dem Wege von der Abtei bis zur Ebene von Grenelle, von einem Geistlichen begleitet, eine halbe Stunde zugebracht hatte. Als man ihm die Augen verbinden wollte, gestattete er dies nicht. Mit Gelassenheit und Würde sprach er zu den Umstehenden, nahm hierauf Abschied von den Seinigen, von Frankreich, vom Leben, kniecte alsdann nieder, um sich von dem Geistlichen einsegnen zu lassen, und sagte, nachdem er wieder aufgestanden war, zu den Soldaten, die ihn

erschießen sollten: Zielet gut! Er fiel auf den ersten Schuß. Sein Schicksal rührte Viele durch die Umstände, von welchen es begleitet war. Vergeblich aber waren alle Versuche, ihn zu retten. Seine Gattin, eine Gräfin Damas, Schwester des Grafen Roger von Damas, der mit dem königlichen Hause in einer nahen Verbindung stand, warf sich zu den Füßen des Kaisers von Rußland, um seine Verwendung für den Unglücklichen zu erhalten; doch Alexander erklärte unter lebhaften Beweisen von Theilnahme: er werde und könne in dieser Sache, bei welcher nur das Gesetz, nicht der Wille des Menschen, eine Stimme habe, nichts thun. Noch zwei Stunden vor der Hinrichtung benutzte dieselbe Frau den Augenblick, wo der König in den Wagen steigen wollte, um sich ihm zu Füßen zu werfen, und Gnade für ihren Gatten zu erflehen; allein die Antwort des Königs war: ganz Frankreich fordere die Bestrafung eines Mannes, der die Geißel des Krieges über dasselbe gebracht habe.

Labedoyere war der Erste von Denen, die in den Abgrund stürzten, welcher sich zum Unglücke Frankreichs zwischen Vaterland und Dynastie geöffnet hatte. Kaum war er hingerichtet, als Marschall Ney, Prinz von Moskwa, nach Paris zur Haft gebracht wurde. In der Nähe von Aurillac, wohin er sich geflüchtet

hatte, an seinem Ehrensäbel erkannt, war er von den Gendarmen festgenommen worden, die sich jetzt ein Verdienst daraus machten, einen berühmten General vor den Richterstuhl zu stellen. Der Prozeß gegen ihn sollte nicht mit Weitläuftigkeiten verbunden seyn; der König ernannte also die Marschälle Massena, Augereau, Moncey, Victor und die General-Lieutenants Maison, Claparede und Villate zu seinen Richtern. Doch es zeigte sich auf der Stelle, daß diese Männer nicht geneigt waren, über einen Waffengefährten zu urtheilen, dessen Schuld sich nicht bestreiten ließ, den man aber nicht verdammen konnte, ohne die Kraft der Umstände zu verkennen. Marschall Massena entschuldigte sich mit der Feindschaft, welche zwischen ihm und dem Marschall Ney seit dem Feldzuge in Portugal vom Jahre 1811 Statt gefunden. Ungeschickter benahm sich Marschall Moncey, der, wegen seiner Weigerung, auf drei Monate nach der Festung Ham verwiesen wurde. Hierüber zerschlug sich das ganze Militär-Gericht. Während dies sich für incompetent erklärte, machte Ney selbst geltend, daß er, als Pair des Reichs, nur von der Kammer der Pairs gerichtet werden könne. Sein Prozeß mußte also verschoben werden. Unterdeß blieb er in der Conciergerie, wo er sorgfältig bewacht wurde. Wir

werden auf diesen Gegenstand, so wie auf den Prozeß, welcher dem General-Postmeister la Vilette gemacht wurde, weiter unten zurückkommen. Vorläufig bemerken wir nur, daß sich in der Hauptstadt, so wie in einem großen Theile von Frankreich, sehr bald die Meinung bildete: „alle Rechtssprüche, die einzelnen Erscheinungen des Usurpations-Versuchs betreffend, hätten wesentlich ihre Wurzel in der Rache, und müßten daher als solche genommen werden, welche von partheiischen Richtern herrührten.“

Nur im südlichen Frankreich theilte man solche Ansichten nicht. Hier entstanden Rückwirkungen besonderer Art. Die Protestanten hatten seit der Revolution ihren Zustand wesentlich verbessert: Einmal durch die Sicherheit, welche ihnen der Schutz einer, dem Grundsatze allgemeiner Duldung ergebenen Regierung gewährte; zweitens, durch den Ankauf von National-Gütern, worunter einzelne seyn mochten, welche ehemaligen Ausgewanderten gehörten. Um dieses Umstandes willen ein Gegenstand der Scheelsucht und des Neides, wurden sie jetzt der Gegenstand einer Verfolgung, von welcher man geglaubt hatte, die Zeit selbst habe sie unmöglich gemacht. Welchen Antheil der katholische Adel und die katholische Geistlichkeit an derselben hatten, oder in wie weit die

Protestanten selbst, als Anhänger Bonaparte's, dazu Anlaß gaben, ist nie ganz ins Klare gekommen; zu glauben aber ist, daß die Letzteren, durch allzu unvorsichtige Aeußerungen über die Ergebnisse des Krieges, vorzüglich aber über die Folgen von Bonaparte's Entfernung aus Frankreich, nicht wenig zu dem Unglück beitrugen, das gegen alle Erwartung über sie kam; denn in Fällen dieser Art pflegt die Schuld eine gegenseitige zu seyn. Aber wie es sich auch damit verhalten mochte: sobald es darauf ankam, die Protestanten wegen ihrer Wohlhabenheit zu bestrafen, konnte der Zeitpunkt nicht besser gewählt werden; denn das französische Militär war aufgelös't und entlassen, und in der allgemeinen Besetzung des Reiches durch fremde Truppen waren diese Gegenden verschont geblieben. Es thaten sich also Rotten zusammen, die kein anderes Ziel verfolgten, als die Vertilgung der Protestanten. Die meisten und bedeutendsten Gräuel fielen in Nismes vor, weil die Calvinisten hier sehr zahlreich waren; doch ist der Umfang derselben nie ausgemittelt worden, sei es um einen Schleier über den ganzen Auftritt zu werfen, oder weil dieser in sich minder bedeutend war, als die Entfernung ihn machte. Nicht eher, als bis die Oesterreicher Nismes und Avignon besetzt hatten,

wurde die Ruhe wieder hergestellt. In Paris und in dem nördlichen Frankreich mißbilligte man die That der Katholiken als abscheulich; und Ludwig der Achtzehnte erklärte öffentlich, daß er solche Beweise von Anhänglichkeit verabscheue, wobei er sich auf die Charta berief, welche allen Sekten gleichen Schutz verspreche.

Neben diesen ernsthaften Auftritten fehlte es nicht an einem kurzweiligen. Die Garnison von Straßburg wollte diese Festung nicht verlassen, ehe sie ihren Sold bekommen hätte, der sich auf 700,000 Fr. belief. Um ihren Zweck zu erreichen, bildete sie einen Insurrektions-Ausschuß, welcher alle Unterhandlungen leitete. Unterofficiere, Obertrommler und andere Personen von geringen Graden vertraten die Stellen des Ober-Generals, des Generalstabs, des Platz-Commandanten u. s. w. Auf diese Weise erließ ein Unterofficier, Namens Bonnel, als Ober-General, Tagesbefehle, Aufrufe u. s. w; doch ohne andere Unterschrift als: die Garnison. Die Thore wurden geschlossen, die Kanonen gegen die Wohnung des Generals Rapp, gegen das Stadthaus und auf dem Waffenplatze aufgefahren, und zugleich eine Deputation an den österreichischen General Volkmann gesendet, um ihm über den Zweck des Aufstandes die nöthigen Aufschlüsse zu

geben. Bewundernswürdig war die Mannszucht, welche bei allen diesen Auftritten beobachtet wurde. Der Sturm war bald vorüber. Sobald die Stadt 700,000 Franken zusammengebracht hatte, und diese ausgezahlt waren, stellte Bonnel eine große Parade an, auf welcher das sämmtliche Truppen-Corps erschien, unter kriegerischer Musik vor Bonnet vorüberzog, und ausrief: es lebe der König! es leben die Straßburger! es lebe die Garnison! Jetzt hielt Bonnel noch eine Anrede von einem Balkon, der auf den Platz ging, ließ eine weiße Fahne aufstecken, begrüßte die zahlreichen Zuschauer damit, und trat von der Bühne, indem er gegen Abend die Schlüssel der Stadt und der Citadelle an den General Rapp zurückgab.

Jene Auftritte in Nismes, wie diese in Straßburg, waren die natürlichen Folgen der beklagenswerthen Lage, worin sich die französische Regierung mitten unter Armeen befand, welche das Land besetzt hatten. Je schwächer eine Regierung in sich selbst ist, desto größer sind die Forderungen, welche an sie gemacht werden. Was man die republikanische Parthei nennen konnte, war durch die letzten Ereignisse allzu sehr zu Boden gedrückt, als daß sie nicht hätte schweigen sollen; desto vorlauter aber war die König-

tiche Parthei, welche die Gelegenheit zur Unterdrük-kung benutzen zu müssen glaubte. Ohne weder auf die Vergangenheit noch auf die Zukunft Rücksicht zu nehmen, ohne die Verfassungsurkunde, von welcher Ludwig der Achtzehnte als der Urheber betrachtet seyn wollte, zu Rathe zu ziehen, und immer nur dem Wahne folgend, daß die Bourbons auf dem französischen Thron sich alles erlauben dürften, forderten sie den König auf, „seinem guten Herzen und seiner Milde nicht zu folgen, weil es Umstände gebe, wo der Monarch sich solchen Gefühlen nicht überlassen dürfe, und weil für Frankreich gegenwärtig Strenge nöthig sei.“

Wie sehr Ludwig auch gegen solche Aufforderungen auf seiner Hut seyn mochte, so schien es ihm doch nöthig, die beiden Kammern für die nächste Zukunft mit Personen zu besetzen, auf deren Anhänglichkeit er rechnen könnte; und da die Besetzung der Deputirten-Kammer, sobald es Einheit der Grundsätze galt, mit den meisten Schwierigkeiten verbunden war, so geschahen Schritte, welche die Freiheit der Wahlen nur allzu sehr beschränkten, und eben dadurch die wahre Bestimmung der Deputirten-Kammer verkehrten. Der König ernannte nämlich außer den Prinzen seines Hauses (seinem Bruder und dessen beiden

Söhnen) seine entschiedensten Anhänger zu Präsidenten der Wahl-Collegien, und zwang diese dadurch, nur Anhänger der unumschränkten Monarchie nach Paris zu senden. Auf diese Weise entstand eine Kammer, welche mit dem eigenthümlichen Zweck der Constitution im klarsten Widerspruche war, sofern nämlich diese auf Entfernung des Despotismus abzweckte; eine Kammer, welche, wie der Erfolg zeigte, nicht ein ganzes Jahr zusammengehalten werden konnte, wenn nicht alles zu Grunde gehen sollte. Doch es ist der Mühe werth, über den Stand der Partheien in Frankreich ausführlicher zu reden.

Die Revolution stand als eine Thatsache da, der sich Niemand versagen konnte. Gleichwohl fehlte es nicht an Köpfen, welche aufs Eigensinnigste darauf bestanden, daß diese Thatsache niemals hätte Statt finden sollen. Am zahlreichsten waren sie unter den Geistlichen und Adeligen, welche freilich gleiches Interesse hatten, die Revolution zu verwünschen, jene, wie diese, weil sie durch dieselbe um Feudalrechte und die Herrschaft über Mitbürger gebracht waren. Ohne die Revolution in ihrer Nothwendigkeit aufzufassen, und ohne auf das unverkennbare Gute, das von ihr ausgegangen war, die mindeste Rücksicht zu nehmen, dachten sie sich den gesellschaftlichen Zustand, so wie er

vor dem Jahre 1791 gewesen, als den einzig rechtmäßigen; und, von diesem Grundsatze ausgehend, weigerten sie sich, eine Gerechtigkeit anzuerkennen, welche nicht dem Begriffe entsprach, den sie, ihrem Privat-Vortheile gemäß, sich von der Gerechtigkeit machten. Ihre stärksten Stützen fanden sie in den Prinzen des königlichen Hauses, welche ihrerseits Frankreich gerade so regiert sehen wollten, wie es vor der Revolution regiert worden war, gar nicht ahnend, daß diese Revolution nur eine Folge von solchem Regieren gewesen sei. Die Gegenpartheі bestand aus Personen, welche nicht die Revolution — denn diese verabscheuten sie von ganzem Herzen — wohl aber die Wirkungen, welche sie für die Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes in Frankreich hervorgebracht hatte, erhalten wissen wollten. Am zahlreichsten war die Gegenpartheі in den von persönlicher Abhängigkeit befreiten Bauern und in der Classe Derer, welche National-Domänen oder Emigranten-Güter erworben hatten. Doch fehlte es ihr keineswegs an Gliedern in den übrigen Classen, und alles, was auf Einsicht und Aufklärung Anspruch machte und diese verbreitet zu sehen wünschte, gehörte zu ihr. Hätte sie im Jahre 1815 das Uebergewicht gehabt, so würde es Napoleon niemals eingefallen seyn, nach

Frankreich zurückzukehren; aber je größer die Unterdrückung war, in welche sie gleich nach der ersten Rückkehr der Bourbons nach Frankreich gerieth, desto leichter war es, sie zum Stützpunkt einer abenteuerlichen Unternehmung zu machen, die bei weitem weniger das Ergebniß einer förmlichen Verschwörung, als einer richtigen Berechnung der öffentlichen Meinung war. Beide Partheien standen, auch nach der Entfernung Napoleons, einander gegenüber; und dem Könige blieb die Wahl, welcher er das Uebergewicht geben wollte. Unstreitig konnte er seinen eigenen Vortheil nicht zu Rathe ziehen, ohne sich für die letztere zu erklären; denn hiervon hing das größere Maaß der königlichen Gewalt ab. Doch, eingenommen von Dem, was er seine Rechtmäßigkeit nannte, und zugleich überzeugt, daß er nur durch eine Verschwörung habe verdrängt werden können, fühlte er sich aufgelegter, der Parthei der Revolutionsfeinde den Vorzug zu geben; und so geschah es, daß er selbst die Kammer der Deputirten mit ihnen zu besetzen suchte.

Unter Ludwigs des Achtzehnten Ministern befanden sich zwei, welche mit dieser Maaßregel nicht einverstanden seyn konnten. Der eine war Herr von Talleyrand, Prinz von Benevent; der andere Herr

Feuché, Herzog von Otranto. Beide verdankten den abwechselnden Lagen, in welche sie durch die Revolution waren geworfen worden, eine Bildung, die sie geschickt machte, in der gegenwärtigen Lage vorzügliche Dienste zu leisten. Der Freisinnigste von ihnen war Fouché. Er that, was in seinen Kräften stand, jene Maaßregel zu hintertreiben, die nicht durchgeführt werden konnte, ohne Frankreichs Verfassung in Gefahr zu setzen; als aber Talleyrand, das Haupt des Ministeriums, nachgab, blieb auch für ihn nichts anderes übrig, als sich in die Umstände zu fügen. Von diesem Augenblick an war der Fall von Beiden entschieden; denn, indem die königliche Parthei, welche aus lauter Anhängern der alten Monarchie bestand, die Oberhand gewann, und sowohl in Talleyrand als in Fouché Gegner erblickte, konnte sie nicht eher ruhen, als bis Beide entfernt waren. Fouché beschleunigte seinen und Talleyrands Fall durch einen Bericht, den er, als Polizei-Minister, über die Lage des Königreichs an den König abstattete, und worin die Absichten der Verbündeten nur allzu verdächtig gemacht waren. Doch auch ohne diesen Bericht würde er in Ungnade gefallen seyn, weil er nicht zu der Umgebung des Königs paßte. Diese, um von ihm befreiet

zu werden, trug kein Bedenken, den Verbündeten Fouché's Ansicht von ihnen mitzutheilen; und da diese nichts weniger als ehrenvoll war, so trugen die Verbündeten auf die Entlassung eines ihnen abgeneigten Ministers an, und erfüllten auf diese Weise die Wünsche der vorherrschenden Parthei. Fouché, welchem der König die Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte, daß er es nicht übel mit ihm gemeint habe, wurde zu einem Gesandten am sächsischen Hofe ernannt, wo er kaum angelangt war, als seine Feinde jenen Antheil, den er an der Verurtheilung Ludwigs des Sechzehnten genommen hatte, benutzten, um seine Entfernung in eine Verbannung zu verwandeln. Auch Talleyrand, jetzt im Ministerium vereinzelt, nahm seine Entlassung, und an seine Stelle, als Chef des Ministeriums, trat, auf die Empfehlung des Kaisers von Rußland, der Herzog von Richelieu, welcher mehrere Jahre hindurch eine von den südlichen Provinzen des russischen Reiches verwaltet hatte.

Die Verbündeten waren seit mehreren Monaten in Frankreich, und stündlich rechnete man darauf, daß sie Anstalten zur Rückkehr treffen würden; aber diese erfolgten nicht, wie ungeduldig man ihnen auch entgegen sehen mochte: es wurden vielmehr Musterungen angestellt, die auf ein längeres Verweilen schließen

ließen. Es war unstreitig nicht leicht, sich mit Frankreich auseinander zu setzen, nach den neuen Erfahrungen, die man gemacht hatte. Von welchem Grundsatze sollte man dabei ausgehen? Der Zweck der Sieger konnte kein anderer seyn, als ein, wo möglich, ewiger Friede mit Frankreich. Allein wie diesen Zweck erreichen? Nichts war billiger, als daß Frankreich die Kosten des Krieges bezahlte; und bezahlen konnte es diese nur auf eine doppelte Weise: nämlich durch Abtretungen, oder durch baares Geld. Beide Arten der Bezahlung waren aber mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden. Wurden Abtretungen von Provinzen gemacht, so entstand die Frage: wie sich die Verbündeten darüber vergleichen sollten; und eine nicht gleichgültige Nebenfrage war: ob die abgetretenen Franzosen nicht nach Wiedervereinigung hinstreben würden, und welche Mittel man habe, diese Wiedervereinigung zu verhindern. Geschah der Ersatz in baarem Gelde, so ließ sich bei der Größe der zu bezahlenden Summe vorhersehen, daß sie nicht auf einmal würde entrichtet werden können, und daß folglich lästige Bürgschaften nothwendig seyn würden: Bürgschaften, wie Napoleon sie während seiner Glückszeit gefordert und erhalten hatte auf Kosten der Unabhängigkeit der Staaten. Sofern nur die Wahl

zwischen diesen beiden Arten der Entschädigung gelassen war, fand jede ihre Vertheidiger. Wer einmal für die Abtretung der Provinzen eingenommen war, sagte: eine solche Abtretung werde für beide Theile besser seyn, als eine Kriegs-Contribution in baarem Gelde; denn die letztere werde jeden einzelnen Franzosen drücken, die erstere hingegen nicht; zugleich erinnere jene ohne Unterlaß an die erlittene Schmach, diese hingegen werde vergessen. Es komme aber noch dazu, daß zwischen Frankreich und den benachbarten Staaten natürlich geographische oder künstliche Gränzen gesetzt werden müßten, um vor künftigen Kriegen möglichst zu sichern; denn Frankreich habe seit Ludwig dem Vierzehnten einigen benachbarten Staaten ihre natürliche Vertheidigungslinie entrissen und dadurch einen stets drohenden Angriff begründet. Dies wären die Festungen in Belgien und an der Maas, welche jetzt die erste und einen Theil der zweiten Vertheidigungslinie bildeten; gegen Deutschland aber die Mosel und Saar. Solche Vertheidigungslinien müsse Frankreich wieder herausgeben, und es könne dies um so mehr, weil es seine natürlichen Gränzen in den Vogesen und in seinen zwei Festungsreihen von der Maas bis zur Marne behalte. Die, welche also sprachen, sahen in den Sie-

gern nur Deutsche; und wenn dem also gewesen wäre, so liegt es wohl außer Zweifel, daß man sich auf diese Weise mit Frankreich abgefunden haben würde. Doch die Engländer, die Russen, die Sardinier wollten sich eben so wenig umsonst bemühet haben, als die Deutschen verschiedener Völkerschaften; und hierin lag die Nothwendigkeit, den zu machenden Abtretungen eine Geldentschädigung zur Seite gehen zu lassen.

Die Minister von England, Rußland, Oesterreich und Preussen übergaben also, bald nach der Mitte des Septembers, die Grundlagen einer Definitiv-Ausgleichung mit Frankreich; denn von einem förmlichen Friedensvertrage sollte nicht die Rede seyn, da man keinen Krieg gegen Ludwig den Achtzehnten geführt haben wollte. In diesen Grundlagen wurde in Vorschlag gebracht: 1) eine Berichtigung der Gränzen, so wie diese durch den Pariser Traktat vom 30. März festgestellt waren; und vermöge dieses Artikels die Abtretung von so viel Gebiet, als gleich wäre zwei Dritteln des, durch den letzten Traktat zu dem alten Frankreich hinzugefügten Gebiets. Der König der Niederlande sollte den größten Theil der Distrikte wiederbekommen, welche vor Alters zu Belgien gehört hätten, und der König von Sardinien in den Besitz von ganz Savoyen

treten. Aber auch nach Deutschland zu sollten Veränderungen Statt finden, und namentlich waren die Plätze Condé, Philippeville, Marienbourg, Givet, Charlemont, Saarelouis und Landau in den Abtretungen begriffen, die man von Frankreich forderte. 2) Die Zerstörung der Festungswerke von Hüningen, mit der Verbindlichkeit, dieselben nicht wieder herzustellen. 3) Eine Contribution von 600 Millionen Franken als Entschädigung für die Kriegskosten. 4) Die Entrichtung einer zweiten Summe von 200 Millionen Fr., um einen Theil der großen Ausgaben zu decken, welche zur Erbauung neuer Festungen in den benachbarten Ländern gemacht werden sollten. 5) Die Besetzung einer Militär-Linie längs der Nord- und Ostgränze mit einer 150,000 Mann starken Armee unter dem Befehl eines zu ernennenden Generals, sieben Jahre hindurch, auf Kosten Frankreichs.

Angenehm konnten diese Vorschläge freilich nicht seyn; aber sie zurückzuweisen, stand nicht in der Macht der französischen Regierung, so lange Frankreich von den Verbündeten besetzt war.

Die zur Empfangnahme dieser Vorschläge bevollmächtigten Minister, Talleyrand, Dalberg und Louis, erklärten sich auf der Stelle (21. Sept.) dahin, daß

sie bereit wären, mit den Ministern der Verbündeten auf diesen Grundlagen zu unterhandeln; da sie aber nichts so schmerzte, als die zu machenden Abtretungen, so suchten sie denselben durch allerlei Vorstellungen auszuweichen, welche ihnen ein schulgerechtes Ansehn gaben.

„Der Mangel eines Richters, sagten sie, welcher Autorität und Macht habe, die Streitigkeiten der Suveräne beizulegen, lasse diesen, so oft sie sich nicht gütlich vertragen könnten, keine andere Wahl, als die Entscheidung dieser Streitigkeiten dem Schicksal der Waffen anzuvertrauen; und dies bestimme den Zustand des Krieges unter ihnen. Würden in diesem Zustande die Besitzungen des Einen durch die Truppen des Anderen besetzt, so folge daraus eine Eroberung; und nach dem Rechte der Eroberung bleibe der Besitzergreifer so lange im vollen Genuß, als die Besetzung dauere, oder bis zur Wiederherstellung des Friedens. Er sei berechtigt, als Bedingung dieser Wiederherstellung, zu verlangen, daß das, was er besetzt habe, ihm entweder ganz, oder nur zum Theil, abgetreten werde; und da die Abtretung, wenn sie Statt finde, den Genuß in Eigenthum verwandle, so werde aus dem Besitzergreifer ein Suverän. Eine solche Erwerbung werde durch das Völ-

kerrecht autorisirt. Allein der Zustand des Krieges, die Eroberung, und das Recht, Gebietsabtretungen zu verlangen, wären Dinge, welche von einander ausgingen, oder abhingen, so daß das erste die absolute Bedingung des zweiten, und dieses die des dritten sei; denn außerhalb des Kriegszustandes könnten keine Eroberungen gemacht werden, und wo diese nicht Statt gefunden hätten, da könne es kein Recht geben, Territorial-Abtretungen zu fordern, weil man nicht verlangen könne, das zu behalten, was man nicht gehabt hätte, oder nicht mehr habe. Außerhalb des Kriegszustandes könne keine Eroberung Statt finden, und, wie man Dem nichts nehmen könne, der nichts habe, so könne man nur von Dem erobern, welcher besitze; woraus denn folge, daß, damit eine Eroberung Statt finden könne, ein Krieg zwischen dem Besitzergreifenden und dem Besitzer, d. h. mit dem Suverän, vorhergegangen seyn müsse; denn Besitzrecht an einem Lande und Suveränetät seien unzertrennlich von einander und identisch. Wenn man also in einem Lande und gegen eine größere oder geringere Zahl von Einwohnern dieses Landes Krieg führe, der Suverän aber davon ausgenommen sei: so führe man nicht Krieg mit diesem Lande, indem dieser letztere Ausdruck nur ein Tropus sei, in welchem das Domän

für den Besitzer genommen werde. Nun sei ein Suverän von dem Kriege, welchen Ausländer bei ihm führten, ausgenommen, wenn diese ihn anerkenneten und in gewohnten Freundschaftsbeziehungen mit ihm ständen. Der Krieg gehe alsdann gegen Menschen, in deren Rechte Der, welcher sie bekämpfe, nicht eintreten könne, weil sie dergleichen nicht hätten, und weil es unmöglich sei, zu erobern, was ihnen nicht gehöre. Der Zweck und die Wirkung eines solchen Krieges könne nicht seyn, zu erobern, sondern nur zurückzuerhalten; wer aber zurückerhalte, was ihm nicht gehöre, der erhalte es für Den zurück, welchen er für den rechtmäßigen Besitzer erkenne. Um zu glauben, daß man mit einem Lande in Krieg sei, ohne es mit Demjenigen zu seyn, den man vorher als den Suverän desselben anerkannt habe, müsse von zwei Dingen nothwendig Eins Statt finden: nämlich entweder, daß man aufhöre, ihn dafür zu halten, und folglich die Suveränetät als etwas betrachte, das auf die Bekämpften übergetragen sei, was nichts weiter heiße, als Lehren anerkennen und heiligen, welche alles erschüttert, und gegen welche sich ganz Europa bewaffnet habe; oder man müsse glauben, daß die Suveränetät eine doppelte seyn könne. Diese sei aber wesentlich Eine, und nicht zu theilen. Sie könne unter ver-

schiedenen Formen existiren, und collectiv oder individuell seyn; wenn gleich nicht in einem und demselben Lande, weil dieses nicht zugleich zwei Suveräne haben könne. Nun aber hätten die verbündeten Mächte weder das Eine noch das Andere von diesen beiden Dingen gethan oder geglaubt. Napoleons Unternehmen hätten sie für das größte Verbrechen gehalten, das unter Menschen begangen werden könne: für ein Verbrechen, dessen bloßer Versuch durch Aechtung geahndet zu werden verdiene; in Napoleons Anhängern aber hätten sie nur Mitverbrecher gesehen, die man bekämpfen, unterwerfen und bestrafen müsse. Von der andern Seite hätten eben diese verbündeten Mächte nie aufgehört, Se. Allerchristlichste Majestät als König von Frankreich anzuerkennen; auch nicht aufgehört, mit ihm in Friedens- und Freundschaftsverbindungen zu stehen, was an und für sich die Verbindlichkeit, seine Rechte zu achten, in sich schließe; ja, sie hätten diese Verbindlichkeit auf eine förmliche Weise in ihrer Erklärung vom 13. März und in dem Traktat vom 25sten desselben Monats übernommen, und sie dadurch noch enger gemacht, daß sie den König in ihren Bund gegen den gemeinschaftlichen Feind aufgenommen. Vergeblich werde

man sagen: der König sei nicht der Verbündete der Mächte gewesen, weil er dies nur durch thätige Theilnahme an dem Bündniß habe werden können. Wenn der gänzliche Abfall der Armee ihm auch nicht erlaubt habe, regelmäßige Kräfte in Bewegung zu setzen: so hätten doch die Franzosen des Westen und Süden, indem sie bis zu 60- und 70,000 Mann die Waffen für ihn ergriffen, den Usurpator in die Nothwendigkeit versetzt, seine Kräfte zu theilen, und auch die, welche ihn nach der Niederlage bei Waterloo bestimmt hätten, alles aufzugeben, wären für die verbündeten Mächte nützliche Hülfskräfte gewesen. Endlich hätten ja diese Mächte, bei weiterem Vordringen in die französischen Provinzen, die Autorität des Königs wieder hergestellt: eine Maaßregel, welche alle Eroberung zum Stillstand gebracht haben würde, wenn diese Provinzen wirklich wären erobert worden. Es springe also in die Augen, daß die Forderung, die man in Hinsicht der Gebietsabtretungen mache, nicht auf Eroberung gegründet seyn könne. Sie könne aber auch nicht auf den Aufwand gegründet seyn, welchen die verbündeten Mächte gemacht hätten; denn wenn es gerecht wäre, daß die durch einen Krieg zum allgemeinen Besten, besonders aber zum Besten Frankreichs, veranlaßten Aufopferungen nicht ihnen zur Last fielen:

so wäre es nicht minder gerecht, daß sie sich mit einer, dem Opfer entsprechenden Entschädigung begnügten, indem sie keine Abtretungen von Gebiet gemacht hätten. Uebrigens lebe man in Zeiten, wo es darauf ankomme, das, in das Wort der Könige gesetzte Vertrauen zu befestigen. Die von Sr. allerchristlichsten Majestät verlangten Abtretungen würden, nach der Erklärung der verbündeten Mächte, daß sie sich nur gegen Bonaparte und dessen Anhänger bewaffneten, nach dem Traktat, worin sie sich anheischig gemacht hätten, die Stipulationen des Vertrags vom 30sten März 1814 aufrecht zu erhalten, und nach so vielen Proclamationen der Oberanführer, worin dieselben Versicherungen wiederholt worden, die entgegensetzte Wirkung hervorbringen. Solche Forderungen müßten, wenn sie erfüllt würden, dem Könige von Frankreich auch das Mittel rauben, seinen Völkern den, ihnen von dem Usurpator eingehauchten, Eroberungsgeist zu nehmen; denn dieser würde in dem Verlangen fortdauern, das wiederzuerhalten, was Frankreich ungerechter Weise verloren hätte. Auch würde man dem Könige solche Abtretungen zum Verbrechen machen, als habe er den Beistand der verbündeten Mächte dadurch erkauft; sie würden also ein Hinderniß für die Befestigung der königlichen Regierung seyn, welche

für rechtmäßige Dynastieen so wichtig, und für die Ruhe von Europa so nothwendig wäre. Endlich würden solche Abtretungen auch jenes Gleichgewicht zerstören, oder wenigstens ändern, an dessen Erhaltung die Mächte so viel Sorge und Opfer verwendet hätten. Sie selbst hätten ja das Gebiet von Frankreich bestimmt. Wie könnte aber das, was sie vor Jahr und Tag nothwendig befunden, jetzt minder nothwendig seyn? In Europa gebe es zwei Staaten, welche Frankreich an Ausdehnung und Bevölkerung überträfen, und ihre relative Stärke werde in eben dem Maaße wachsen, worin Frankreichs absolute Größe vermindert werde. Werde aber dies dem Vortheile Europa's gemäß seyn, werde es selbst dem Vortheile jener beiden Staaten in den Beziehungen entsprechen, worin sie zu einander ständen? Nur das Gerechte sei nützlich. Uebrigens willige der König in Abtretungen auf den Punkten, wo das französische Gebiet durch den Traktat vom 30. Mai vermehrt worden sei. Er willige zugleich in die Bezahlung einer Entschädigung, so wie in eine vorläufige Besetzung."

Diese Erklärung, voll scholastischer Spitzfindigkeiten, konnte nicht den Beifall der verbündeten Mächte haben; sie machte dieselben gleichsam zu Schülern,

die man das ABC des Völkerrechts lehrt, und war in dieser Hinsicht, von wem sie auch herrühren mochte, ein auffallender Mißgriff. Eine förmliche Widerlegung derselben durch die Minister würde am unrechten Orte gewesen seyn. Ohne sich auf die Spitzfindigkeiten einzulassen, nach welchen man hätte gehen müssen, wie man gekommen war, beschränkten sie sich auf die Bemerkung, daß ihre Vorschläge auf nichts weniger, als auf das Recht der Eroberung, gegründet wären, daß sie alle Erörterungen dieser Art geflissentlich vermieden hätten, und daß es ihnen um nichts so sehr zu thun sei, als einerseits um die Befestigung der königlichen Macht in Frankreich, andererseits um einen dauerhaften Frieden, welcher nur in so fern möglich sei, als Frankreichs Nachbarn aufhörten, bittere Zurückerinnerungen und ewige Befürchtungen zu unterhalten. Die französischen Bevollmächtigten beobachteten zwar in Hinsicht des zweiten Princips ein tiefes Schweigen; allein es sei deshalb nicht minder erwiesen, daß für die Zukunft Bürgschaften nöthiger geworden wären, als sie es um die Zeit der Unterzeichnung des Traktats von Paris gewesen. Die letzten Ereignisse hätten in allen Theilen Europa's Bestürzung und Unruhe verbreitet; in einem Augenblicke, wo Souveräne und Völker sich geschmeichelt hät-

ten, nach langen Foltern einen dauerhaften Frieden zu genießen, hätten jene Ereignisse allenthalben neue Bewegungen und die von einer allgemeinen Bewaffnung unzertrennlichen Opfer zur Folge gehabt. Die Erinnerung an einen so plötzlichen Umschlag der Dinge in dem Geiste der Zeitgenossen sogleich auszulöschen, sei ganz unmöglich. Was diese im Jahre 1814 hätte befriedigen können, das könne sie nicht im Jahre 1815 zufrieden stellen. Jene Abgränzungs-Linie, welche um die Zeit des Traktats vom 30. Mai Frankreichs Nachbarn zu beruhigen geschienen hätte, entspreche den gerechten Forderungen nicht, welche sie gegenwärtig machten. Frankreich müsse ihnen also ein neues Unterpfand der Sicherheit darbieten, und es müsse sich dazu eben so sehr nach dem Gefühl der Gerechtigkeit und Nützlichkeit, als um seines eigenen wohlverstandenen Vortheils willen, entschließen; denn, wenn Frankreich glücklich und ruhig werden sollte, so müßten auch dessen Nachbarn es seyn können. Um solcher Beweggründe willen hätten die verbündeten Höfe einige Gebietsabtretungen von Frankreich verlangt. Der geringe Umfang dieser Abtretungen, sogar die Wahl der Punkte, auf welche sie sich bezögen, beweise, daß sie nichts gemein hätten mit Vergrößerungs- oder Eroberungs-Absichten, und daß die Si-

cherheit der benachbarten Staaten der einzige Zweck derselben sei. Diese Abtretungen wären ja nicht von einer solchen Beschaffenheit, daß sie die Integrität Frankreichs angriffen; sie umfaßten ja nur einige abgesonderte Gebiete oder sehr vorgerückte Punkte seines Territoriums, und könnten folglich, wenn sie gemacht würden, weder Frankreichs Civil-, noch dessen Militär-Verwaltung schwächen; Frankreich bleibe deshalb nicht weniger einer von den am besten befestigten Staaten Europa's mit allen Mitteln, der Gefahr einer Ueberschwemmung von Kriegesheeren zu widerstehen. Wenn die Bevollmächtigten Frankreichs diese Abtretungen nur in Hinsicht der Punkte gestatten wollten, welche der Traktat von Paris dem alten Frankreich hinzugefügt habe: so lasse sich schwer begreifen, worin dieser Unterschied gegründet seyn könne, und worauf überhaupt nach der von den verbündeten Mächten aufgestellten Ansicht der Unterschied zwischen alten und neuen Gebieten beruhe. Unmöglich könne man annehmen, daß die Bevollmächtigten Frankreichs in den gegenwärtigen Unterhandlungen die Lehre von der angeblichen Unverletzbarkeit des französischen Gebiets geltend machen wollten. Sie wüßten nur allzu gut, daß diese Lehre, von den Aposteln des revolutionären Systems gepredigt, eins von

den empörendsten Kapiteln jenes willkührlichen Codex gewesen sei, welchen sie dem gesammten Europa hätten aufdringen wollen. Verlangen, daß Frankreich ohne Schwierigkeit seine Ausdehnung vermehren, Provinzen erwerben und seinem Gebiete einverleiben können solle, ohne jemals, es sei auf dem Wege eines unglücklichen Krieges, oder auf dem politischer Vereinbarungen, irgend etwas von seinen alten Besitzungen einzubüßen: dies heiße, jeden Gedanken von Gleichheit und Gegenseitigkeit unter den Mächten zerstören. Alles Uebrige werde in den Conferenzen zur Sprache gebracht werden."

Eine so einfache Antwort konnte wohl nicht anders, als die französischen Bevollmächtigten beschämen. Uebrigens mußte man ins Reine zu kommen suchen. Der Winter war vor der Thür; und wenn Frankreich ein Interesse hatte, sich von den Heeren befreiet zu sehen, welche seine Oberfläche bedeckten: so war das Bedürfniß der Verbündeten, nach so langer Abwesenheit in die Heimath zurückzukehren, kaum geringer, da seit den letzten drei Jahren viele Zweige der innern Verwaltung hatten vernachlässigt werden müssen, und die Völker, wenigstens zum Theil, darüber unruhig zu werden begannen. Erleichtert wurde die Unterhandlung durch die Veränderung, welche gerade in dieser

Zeit im französischen Ministerium durch die Anstellung des Herzogs von Richelieu vorging. Da die französische Regierung im Allgemeinen zur Annahme der von den Verbündeten gemachten Vorschläge bereit war, so wurden auf der Stelle die Befehle zur Räumung Frankreichs ertheilt. Die Suveräne selbst trafen Anstalten zur Abreise. Diese erfolgte in der ersten Hälfte des Octobers. Den 17ten dieses Monats traf der König von Preussen in Potsdam ein. Gleichzeitig mit ihm war der Kaiser von Rußland von Paris abgereiset. Durch einen Umweg über Dijon, Basel, Ulm, Nürnberg, Böhmen und Schlesien langte dieser Monarch den 24. October zu Berlin an, wo er unter Festen bis zum 8. November verweilte; und während dieses Zeitraums wurde zur Befestigung der zwischen den beiden Höfen bestehenden Freundschaftsverhältnisse die Vermählung des Großfürsten Nikolaus, Bruders des Kaisers von Rußland, mit der Prinzessin Charlotte, Tochter des Königs von Preussen, festgesetzt. Der Kaiser von Oesterreich begab sich über Inspruck nach seinen italiänischen Staaten, wo er mehrere Monate verweilte. Seine Gemahlin, die von Wien aus ihm dahin gefolgt war, sah Oesterreich nicht wieder. Sie starb in Italien, und als

Wittwer kehrte ihr Gemahl nach Wien zurück. So die verbündeten Suveräne, während ihre Minister in Frankreich zurückblieben, um den neuen Friedens-Traktat und die mit demselben unauflöslich verbundenen Conventionen zu unterhandeln.

Der neue Friede wurde den 20. November 1815 in Paris unterzeichnet, und bestand aus dreizehn Artikeln, welche theils die Abtretungen, theils die Entschädigungen in baarem Gelde betrafen. Im Großen sollten die Gränzen Frankreichs so bleiben, wie sie 1790 bestanden; wiewohl mit der Abänderung, daß sie, nach den Niederlanden zu, von Quievrain an, den alten Gränzen der niederländischen Provinzen, des ehemaligen Erzstiftes Lüttich und des Herzogthums Bouillon folgen sollten, dergestalt, daß die eingeschlossenen Bezirke von Philippeville und Marienburg mit den Festungen dieses Namens, nebst dem ganzen Herzogthum Bouillon außerhalb des französischen Gebiets blieben. Von Villers bei Orval (auf der Gränzscheidung zwischen dem Departement der Ardennen und dem Großherzogthum Luxemburg) bis nach Perle (auf der großen Straße von Thionville nach Trier) sollte die Linie so bleiben, wie der Traktat von Paris sie bezeichnet hatte; aber von Perle bis nach Houvre sollte sie durch Launsdorf, Waliwick, Schardorf, Nie-

weiling, Pallweiler so laufen, daß alle diese Ortschaften bei Frankreich verbleiben, und dann den ehemaligen Gränzen des Fürstenthums Saarbrücken so folgen, daß Saarlouis und der Lauf der Saar mit den zur Rechten der obenbezeichneten Linie liegenden Ortschaften und ihren Kirchspielen außerhalb der französischen Gränzen blieben. Von Houvre bis an die Lauter sollte nichts verändert werden; aber das gesammte Gebiet am linken Ufer der Lauter, mit Inbegriff der Festung Landau, an Deutschland fallen, ausgenommen Weissenburg, welches, von der Lauter durchschnitten, bei Frankreich bleiben sollte, mit einem Umkreise von nicht mehr als tausend französischen Klaftern auf dem linken Ufer der Lauter. Von der Lauter an sollte der Thalweg des Rheins die Gränzscheidung bilden, das Eigenthum der Inseln unverändert bleiben, und die eine Hälfte der Brücke zwischen Straßburg und Kehl zu Frankreich, die andere zum Großherzogthum Baden gehören. Um zwischen Genf und der Schweiz eine unmittelbare Verbindung zu bewirken, sollte das Ländchen Gex an die Schweiz abgetreten werden, von da bis ans Meer die Gränze wie im Jahre 1790 bleiben, doch die durch den Traktat von 1814 wieder hergestellten Verhältnisse zwischen Frankreich und dem Fürstenthum Monaco zum Vor-

theile des Königs von Sardinien aufhören. Die Schleifung der Festungswerke von Hüningen wurde festgestellt. Zugleich setzte man den in Geld zu entrichtenden Theil der Entschädigung auf die Summe von 700 Millionen Franken; sie wurde durch eine besondere Convention in funfzehn besondere Schuldverschreibungen getheilt, von welchen jede auf 46 Millionen Franken lautete, und von vier zu vier Monaten zahlbar seyn sollte, so daß für die Entrichtung der ganzen Summe der Zeitraum von fünf Jahren angenommen war. Theils zur Bürgschaft für diese Schuld, noch weit mehr aber um die Ruhe Frankreichs zu sichern, sollten 150,000 Mann in Frankreich zurückbleiben, die festen Plätze Condé, Valenciennes, Bouchain, Cambray, Lequesnoi, Maubeuge, Landrecy, Avesnes, Rocroy, Givet nebst Charlemont, Mezieres, Sedan, Montmedy, Thionville, Longwy, Bitsch und die Brückenschanze von Fort-Louis besetzen, und ihren Unterhalt von Frankreich bekommen; die Dauer dieser militärischen Besetzung aber sich nicht über fünf Jahre hinaus erstrecken, und der Suveränetät des Königs von Frankreich keinen Eintrag thun.

So lautete dieser Friedensvertrag, welcher Vielen nur deshalb mißfiel, weil sie bei sich angenommen hatten, die künftige Ruhe Deutschlands fordere

die Losreißung des Elsasses und Lothringens von Frankreich: Personen, welchen Mißbrauch der augenblicklichen Uebermacht für Staatsklugheit, blinde Rachgier für Vaterlandsliebe gilt. Unstreitig mußte Europa auf Schadloshaltungen für die Vergangenheit und auf Sicherheit für die Zukunft dringen, um einen wahren Friedensstand mit Frankreich, so weit er unter den obwaltenden Umständen denkbar war, zu stiften; aber Beides wurde auch auf eine unverkennbare Weise durch den gegenwärtigen Friedensschluß gewährt. Aus dem Standpunkte der Schadloshaltung betrachtet, überstieg der vereinte Werth der Territorial-Abtretungen und Geldleistungen, die Frankreich auferlegt wurden, bei weitem den Aufwand des letzten Feldzuges, der ohnehin größten Theils auf Kosten Frankreichs war geführt worden; aber dafür reichte er bei weitem nicht an die unermeßlichen Summen, welche Frankreich während des Revolutions-Krieges aus allen Staaten Europa's gezogen hatte. Eben diese Geldleistungen und Länderabtretungen boten, aus einem höheren Gesichtspunkte betrachtet, allen benachbarten Staaten neue und sehr wirksame Bürgschaften ihrer künftigen Sicherheit dar: nämlich durch die Errichtung neuer Festungen auf verschiedenen Punkten der Gränze; durch die Zurückgabe der im vorigen

Friedensschlusse von den Niederlanden getrennten Districte; durch die Erweiterung der deutschen Gränzländer an der Saar und der Lauter; durch die Zerstörung der Festungswerke von Hüningen; endlich durch die Wiedervereinigung von ganz Savoyen mit dem sardinischen Staat. Was vielleicht in einen noch höheren Anschlag gebracht werden muß, war die Verlegenheit, worin die französische Regierung durch die Größe der geforderten Contributionen, und durch die Besetzung eines bedeutenden Theils der Nord- und Ost-Gränze durch fremde Truppen gerieth: eine Verlegenheit, welche eine beinahe absolute Unfähigkeit, die Nachbarn zu bedrohen, um so mehr in sich schloß, je größer die Zwietracht in Frankreich selbst war. Der alte Herrscherstamm hatte alle nur denkbare Freiheit, sofern es darauf ankam, sein Verhältniß zu den Franzosen zur Harmonie hinzuleiten; aber es fehlte ihm durchaus an Mitteln, wenn er diese Harmonie durch Nachgiebigkeit gegen den durch die Revolution entsittlichten Volks-Charakter herbeiführen wollte, in welchem Falle sogleich 150,000 Mann zur Hand waren, sich einem solchen Unternehmen zu widersetzen, und Frankreichs Politik in den vorgeschriebenen Gränzen zu erhalten. Im Großen genommen war die vollständigste Reaction erfolgt; aber al-

les, wodurch sie zerstörend werden konnte, war durch die Mäßigung der Suveräne und ihrer Minister entfernt worden, und Frankreich durfte sich glücklich schätzen, die Unbilden, welche es zwei und zwanzig Jahre hindurch an Europa, besonders aber an Deutschland verübt hatte, nicht nachdrücklicher gerächt zu sehen, da es einmal durch die Fügungen des Schicksals in die Hände seiner Feinde gerathen war.

Die Abschließung der Conventionen war mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Im Ganzen wurden in Paris sieben Traktate, nämlich der Haupt-Traktat und vier Neben-Conventionen mit Frankreich, der erneuerte Allianz-Traktat zwischen den vier Höfen und ein Traktat über das künftige Schicksal der ionischen Inseln unterzeichnet. Hierbei sind viele Conferenz-Protocolle, z. B. das über die Zusammensetzung und oberste Leitung der gemeinschaftlichen Occupations-Armee, das über die Vertheilung der von Frankreich abgetretenen Länder, das über die Einziehung und Vertheilung der Geld-Contributionen, ebenfalls als wirkliche Verträge zu betrachten. Als das mühselige Geschäft der Friedensstiftung endlich vollendet war, gingen auch die Minister der verbündeten Höfe von Paris in ihre Heimathen zurück.

Die Mitglieder der Deputirten-Kammer hatten

sich gegen das Ende des Septembers in Paris versammelt; die Eröffnung ihrer Sitzungen aber erfolgte erst zu einer Zeit, wo die verbündeten Suveräne Paris größten Theils verlassen hatten; nur der König von Preussen wohnte derselben in einer kleinen abgesonderten Loge bei. Ludwig der Achtzehnte selbst eröffnete diese Sitzungen durch eine Rede, in welcher er das Drückende der Gegenwart durch die Aussicht auf eine bessere Zukunft zu erleichtern suchte. „Er habe mit den Mächten, welche den Usurpator gestürzt hätten, einen Vergleich abschließen müssen, der Frankreichs gegenwärtige und künftige Verhältnisse mit denselben bestimme, einen Vergleich, welcher mitgetheilt werden solle, sobald er seine letzte Gestalt erhalten habe, wo man sich denn gewiß überzeugen werde, daß die Wohlfahrt des französischen Reichs keine andere Wahl gelassen habe. Im Gefühl der Pflichten, welche derselbe Traktat ihm auferlegt, habe er befohlen, daß ein beträchtlicher Theil seiner Einkünfte in den Staatsschatz fließen solle; und seine Familie habe nicht sobald erfahren, was er gethan, als sie seinem Beispiele gefolgt sei. Zugleich habe er eine Verminderung aller Besoldungen und Ausgaben seines Hauses angeordnet, und in den Departements seiner Minister, so wie in allen Theilen der Staats-

verwaltung Ersparnisse anbefohlen. Er werde sich glücklich schätzen, wenn diese Maaßregeln hinreichten, die Lasten des Staats zu vermindern; in allen Fällen rechne er auf die Ergebenheit der Nation, und auf die Ergebenheit der Kammern. Theils um den Berathschlagungen derselben mehr Gewicht zu geben, theils um sich selbst von dieser Seite mehr Licht und mehr Unterstützung zu verschaffen, habe er die Zahl der Pairs und der Deputirten vermehrt. In seinen Wahlen hoffe er glücklich gewesen zu seyn. Mit Freuden und Zutrauen sehe er jene, wie diese, um sich versammelt, überzeugt, daß sie nie die festeste Grundlage des Staatsglückes, jene freie und biedere Vereinigung der Kammern mit dem Könige, und jene Achtung, welche der Constitutions-Urkunde von Allen, ihn selbst nicht ausgenommen, gebühre, aus den Augen lassen würden. Zwar sei dieselbe, wie jede menschliche Schöpfung, noch mancher Vervollkommnung fähig; aber dabei dürfe man nicht vergessen, daß die Vortheile der Verbesserung den Gefahren der Zerstörung nahe zur Seite ständen. Viele wichtige Gegenstände böten sich annoch dar; es liege den Kammern in ihrer Vereinigung mit dem Könige ob, die Religion wieder blühend zu machen, die Sitten zu reinigen, die Freiheit auf die Achtung für die Gesetze zu grün-

den, die Gesetze mit Frankreichs Lage je mehr und mehr in Uebereinstimmung zu bringen, dem Kredit aufzuhelfen, die Armee zu belohnen, Wunden zu heilen, welche das Herz des Vaterlandes getroffen, die innere Ruhe sicher zu stellen, und auf diese Weise Frankreich auch im Auslande Achtung zu verschaffen."

Nach dieser Rede ließ sich der König nieder, und forderte die Pairs auf, sich zu setzen. Den Deputirten sagte der Kanzler: der König erlaube ihnen, sich niederzulassen. Hierauf legte er den Prinzen, welche den König begleitet hatten (es waren der Bruder des Königs, dessen beide Söhne, und der Herzog von Orleans), den Eid vor: „Ich schwöre Treue dem Könige, Gehorsam der Urkunde und den Gesetzen des Reichs." Die Prinzen wiederholten stehend: „Ich schwöre." Dieselben Worte wiederholten die Pairs und die Deputirten, nachdem der Kanzler jene aufgerufen, sich als gute biedere Pairs von Frankreich zu betragen, und der Graf Vaublanc diese aufgefordert, sich als gute und biedere Deputirte zu verhalten. Nur zwei Unterbrechungen fanden hierbei Statt. Unter den Pairs setzte Herr von Labourdonnaye den Worten: Ich schwöre! folgende hinzu: aber mit dem nöthigen Vorbehalte für Alles, was das Interesse der

Religion erfordert. Und als unter den Deputirten die Reihe an Herrn Domingon, Deputirten von Tarn und Garonne, kam, sagte er: „mein Herr und König! ich halte um Erlaubniß an, mich erklären zu dürfen.“ Hierauf näherte sich der Herzog von Richelieu dem Könige, holte dessen Befehle ein, und erwiederte mit lauter Stimme: „die ältesten Gebräuche der Monarchie erlauben Keinem, in Gegenwart des Königs das Wort zu nehmen, ohne dazu von Sr. Majestät besonders aufgefordert zu seyn.“ Jetzt begnügte sich Herr Domingon mit den Worten: „ich schwöre!“ So zeigte sich auch dies Mal, daß in Einzelnen sehr viel Mißtrauen war. Die Sitzung wurde nun von dem Kanzler für eröffnet erklärt, und die Kammer eingeladen, sich vom nächsten Montag an auf ihren Sammelplätzen einzufinden.

Nur allzu bald offenbarte sich, von welchem Geiste die Kammer der Deputirten beseelt war. „Es ist Pflicht für uns — sagte Herr Lainé, der aufs Neue seine unter Napoleon verlorne Präsidenten-Stelle eingenommen, in der von der Kammer votirten Adresse — es ist Pflicht für uns, Sire, die Gerechtigkeit Ewr. Majestät gegen Die in Anspruch zu nehmen, welche den Thron in Gefahr gesetzt haben. Ihre Gnade, Sire, ist beinahe gränzenlos gewesen; und wir kom-

men nicht, Sie zu bitten, daß Sie das Geschehene widerrufen mögen. Aber wir flehen zu Ihnen im Namen eben dieses Volkes, welches das Opfer der größten Trübsale ist, endlich die Gerechtigkeit da anfangen zu lassen, wo die Gnade geendigt hat. Es müssen Diejenigen, welche noch heute, aufgemuntert durch Straflosigkeit, ihren Empörungsgeist frech zur Schau tragen, der ganzen Gerechtigkeit und Strenge der Gerichtshöfe überliefert werden. Die Kammer wird mit dem nöthigen Eifer zur Entwerfung der Gesetze beitragen, welche zur Erfüllung dieser Wünsche erforderlich sind." Edler betrug sich die Kammer der Pairs, indem sie sich eines solchen Antrags enthielt, welches vorzüglich auf die Bemerkung des Herzogs von Orleans geschah, der, als in der Kammer der Pairs von dem Verfahren gegen die sogenannten großen Sünder die Rede war, ganz unumwunden erklärte: „man müsse den König bitten, nicht zu rächen und zu bestrafen, wohl aber, zu verzeihen und königlich zu vergessen."

Die Ahndung blieb deswegen nicht aus. Geschärft wurden die Gesetze über Vergehungen gegen die Person des Königs und der königlichen Familie, und gegen die Sicherheit des Staats; geschärft auch die gegen den Aufruhr. Zugleich stellte der König in

den Hauptörtern der Departements die Prevotal-Gerichte wieder her, um den Gang der criminellen Gerechtigkeitspflege zu beschleunigen. Diese Gerichte sollten sich mit allen den Verbrechen befassen, welche das peinliche Gesetzbuch den Specialgerichten zuwiese, und zusammengesetzt seyn aus einem Präsidenten, einem Oberrichter (Prevot) und vier Richtern, von welchen diese, nebst dem Präsidenten, unter den Richtern des Gerichts erster Instanz, der Oberrichter aber unter den Obersten der See- und Landarmee gewählt werden sollte. Bald darauf begaben sich die Minister feierlich in die Sitzung der Deputirten-Kammer, um — ein Amnestie-Gesetz vorzuschlagen. Dieses Amnestie-Gesetz war aber nur eine Bestätigung der königl. Verordnung vom 24. Juli, deren wir oben gedacht haben. Das gerichtliche Verfahren gegen Die, welche der erste Artikel jener Verordnung bezeichnete, sollte also fortgesetzt werden, und sofern sich Einige der Verfolgung entzogen hätten, sollte die Strafe in contumaciam als Warnung für Andere vorausgehen. In Hinsicht der Acht und dreißig, die sich hatten aus Paris entfernen müssen, bis die beiden Kammern sich darüber würden erklärt haben, ob sie den Gerichtshöfen zu überliefern seien, wollte man sich mit einer Verbannung begnügen,

welche binnen zwei Monaten erfolgen sollte. Alle Glieder und Verschwägerte der Familie Bonaparte's und deren Nachkommen, bis zum Grade des Oheims und der Neffen einschließlich, sollten für immer aus dem Königreiche verwiesen, und bei Todesstrafe gehalten seyn, dasselbe binnen einem Monat zu verlassen; wobei zugleich verordnet war, daß sie in demselben kein Bürgerrecht haben, keine kostenfrei erlangten Güter, Titel, Renten, Pensionen genießen dürften, und ihre erkauften und bezahlten Güter jeder Art verkaufen müßten. Allen Uebrigen, welche an dem Aufstande und der Thronanmaßung Napoleons mittel- oder unmittelbar Theil genommen, sollte vollkommne und gänzliche Amnestie bewilligt seyn.

Gerade um die Zeit, wo dieses Amnestie-Gesetz bekannt gemacht wurde, hatte der Marschall Ney, Prinz von Moskwa, seine Laufbahn vollendet. Seinem Verlangen gemäß, wurde sein Prozeß bei der Pairs-Kammer geführt; denn eine königliche Verordnung, von den Ministern überbracht, hatte ihr befohlen, unverzüglich über den Marschall Ney ein Urtheil zu fällen, und bei diesem Geschäfte die nämlichen Formen, wie bei den Verhandlungen über Gesetzesvorschläge, beizubehalten, also, daß der Präsident das Verhör mit dem Angeklagten vornehmen, die Zeu-

gen abhören und die Verhandlungen leiten sollte. Dieser Verordnung gemäß eröffnete die Kammer der Pairs das Verfahren wider den Marschall Ney den 4. Dec. Es wurde den 5. fortgesetzt und den 6ten beschlossen. Die Zahl der über ihn abgehörten Zeugen überstieg bei weitem das Erforderliche. Daß nicht alle von gleicher Wichtigkeit waren, versteht sich wohl von selbst. Hauptzeuge war eben der General Bourmont, welcher vor der Schlacht bei Ligny zu den Verbündeten übergegangen war. Sofern es auf eine Thatsache ankam, die ins Reine gebracht werden mußte, lag Ney's Abfall von den Bourbons außer allem Zweifel; und dieser konnte an und für sich nicht gerechtfertigt werden. Anders aber kam die Frage zu stehen, wenn da hätte ausgemittelt werden sollen: wie groß die Schuld oder die Unschuld des Marschalls bei diesem Abfalle gewesen sei. Der Marschall war der Sohn eines Faßbinders in Saare-Louis, von seiner Neigung in den Soldatenstand eingeführt, während der Revolution durch viele Beweise der Tapferkeit und Einsicht zu den ersten militärischen Würden aufgestiegen, voll Liebe für sein Handwerk, und in der französischen Armee als einer der vollendetsten Generale geachtet. Daß ein Mann seiner Art sich besser unter einem kriegerischen Staatschef befand, war

wohl sehr natürlich. Hätte er sich selbst gekannt, so würde er nach Napoleons erstem Falle sich lieber verbannt, als Ludwig dem Achtzehnten Treue geschworen haben; denn alle wahre Treue beruhet auf Liebe, und in dem Marschall Ney war nichts, was ihn hätte bestimmen können, die Bourbons zu lieben. Eigentlich war er an sich selbst zum Verräther geworden, als er Ludwig dem Achtzehnten Treue geschworen hatte: ein Schritt, zu welchem er durch Mangel an Selbstkenntniß verleitet war, wie so viele Andre. Dies war also die Seite, welche seine Vertheidiger hätten auffassen sollen. Statt dessen machten sie seinen Handel verwickelt, um das Urtheil über seine Handlung irre zu leiten. Sofern von einer That die Rede war, konnten seine Richter keinen Augenblick zweifelhaft seyn; auch wurde das Urtheil mit so viel Einmüthigkeit gefällt, daß von 160 Pairs ihm 142 die Todesstrafe zuerkannten. Alle anwesenden Marschälle stimmten für seinen Tod. Desto auffallender war, daß der Herzog von Choiseul seine Stimme verweigerte. „Zweimal, sagte er, wurde ich vormals als Emigrant, da ich bei Calais Schiffbruch gelitten hatte, von einem Tribunal zum Tode verurtheilt, und die Angst, die ich damals ausgestanden habe, erlaubt mir jetzt nicht, für den Tod eines Individuums

zu stimmen, welches sich in derselben Lage befindet, wie strafbar dasselbe auch seyn möge." Unstreitig fühlte der Herzog von Choiseul, wie schwer, wie beinahe unmöglich es ist, da, wo es politische Partheien giebt, die rettende Linie zu halten; unstreitig fühlte er zugleich, wie gewaltthätig es ist, Liebe und Anhänglichkeit gebieten oder erzwingen zu wollen. Marschall Ney selbst zeigte, während des Verfahrens gegen ihn, sehr viel Fassung; und als seine Vertheidiger, von den königlichen Procuratoren in die Enge getrieben, den Umstand geltend machten, daß er aus Saare-Louis gebürtig, und folglich gegenwärtig ein Unterthan des Königs von Preussen sei, erhob er sich von seinem Sitze, und sprach mit lauter und fester Stimme: „ich bin ein Franzose, und will als solcher sterben. Kann ich nur halb vertheidigt werden, so will ich lieber gar nicht vertheidigt seyn; ich appellire, wie General Moreau, an Europa und an die Nachwelt." Sobald der königliche Procurator auf die Todesstrafe für ihn angetragen hatte, entfernte er sich nach seinem Gefängniß. Gegen Mitternacht wurde das Urtheil niedergeschrieben, und die Sitzung war nun wieder öffentlich. Mit dem Marschall hatten sich seine Anwalde entfernt. Jener war kaum nach der Conciergerie zurückgebracht worden, als er

zu essen verlangte; und so groß war die Ruhe seines Gemüths, daß er mit gutem Appetit aß. Als er merkte, daß ein kleines, vorn abgerundetes Messer, dessen er sich bediente, bei der Wache den Verdacht erregte, daß er sich damit erstechen könnte, warf er es von sich. Bald nach Tische verfiel er in einen tiefen Schlaf, aus welchem er um Mitternacht geweckt werden mußte, weil der Archivar der Pairskammer gekommen war, ihm sein Urtheil vorzulesen. Herr Couchy — dies war der Name des Archivars — versuchte es, ihm durch eine herzliche Anrede zu erkennen zu geben, wie peinlich es für ihn sei, ein so trauriges Amt verrichten zu müssen; doch der Marschall unterbrach ihn mit den Worten: „Thun Sie Ihre Schuldigkeit; Jeder muß thun, was er schuldig ist." Nur ein einziges Mal unterbrach er den Archivar während des Lesens, nämlich bei der Stelle des Urtheils, wo vom Gesetz der Thronfolge die Rede war. „Dies Gesetz, sagte der Marschall, ist nicht anwendbar auf mich; es ist bloß für die kaiserliche Familie gemacht worden." Nach beendigter Vorlesung erinnerte Herr Couchy den Marschall an den geistlichen Zuspruch, hinzufügend, der Pfarrer von St. Sulpice habe sich von selbst dazu erboten. Ney gab zur Antwort: „Schon gut, ich will mich bedenken."

Auf die Frage, ob vielleicht ein anderer Geistlicher ihm lieber seyn würde, antwortete er: „Ich bedarf keines Priesters, um sterben zu lernen." Es wurde ihm hierauf gesagt: es hange von ihm ab, ob er seine Frau und seine Kinder sehen wolle; und auf der Stelle bat er den Archivar, ihnen zu schreiben, daß er sie den folgenden Morgen zwischen 5 und 6 Uhr zu sehen wünsche. „Doch hoffe ich, setzte er hinzu, Sie werden der Marschallin mein Todesurtheil nicht bekannt machen; denn dies darf sie nur aus meinem Munde hören." Der Archivar begab sich hierauf zurück, und Ney warf sich, angezogen wie er war, aufs Bett, und schlief unverzüglich ein. Um 4 Uhr weckte ihn die Ankunft der Marschallin, die in Begleitung ihrer Kinder und ihrer Schwester kam. So wie die unglückliche Frau ins Zimmer trat, stürzte sie starr und ohnmächtig zu Boden. Der Marschall und seine Wache hoben sie auf; aber es verfloß eine geraume Zeit, ehe sie wieder zu sich kam, und sich durch Thränen und Schluchzen erleichterte. In einem nicht viel bessern Zustande befand sich ihre Schwester. Nur die Kinder weinten nicht. Stumm und finster standen sie da, wiewohl der älteste von Ney's Söhnen bereits ein Alter von 11 bis 12 Jahren erreicht hatte. Der Marschall sprach viel mit ihm; doch leise und unver-

nehmbar für die Wache. Was er ihm sagte, ist deswegen unbekannt geblieben. Seine Gemahlin suchte er dadurch zu trösten, daß er seinen Tod eine Staatssache nannte, ein Unglück, minder groß, als der Tod ihrer hingerichteten Mutter und Schwester. Dann sprang er auf, und bat die Seinigen, ihn zu verlassen. Sie zogen sich zurück. Jetzt wieder allein mit seiner Wache, ging er in dem Gefängnisse auf und ab, sein Schicksal bearbeitend. In diesem Zustande sagte einer von den Soldaten, ein Grenadier, welcher unter La Roche-Jaquelin gefochten hatte, zu ihm: „Marschall, wäre es nicht gut, wenn Sie in Ihrer Lage an Gott dächten? Denn sich mit seinem Gotte versöhnt zu haben, hat Keiner bereuet." Der Marschall stand still, und nach kurzem Besinnen antwortete er: „Du hast Recht; man muß wie ein rechtschaffner Mann und wie ein Christ sterben. Ich wünsche den Pfarrer von St. Sulpice zu sprechen." Es wurde der Befehl dazu ertheilt; und bald erschien der Geistliche bei dem Marschall, und blieb drei Viertelstunden mit ihm allein. Beim Weggehen versprach er, zurückzukommen, um ihm in den letzten Augenblicken beizustehen. Diese kamen nur allzu bald. Kaum hatte sich der Geistliche zwischen 8 und 9 Uhr eingefunden, so reichte Ney ihm die Hand mit den Worten: „Steigen

Sie zuerst ein, Herr Pfarrer; dort oben komme ich früher an, als Sie.“ Sie fuhren in einem Miethswagen durch den Garten des Luxembourg bis an das Ende der großen Allee, die nach dem Observatorium führt. Hier sollte das Urtheil vollstreckt werden; ein schwaches Gendarmerie-Piquet und zwei Veteranen-Haufen erwarteten den Marschall. Dieser stutzte einen Augenblick, weil er darauf gerechnet hatte, daß man ihn nach der Ebene von Grenelle führen würde; doch faßte er sich sogleich wieder, umarmte den Geistlichen, und übergab ihm seine Dose, um sie der Marschallin zuzustellen, und einige Goldstücke, die er gerade bei sich hatte, um sie unter die Armen zu vertheilen. Festen Trittes betrat er den Richtplatz. Man wollte ihm die Augen verbinden. „Weiß man nicht, sagte er laut, daß ich seit 25 Jahren gewohnt bin, mich den Kugeln und Kartätschen entgegenzustellen?“ Dann fügte er hinzu: „Ich protestire noch einmal vor Gott und Vaterland gegen das Urtheil, das mich verdammt. Zwar habe ich mich hinreißen lassen, aber ich bin kein Verräther. Hierüber rufe ich die Menschen, die Nachwelt und Gott zu Zeugen und Richtern an.“ Hierauf stellte er sich gegen die Mauer, welche das Ziel seines Lebens werden sollte; und, da der Officier, welcher die Hinrichtung zu kommandiren

bestimmt war, kein Wort hervorzubringen vermochte, so rief er den ihm gegenüber stehenden Soldaten zu: „Kameraden, gerade aufs Herz!" Er fiel auf das gegebene Zeichen, von zwölf Kugeln getroffen. Nach einer viertelstündigen Ausstellung wurde der Leichnam nach dem Gebärhause gebracht, wo ein Verwandter des Marschalls ihn abforderte, und am folgenden Tage erhielt. Vor der Marschallin war die Hinrichtung so geheim gehalten worden, daß sie am 7ten Morgens um 10 Uhr noch einmal zum Könige fuhr, um Gnade zu erwirken. Ludwig der Achtzehnte befand sich gerade beim Frühstück, und Niemand wollte ihn stören. Zuletzt war es der Herzog von Duras, welcher ihr sagte, daß es zu spät sei. Erbittert von ihrem Schicksal, begab sie sich bald darauf nach Italien.

Hinrichtungen, wie die des Obersten Labedoyere und des Marschalls Ney, konnten nicht die Wirkungen hervorbringen, die man beabsichtigte; denn das menschliche Herz ist nur allzu sehr zum Mitleide geneigt, wenn es eine Bestrafung von Vergehungen gilt, welche der Gewalt der Umstände zugeschrieben werden müssen. Es ließ sich sogar erwarten, daß die Standhaftigkeit, womit jene beiden Männer vom Leben geschieden waren, für schwache Gemüther etwas

Verführerisches haben könnte, wenn man fortführe, dergleichen Schauspiele zu geben. Aus diesem Grunde vorzüglich wurden die ferneren Hinrichtungen eingestellt, und die Hauptstadt nicht länger zum Schauplatz derselben gemacht. Bald sollte etwas geschehen, woran die Stimmung der Gemüther sich nur allzu gut erkennen ließ.

Maria Thomas de la Valette, ein naher Verwandter Napoleons durch dessen erste Gemahlin, und während der Regierung des Kaisers der Franzosen mehrere Jahre hindurch Ober-Post-Director, hatte dieses eben so einträgliche als wichtige Amt von dem Augenblick an verloren, wo Ludwig der Achtzehnte nach Frankreich zurückgekommen war; ein gewisser Ferrand, ein alter Anhänger des Königs, war an la Valette's Stelle getreten. Als nun am 20. März die königliche Familie Paris verlassen hatte, um sich nach der Nordgränze zurückzuziehen, war la Valette im Posthause erschienen, um von demselben im Namen des Kaisers Besitz zu nehmen. Ferrand hatte sich von ihm verdrängen lassen, und la Valette war bis zur Ankunft der Verbündeten im Besitz der Ober-Post-Director-Stelle geblieben. Bald darauf verhaftet, mußte er sich gefallen lassen, vor dem Assisen-Hof zu erscheinen. Die Hauptklage bestand darin,

daß er den 20. März ein Umlaufschreiben folgenden Inhalts versendet habe: „Der Kaiser wird binnen zwei Stunden, vielleicht noch früher, in Paris seyn; die Hauptstadt ist voll Begeisterung über dies Ereigniß; alles ist ruhig, und, was man auch sagen mag, nirgends wird Bürgerkrieg ausbrechen. Es lebe der Kaiser!" Der Angeklagte suchte sich damit zu rechtfertigen, daß alle seine Schritte darauf abgezweckt hätten, den Bürgerkrieg in Frankreich zu verhindern. Zeugen wurden abgehört; ihre Aussagen waren unbestimmt, und la Valette's Anwald bemühete sich, zu beweisen, daß die angebliche Verschwörung zur Wiederberufung Napoleons ein Hirngespinst sei, und daß die gegen den Angeklagten angeführten Thatsachen theils unrichtig, theils unbedeutend wären. Nichts desto weniger wurde la Valette zur Todesstrafe und zur Bezahlung der Prozeßkosten verurtheilt, wobei ihm nur eine Frist von drei Tagen zur Appellation gestattet war. Der Cassations-Hof bestätigte das Urtheil, und la Valette mußte sich von diesem Augenblick an stündlich auf seine Hinrichtung gefaßt machen. Weshalb dieselbe verschoben wurde, wofern es nicht in der Ueberzeugung geschah, daß ein so hartes Urtheil ungerecht sei, ist ungewiß. In der Zwischenzeit gelang es seiner Gemahlin, die Theilnahme dreier

Engländer für sich zu gewinnen. Es kam auf nichts Geringeres an, als auf eine Entführung la Valette's aus der Conciergerie, wo er gefangen saß; die brittischen Officiere machten sich anheischig, den Verurtheilten über die Gränze zu bringen, damit er sich nach Amerika einschiffen könnte. Die Hauptrolle übernahm la Valette's Gemahlin selbst. Gewohnt, den Unglücklichen täglich zu besuchen, hatte sie keine große Mühe, das Vertrauen der Gefangenwärter zu gewinnen; und da diese nachlässiger geworden waren, so veranstaltete sie in dem gefährlichen Augenblick, wo das Todesurtheil ihres Gemahls dem Könige zur Bestätigung vorgelegt war, eine Verkleidung, welche so gut gelang, daß la Valette unangetastet aus dem Gefängnisse kam. Sie selbst hatte den Muth, an der Stelle des Gatten zurückzubleiben. Dieser, kaum dem Gefängnisse entschlüpft, begab sich in den Schutz der Engländer, und wurde von ihnen einige Tage darauf in brittischer Militär-Uniform auf offenem Wagen durch die Schlagbäume von Paris nach den Niederlanden gebracht. Groß war das Erstaunen über die Möglichkeit dieser Entführung, bei welcher nicht bloß Gefangenwärter, sondern auch eine wachsame Polizei getäuscht werden mußte. Doch noch weit größer war die Bewunderung, deren Gegenstand

die entschlossene Frau war. Selbst den brittischen Officieren wollte man, wiewohl sie in einem fremden Lande die öffentliche Ordnung gestört hatten, den Beifall nicht ganz versagen; um so weniger, weil sie nach entdeckter That ihre Rechtfertigung in der Menschlichkeit suchten, und sich der über sie verhängten Strafe gelassen unterwarfen *). Alle diese Gefühle waren dem Verfolgungsgeiste höchst ungünstig, und führten zur Besinnung über die wahre Beschaffenheit der Ereignisse während des Frühlings. Ihnen verdankten die Generale Drouot und Cambrone ihre Lossprechung, wo nicht ganz, doch größten Theils. Diese Generale waren mit Napoleon von Elba gekommen, um ihm den französischen Thron wieder erobern zu helfen; doch nach der Schlacht bei la belle Alliance waren sie der Armee jenseits der Loire gefolgt und, trotz allen ihnen bevorstehenden Gefahren, in Frankreich geblieben. Sie selbst hatten sich den Richtern überliefert, und hinterher ihr Betragen so gut vertheidigt,

---

*) Die Namen dieser drei Engländer sind: Robert Wilson, Michael Bruce und Thomas Hutchinson. Sie wurden nach entdeckter That verhaftet, und ihre Strafe war ein dreimonatliches Gefängniß.

daß sie als vollkommen unschuldig losgesprochen werden mußten.

Im Großen genommen war durch die Begebenheiten des letzten Sommers etwas bewirkt worden, das, wie sich auch die Dinge wenden mochten, fortzudauern versprach. Frankreich hatte sein Verhältniß zu den Mächten des festen Landes kennen gelernt, und konnte nicht länger den Gedanken unterhalten, daß es allen gewachsen sei. Nächstdem war man, wenn man wollte, im Reinen über Das, was das Genie eines einzelnen Mannes zu leisten vermag, wenn er es darauf anlegt, alles mit sich fortzureißen, und seinen besondern Vortheil zur Richtschnur für Alle zu erheben, die ihm untergeordnet sind. Den Wirkungen des Blitzstrahls konnte das Schicksal verglichen werden, welches durch die Schlacht bei la belle Alliance über Napoleons Familie gekommen war: sie wurde zersplittert und zerstreuet. Während Napoleon selbst nach einer Felseninsel zwischen Afrika und Amerika verbannt wurde, entfernte sich sein Bruder Joseph, begleitet von mehreren französischen Generalen, nach Amerika, wo er sich in den Freistaaten niederließ, indeß seine Gemahlin aus Frankreich nach Deutschland ging, um zu Frankfurt a. M. zu leben. Lucian Bonaparte, eine Zeitlang in Turin verhaftet, hatte Mühe,

nach Rom zurückzukommen. Hier hatte sich der ehemalige König von Holland niedergelassen. Bald schlossen sich Napoleons Mutter, und deren Bruder, der Kardinal Fesch, so wie auch die Prinzessin Borghese, an Beide an. Der ehemalige König von Westphalen ging zu seinem Schwiegervater, dem König von Würtemberg, zurück, legte den Titel eines französischen Prinzen ab, und nahm den eines Herzogs von Montfort an. Die gefangene Königin von Neapel ließ sich mit ihren Kindern in einem kleinen österreichischen Städtchen, Namens Haimburg, nieder. In demselben Lande fand die ehemalige Großherzogin von Toscana, Gemahlin des Generals Bacciochi, ein Obdach neben ihrer Schwester. Das beste Loos traf den ehemaligen Vice-König Eugen Beauharnois, der, durch die Gunst der verbündeten Monarchen reichlich mit liegenden Gründen im Kirchenstaate ausgestattet, und als Erbe seiner Mutter, der verstorbenen Kaiserin Josephine, übermäßig begütert, sich mit seiner Gemahlin im Königreich Baiern niederließ. Seine Schwester, die ehemalige Königin von Holland, seit Jahren schon von ihrem Gemahl getrennt, erhielt die Erlaubniß, sich in der Schweiz niederlassen zu dürfen, wo sie sich Constanz zum Aufenthalt wählte. Murat, noch vor wenigen Monaten König von Neapel, en-

digte rasch, wie ein Abenteurer, der an kein Verbrechen glaubt. Aus Neapel vertrieben, wendete er sich nach Frankreich, wo er, wenige Tage vor den Schlachten in den Niederlanden, ankam. An den Begebenheiten des Feldzugs nahm er keinen Antheil. Nach der Niederlage der Franzosen bei la belle Alliance rettete er sich in das südliche Frankreich. Hier hatte er Mühe, unentdeckt zu bleiben, bis es ihm gelang, aus der Gegend von Toulon mit mehreren Abenteurern nach Corsica zu entfliehen. Während der Ueberfahrt erhob sich ein heftiger Sturm; schon füllte das gebrechliche Fahrzeug sich mit Wasser, und der Untergang desselben schien unvermeidlich, als, im Augenblick der höchsten Gefahr, das Postschiff von Corsica zu Hülfe eilte, und Murat und seine Gefährten rettete. Nach der Landung auf Corsica begab sich der gewesene König von Neapel auf das Landgut des Generals Franceschetti, der ihn freundlich aufnahm. Mit dem österreichischen Hofe waren inzwischen durch Fouché, Herzog von Otranto, Unterhandlungen angeknüpft worden, deren Gegenstand die Niederlassung Murats war; und jener Hof hatte sich nicht abgeneigt bewiesen, ihm einen ruhigen Aufenthalt in Haimburg zu gestatten. Doch Murat konnte nicht vergessen, daß er sechs Jahre lang König

gewesen war; und indem er sich über die Anhänglichkeit der Neapolitaner an seiner Person täuschte, war er nur allzu geneigt, in Napoleons Fußstapfen zu treten. Hierzu von seiner Umgebung aufgemuntert, faßte er den Entschluß, in Calabrien zu einer Zeit zu landen, wo österreichische Truppen das Königreich Neapel besetzt hatten. Seine Absicht war, die Auftritte zu wiederholen, welche Napoleons Landung in Frankreich herbeigeführt hatte, wobei auch er auf nichts so sehr rechnete, als auf die Gunst der Soldaten, welche, wie er wußte, größten Theils nach Calabrien verlegt waren. Ob von Neapel aus vertraute Personen nach Corsica geschickt worden, um ihn zu einer Landung zu bereden, mag dahin gestellt bleiben; genug, Murat wollte lieber seinem Muthe, oder vielmehr seiner Verzweifelung, als der Stimme der Vernunft und Ueberlegung, folgen. Er nahm die Reisepässe an, welcher ein gewisser Macaroni (einer von seinen ehemaligen Beamten) ihm von Seiten der österreichischen Regierung zugeschickt hatte: doch, anstatt sich, den Wünschen des Kaisers von Oesterreich gemäß, auf einer zu Bastia vor Anker liegenden englischen Fregatte auf der Stelle nach Triest einzuschiffen, zog er seine Abreise unter allerlei Vorwänden in die Länge; und als er erfuhr, daß zu

Marseille eine Expedition ausgerüstet würde, die seinem Unwesen auf Corsica ein Ende machen sollte, ging er in der Nacht vom 28sten auf den 29. Sept. mit ungefähr zwei hundert Officieren, Unterofficieren und Soldaten, denen er große Belohnungen versprochen hatte, auf sechs flachen Fahrzeugen von Ajaccio nach Calabrien. Er suchte am 7. Okt. an der Küste von St. Lucido zu landen; da dies aber unmöglich war, so ließ er sich von der Strömung nach Pizzo führen. Hier ging er mit dem General Franceschetti, dem Feldmarschall Notale, den Hauptleuten Lanfranchi, Viagiani, Parqualini und Pernice, acht Ober- und Unterofficieren, zwölf Soldaten, zwei Kammerdienern und einem Koch am 9. Oktober ans Land; die übrigen Officiere und Soldaten blieben zurück, um den ersten Erfolg des gewagten Unternehmens abzuwarten. Kaum war er nun auf dem Marktplatz zu Pizzo angelangt, als er mit lauter Stimme rief: „Ich bin Joachim; ruft Alle: es lebe der König Joachim Murat!“ Wie dies aufgenommen wurde, ist ungewiß. Murat wendete sich alsdann an einige von seinen Leuten, die er aufforderte, ihm zu folgen, die königliche Fahne, welche auf dem Fort von Pizzo wehete, herabzureißen, und die von ihm mitgebrachte Fahne aufzustecken. Als dies geschehen war, schlug er mit seinem kleinen Hau-

fen den Weg von Monte Leone ein. Weder in Pizzo noch in der Umgegend gab es Soldaten, welche seine Fortschritte gehemmt hätten; allein die calabrischen Landleute, voll Erbitterung gegen ihn durch die Zurückerinnerung an die von dem General Manhes verübten Bedrückungen, rotteten sich unter Anführung des Procurators Alcale zusammen, und stürmten auf den Abenteurer ein. Als Murat dies sah, wollte er nach der Küste zurück; aber es war zu spät. Man hatte ihn bereits vom Ufer abgeschnitten. Der Hauptmann Pernice und ein Corsicaner waren getödtet, der General Franceschetti und sieben Andere verwundet, und die Uebrigen vom Kampfe erschöpft, als Murat, im Begriff, sich wieder einzuschiffen, von einem Gendarmen, Namens Trentocapelli, eingeholt, verhaftet und vor den General-Guvernör von Calabrien Nunziante geführt wurde. Jetzt suchte er sich durch die Aussage zu retten, daß er, auf der Fahrt nach Triest durch einen Sturm verschlagen, an Calabriens Küste gelandet sei, um frische Lebensmittel einzunehmen, und sein eignes, übel zugerichtetes Fahrzeug gegen ein geräumigeres und stärkeres zu vertauschen. Doch dieser Aussage widersprachen zwei Dekrete, die man bei den übrigen Verhafteten gefunden hatte: Dekrete, in welchen er sich König beider Sicilien genannt, und zweien

seiner Anhänger Militärbeförderungen und Ehrenstellen verheißen hatte. Gleich am 10. Oktober ernannte der General-Guvernör von Calabrien eine Militär-Commission, welche „den verhafteten französischen General Joachim Murat" in dem Schlosse von Pizzo richten sollte. Diese trat den 13ten zusammen. Der Ausspruch über ihn erfolgte nach eben dem Militär-Gesetzbuche, welches er selbst eingeführt hatte. Mit Fassung vernahm er das Todesurtheil; denn die Kränkungen, welche er von dem Pöbel erlitten, hatten ihn tief gebeugt. Nur eine Scheere wünschte er zu erhalten, um einige Locken, die seiner Gemahlin übersendet werden sollten, abschneiden zu können; aber die Erbitterung seiner Feinde versagte ihm diesen Wunsch, so wie die Bitte, daß man ihn durch einige Soldaten seiner ehemaligen Leibwache erschießen lassen möchte. Noch an demselben Tage wurde das Urtheil vollzogen, und Murat fiel, von mehreren Kugeln getroffen, todt zur Erde, in eben dem Lande, wo er sechs Jahre hindurch als Suverän geherrscht hatte. Er war nicht älter, als 43 Jahr und 6 Monate, als dies Schicksal ihn ereilte.

So stand es am Schlusse des Jahres 1815 um die Glieder einer Familie, die eben so viel Aufsehn als Befürchtungen erregt hatte. Es dürfte aber der

Mühe werth seyn, im Einzelnen anzugeben, was um eben diese Zeit aus so vielen Großen des französischen Reichs geworden war, welche ihre Erhebung theils der Revolution überhaupt, theils ihren Verhältnissen zu Napoleon verdankten.

Wie der Marschall Alexander Berthier, Prinz von Neufchatel und Wagram, zu Bamberg endigte, ist oben erzählt worden. Marschall Brune, der nach einer langen Zurücksetzung, die sich von dem Jahre 1807 herschrieb, während der kurzen Regierung Napoleons eine neue Anstellung gefunden hatte, sah sich, auf einer Reise nach Toulon, zu Avignon von dem Pöbel angefallen, dessen Wuth er durch einen Selbstmord entging. Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, bei Mende verhaftet und auf seinem Landgute zu St. Amand unter Aufsicht gesetzt, verließ Frankreich auf die Bekanntwerdung des Amnestie-Gesetzes, und begab sich in die Staaten des Königs von Preussen. Marschall Massena, Herzog von Rivoli und Prinz von Eßlingen, verdankte seine Ungestraftheit seinem Alter und seiner Kränklichkeit, und wurde nicht weiter in Betrachtung gezogen. Marschall Davoust, Herzog von Auerstädt und Prinz von Eckmühl, erhielt, wegen seiner letzten Dienste und wegen seiner Unterwerfung unter die Autorität des Königs,

die Erlaubniß, sich auf sein Landgut Sevigny zurückzuziehen. Marschall Suchet, Herzog von Albufera, hatte ein gleiches Schicksal. Marschall Moncey, Herzog von Conegliano, zerfiel über den Ney'schen Prozeß mit dem Könige, und wurde wegen seines Ungehorsams zu einer dreimonatlichen Gefangenschaft verurtheilt. Marschall Augereau, Herzog von Castiglione, kränklich und abgelebt, vergrub sich in die Einsamkeit, und starb bald darauf. Von den Marschällen, welche dem Könige treu geblieben waren, wurden Marmont, Victor und Macdonald zu General-Majors der königlichen Leibwache ernannt; Oudinot erhielt zugleich den Oberbefehl über die Nationalgarde von Paris. Marschall Mortier, dessen Betragen zweideutig gewesen war, sah sich auf der Pairsliste gestrichen. Marschall St. Cyr wurde Anfangs zum Kriegs-Minister ernannt, trat aber diesen Posten bald an den General Clarke, Herzog von Feltre, ab.

Auch das Schicksal anderer Generale müssen wir hier erwähnen. Lecourbe, den Napoleon nach seiner Rückkehr wieder angestellt hatte, starb im Oktober zu Befort, wo er Guvernör war, in einem Alter von 55 Jahren. Rapp und Barbanegre erhielten Verzeihung wegen der Standhaftigkeit, womit

der eine Straßburg, der andere Hüningen im Namen Ludwigs des Achtzehnten nach der Niederlage bei la belle Alliance vertheidigt hatte. Drouet, Graf von Erlon, Belliard, Ornano, Colbert und Campi verloren ihre Freiheit; so auch Grouchy. Ameilh flüchtete sich nach England; Mouton, Graf von Lobau, der in der Schlacht bei la belle Alliance gefangen genommen war, kehrte nicht nach Frankreich zurück, sondern blieb in den Niederlanden auf den Gütern seines Schwiegervaters, des Grafen von Arberg. Vandamme entfloh nach den Niederlanden; Clausel nach Amerika. Die Generale Savary und Lallemand, welche das Schicksal Napoleons zu theilen entschlossen waren, wendeten sich zuerst nach Malta und von da nach dem Orient. Lefebre Desnouettes entging den Nachstellungen der Polizei durch eine freiwillige Verbannung nach Amerika. Debelle, Radet, Laborde, Defauxlegiers, Gilly und Dufour wurden erst verhaftet, und dann verbannt. Duvernet endigte, wie Ney, durch einen förmlichen Prozeß, der ihm als Verräther des Königs gemacht wurde. Admiral Linois und General-Lieutenant Boyer wurden von den Engländern ausgeliefert, weil sie gleich auf die erste Nachricht von Napoleons Wiedererscheinung in Frankreich

die dreifarbige Flagge auf der Insel Guadeloupe aufgezogen hatten.

Nicht minder bedeutend war die Veränderung, welche die Hierarchie des Civils traf. Der ehemalige Erzkanzler des Reichs, Cambaceres, Herzog von Parma, mußte in Folge des Amnestie-Gesetzes Frankreich verlassen. Dasselbe Schicksal hatte der ehemalige Erzschatzmeister des Reichs, Lebrun, Herzog von Piacenza. Talleyrand, Prinz von Benevent, blieb als Oberkammerherr in den Diensten des Königs, nachdem er sich genöthigt gesehen hatte, den Posten eines ersten Ministers an den Herzog von Richelieu abzutreten. Maret, Herzog von Bassano, ging nach Oesterreich. Graf Carnot, Minister des Innern, wurde von den Fremden beredet, Frankreich zu verlassen, und begab sich erst nach Warschau, dann nach Magdeburg. Fouché, Polizei-Minister unter Napoleon und Ludwig dem Achtzehnten, hatte kaum seinen Gesandtschaftsposten in Dresden angetreten, als er mit allen Denen geächtet wurde, welche Theil an der Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten gehabt hatten. Zu Diesen gehörten (andere minder bekannte Namen nicht zu nennen) Sieyes, Carnot, Barrere, Tallien, Thibaudeau, Merlin de Douay, Milhaud, Gregoire, Isabeau, Thuriot, Romme;

es waren ihrer in Allem zwei und funfzig übrig geblieben, nachdem acht und funfzig unter der Guillotine und sieben und zwanzig eines gewaltsamen Todes (mehrere als Selbstmörder) gestorben waren.

Man glaubte auf diese Weise einen Niederschlag hervor zu bringen, und bei Vielen, welche diese Verbannung betrieben, mochte der Gedanke vorwalten, daß jetzt endlich das Mittel gefunden sei, die Revolution mit allen ihren Wirkungen aufzuheben.

An die Stelle der Ausgestoßenen traten alte Anhänger des Königs; und der Hauptgedanke der Regierung war, durch diese Zusammensetzung der Behörden die höchste Einheit in ihre Operationen zu bringen. Indeß zeigte sich bald, daß so etwas nicht unternommen werden kann, ohne das Gegentheil von Dem herbei zu führen, was man beabsichtigt hat. Die Kammer der Deputirten, aus lauter entschiedenen Royalisten zusammengesetzt, offenbarte nur allzu bald einen Geist, durch welchen sie, hätte man ihr den Zügel schießen lassen, eine neue Umwälzung bewirkt haben würde. Die Revolution nicht von ihren Wirkungen unterscheidend, und nur darauf bedacht, wie sie Adel und Geistlichkeit auf den Punkt zurückbringen wollte, von welchem beide seit fünf und zwanzig Jahren verdrängt waren, forderte die Deputirten-Kammer unaufhörlich

zu Maaßregeln auf, welche die Regierung nicht nehmen konnte, ohne ihrem wahren Vortheil entgegen zu handeln. So entstand sehr bald eine Trennung, die, indem sie mit jedem Tage wuchs, dem Könige keine andere Wahl ließ, als die Deputirten-Kammer aufzulösen, ehe sie ein ganzes Jahr gedauert hatte.

Für ganz Europa trat durch Napoleons Versetzung nach St. Helena eine Leere ein, wie sie nach großen Anstrengungen, welche endlich zum Ziel geführt haben, unvermeidlich ist. Alle Staaten waren sich selbst zurückgegeben; aber die Freiheit, welche sie dadurch gewannen, hatte für sie sogar etwas Lästiges, weil es nach langen Anstrengungen an einem Gegenstande dafür fehlte. Uebrigens blieb Europa nach so vielen Umwälzungen wesentlich verändert. Der Prinz Regent von Portugal, nach dem Tode seiner Mutter König von Brasilien, kehrte nicht nach Europa zurück, sondern traf die Einrichtung, Portugal durch seinen Statthalter regieren zu lassen. In Spanien war die Parthei der Constitutionellen zu Boden geschlagen; aber Ferdinand gewann keinen andern Vortheil, als den, daß er seine Maaßregeln beinahe täglich verändern durfte. Für Deutschland wurde alles Heil von einem Bundestage erwartet, der, von einem Monat zum andern verschoben, wie es schien, eben so

sehr gefürchtet, als ersehnt wurde; die Idee einer Volksvertretung stieß auf Schwierigkeiten, welche theils in dem Verhältnisse der Staatsbürger unter sich, theils in dem der Regierungen zu den Regierten lagen. Oesterreich und Preussen, jenes in Italien, dieses jenseits des Rheins vergrößert, waren vollauf mit neuen Einrichtungen beschäftigt. Rußland gab dem Theile von Polen, welcher ihm zugefallen war, die Benennung eines Königreichs, und mit derselben eine liberale Constitution, wodurch es wesentlich von dem übrigen Rußland abgesondert wurde. Schweden und Dänemark kehrten, durch die Losreißung Norwegens von dem Letzteren, zu einer Stellung zurück, die beiden das Ansehn gab, als ob sie der europäischen Politik ganz entsagt hätten. Die Türkei stand in einer ruhigen Haltung da, welche nur durch neue Kriege unterbrochen werden konnte.

Nimmt man etwa England aus, so lag ein anhaltender Friede in den Wünschen aller Regierungen, wie aller Völker. Zur Aufrechthaltung desselben verbanden sich drei Monarchen auf eine Weise, welche Vielen auffiel, welche aber vielleicht um so achtungswerther war. Diese Monarchen waren der Kaiser von Rußland, der Kaiser von Oesterreich und der Kö-

von Preussen. Der Bund, den sie errichteten, erhielt die Benennung des heiligen Bundes. Im Namen der heiligen und untheilbaren Dreinigkeit abgeschlossen, enthielt derselbe die Erklärung: „daß nichts weiter beabsichtigt werde, als der ganzen Welt den unerschütterlichen Entschluß zu offenbaren, welchen die Verbündeten gefaßt hätten, sowohl in der Verwaltung der ihnen anvertrauten Staaten, als auch in den politischen Beziehungen mit jeder anderen Regierung nichts Anderes zur Richtschnur zu nehmen, als die Gebote des Glaubens, der Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens: Gebote, die in ihrer Anwendung sich nicht auf das Privatleben beschränkten, sondern auch auf den Willen der Fürsten Einfluß haben und ihre Handlungen leiten müßten. Dem zufolge wollten die contrahirenden Monarchen, entsprechend den Worten der heiligen Schrift, welche allen Menschen Brüder zu seyn befehle, durch die Bande einer wahren und unzertrennlichen Brüderschaft vereinigt verbleiben, und, sich als Landsleute betrachtend, in jedem Falle und an jedem Orte sich einander Beistand, Hülfe und Unterstützung geben; in Beziehung auf ihre Unterthanen aber und ihre Truppen, als Familien-Väter in eben dem Geiste der Brüderlichkeit regieren, von welchem sie zur Bewahrung der Reli-

gion, des Friedens und der Gerechtigkeit beseelt wären: das einzig herrschende Princip sowohl zwischen den erwähnten Mächten als zwischen ihren Unterthanen sollte seyn, einander Dienste zu leisten, sich gegenseitiges Wohlwollen und Liebe zu erweisen, und sich sämmtlich als Mitglieder einer und derselben christlichen Nation zu betrachten. Die drei verbündeten Fürsten wollten sich selbst nicht anders ansehen, denn als von der Vorsehung bevollmächtigt zur Regierung dreier Zweige einer einzigen Familie, und Gott, als den Suverän der christlichen Nationen betrachtend, wollten sie ihren Unterthanen empfehlen, sich von Tage zu Tage in den Grundsätzen und der thätigen Erfüllung der Pflichten zu befestigen, in welchen der göttliche Erlöser die Menschen unterrichtet habe. Aufnahme in diesen heiligen Bund sollten alle diejenigen Mächte finden, welche die heiligen Grundsätze anerkenneten, und die Nothwendigkeit derselben für das Glück der lange erschütterten Staaten fühlten."

Dieser Traktat wurde den 14. September zu Paris abgeschlossen, und als den ersten Urheber desselben nennt man den Kaiser von Rußland. Was darin auffallend ist, verschwindet, sobald man von einzelnen Ausdrücken absieht, welche bisher mehr der Kirche als dem Cabinette angehörten. Frankreich trat dem Bunde

auf der Stelle bei, und nach und nach folgten diesem Beispiele alle europäischen Staaten, bis auf die Türkei und England. Jene konnte sich nicht anschließen, weil kirchliche Gründe zurückhielten; wozu noch kam, daß die Verfügung der verbündeten Mächte über die ionischen Inseln nicht nach ihrem Sinne war. Dieses blieb hinter den andern Mächten zurück, weil es sich nicht die Hände binden lassen wollte für den Fall, daß seine äußeren oder inneren Verhältnisse einen neuen Krieg nothwendig machen sollten; vielleicht auch, weil es einen Antrieb verschmähete, der nicht von ihm ausgegangen war. Auf eine schonende Weise lehnte der Prinz Regent den Beitritt zu dem heiligen Bündniß ab, indem er Großbritanniens Verfassung als Hinderniß angab. Dagegen erlaubten sich die englischen Blätter spöttische Bemerkungen über einen Bund, der seinem Zwecke nach höchst achtungswerth blieb. Doch gerade dieser Zweck war es, was man verdächtig zu machen suchte; und so fehlte es nicht an Verwegnen, welche behaupteten, der heilige Bund diene nur zur Verschleierung ehrgeiziger Absichten, und der Zweck desselben sei, England in Verlegenheit zu setzen. Wer über den Gang der Weltbegebenheiten tiefer nachgedacht, und das Verhältniß der Dinge zu den Personen gründlich erforscht hatte, sah

in dem heiligen Bündnisse einen gutgemeinten Versuch zur Erhaltung der Ruhe und Eintracht in Europa nach so vielen Anstrengungen und Stürmen; einen Versuch übrigens, welcher nicht länger vorhalten konnte, als bis die Ereignisse eine Stärke gewonnen, welche auch über die besten Vorsätze zu siegen pflegt. Nicht alle Keime der Zwietracht waren durch Napoleons Entfernung nach St. Helena und durch die Zurückführung der Bourbons auf den angestammten Thron erstickt worden; und wie leicht konnten sich neue entwickeln, da es für alle Staaten Europa's eine neue politische Schöpfung galt, durch welche Fürstenmacht und Freiheit in Uebereinstimmung gebracht werden sollten! In einer Welt, wie die europäische nun einmal ist, bedarf es oft nur eines Funkens, um die Flamme des Krieges aufs Neue zu entzünden.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druckfehler.

Seite 81 Zeile 12 ist statt Geschicklichkeit zu lesen Gesetzlichkeit.

Seite 143 lies: so hätte Lord Wellington jetzt hinreichende Veranlassung gehabt, sich darüber die bittersten Vorwürfe zu machen.

Seite 160 sind die Namen von Erlon und Reille verwechselt worden; jener befehligte das erste, dieser das zweite Armee-Corps.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buchholz, Friedrich,

Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien

Bd.: 6. Von d. Beendigung d. Wiener Congresses bis zur Bekanntwerdung d. he
iligen Bündnisse. - 1817. - 31

Berlin 1817

Eur. 1004-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10409247-0